



Morten A. Strøksnes

DAS BUCH VOM MEER

oder Wie zwei Freunde
im Schlauchboot
ausziehen, um im
Nordmeer einen
Eisbaer zu fangen,
und dafür ein
ganzes Jahr
brauchen

DVA

Das Buch

Zwei Freunde erfüllen sich einen lang gehegten Traum: Aus den Tiefen des Nordatlantiks wollen sie einen Eishai ziehen, jenes sagenumwobene Ungeheuer, das sich nur selten an der Oberfläche zeigt. Während sie warten, branden wie Wellen die Meeresmythen und Legenden ans Boot, und Morten A. Strøksnes erzählt von echten und erfundenen Wesen, von Quallenarten mit dreihundert Mägen, von Seegurken und Teufelsanglern. Von mutigen Polarforschern, Walfängern und Kartografen und natürlich vom harten Leben an arktischen Ufern, vom Skrei, der vielen Generationen das Überleben auf den Lofoten sicherte, von der Farbe und dem Klang

des Meeres.

Autor

Morten A. Strøksnes, 1965 in Kirkenes an der Barentssee geboren, hat Philosophie, Literaturwissenschaft und Geschichte in Oslo und Cambridge studiert. Er lebt heute als Journalist und Autor in Oslo. Er publiziert in renommierten Medien und hat mehrere vielbeachtete Sachbücher vorgelegt. 2011 bekam Strøksnes den Preis des Sprachrats, der für Sachbücher von herausragender literarischer Qualität vergeben wird. *Das Buch vom Meer* ist sein neuntes Buch und wurde in Norwegen zum Nr.-1-Bestseller. Es erhielt den Kritiker-Preis und den Brage-Preis, den wichtigsten norwegischen

Buchpreis, und erscheint in über 15 Ländern.

Morten A. Strøksnes

DAS BUCH VOM MEER

oder Wie zwei Freunde im
Schlauchboot ausziehen,
um im Nordmeer einen Eishai
zu fangen, und dafür

Aus dem Norwegischen von
Ina Kronenberger und Sylvia
Kall



Deutsche Verlags-Anstalt

*»Bist du zu den Quellen des
Meeres gekommen
und auf dem Grund der Tiefe
gewandelt?«*

Hiob 38,16



1

Dreieinhalb Milliarden Jahre sollten vergehen von der Entwicklung ersten primitiven Lebens im Meer bis zu dem Anruf von Hugo Aasjord, der mich an einem späten Samstagabend im Juli, während eines lebhaften Abendessens im Zentrum von Oslo, erreichte.

»Hast du die Wettervorhersage

für nächste Woche gesehen?«, fragte er.

Wir warteten schon lange auf eine bestimmte Wetterlage. Nicht auf Sonne oder warme Temperaturen, nicht einmal auf trockenes Wetter. Was wir brauchten, war möglichst wenig Wind im Gebiet zwischen Bodø und den Lofoten, genauer gesagt im Vestfjord. Und wer im Vestfjord auf Windstille wartet, sollte Geduld mitbringen. Wochenlang hatte ich den Wetterbericht verfolgt. Ständig wurde starker oder frischer Wind vorhergesagt, nie nur eine leichte

Brise oder gar Windstille. Am Ende schaute ich mir die Prognosen gar nicht mehr an und verfiel in den trägen Osloer Ferienrhythmus aus warmen Tagen und milden Nächten.

Als ich jetzt die Stimme von Hugo hörte, der Telefonieren hasst und nur anruft, um wichtige Nachrichten zu überbringen, wusste ich, dass die Langzeitvorhersage endlich stimmte.

»Ich besorge mir morgen ein Ticket und lande am Montagnachmittag in Bodø«, antwortete ich.

»Gut, bis dann.«

Im Flugzeug nach Bodø sah ich aus dem Fenster auf das hinunter, was ich mir als aufgefalteten Meeresboden vorstellte. Vor ein paar Milliarden Jahren war die ganze Erde von Wasser bedeckt gewesen, vielleicht mit Ausnahme einiger weitverstreuter kleiner Inseln. Noch immer macht das Meer siebzig Prozent der Erdoberfläche aus. Jemand hat einmal geschrieben, unser Planet sollte eigentlich nicht »Erde« heißen, sondern »Meer«.

Unter mir erstreckten sich Gebirge, Wälder und Hochebenen, bis wir schließlich Helgeland

erreichten. Dort öffnete sich das Land zum Westen hin in Fjorde und schäumendes Meer, bevor sich die Grenze zwischen Himmel und Wasser am Horizont in einem Grauschimmer auflöste, der an Vogelfedern erinnerte. Jedes Mal, wenn ich Oslo verlasse und in den Norden reise, habe ich das Gefühl von Befreiung – Befreiung vom Leben im Landesinneren, von den Ameisenhaufen, den Tannen, den Flüssen, den Süßwasserseen und dem gurgelnden Moor. Raus aufs Meer, frei und endlos, rhythmisch und wogend wie die alten Seemannslieder

aus der Zeit der Segelschiffe. Sie wurden über die Weltmeere hinweg bis in klassische Häfen wie Marseille, Liverpool, Singapur und Montevideo gesungen, während man an Deck die Segel hisste, trimmte oder reffte.

Seeleute an Land wirken häufig wie rastlose Gäste. Selbst wenn sie nie wieder zur See fahren werden, erwecken sie in Gesprächen und in ihrem Verhalten den Anschein, als wären sie nur kurz zu Besuch. Die Sehnsucht nach dem Meer werden sie nie ganz los. Das Meer, das nach ihnen ruft, muss sich jedoch mit

abweichenden
begnügen.

Antworten

Einen solchen geheimnisvollen Drang muss auch mein Urgroßvater verspürt haben, als er das schwedische Binnenland verließ und durch Täler und über Berge nach Westen wanderte. Wie ein Lachs folgte er den großen Flüssen, zuerst gegen den Strom, dann mit ihm, bis er das Meer erreichte. Als Grund für die Wanderung soll er angegeben haben, er müsse unbedingt das Meer mit eigenen Augen sehen. Er hatte aber ganz sicher nicht die Absicht, jemals wieder dorthin

zurückzukehren, von wo er gekommen war. Vielleicht ertrug er den Gedanken nicht, für den Rest seines Lebens mit gebeugtem Haupt über die kargen Äcker einer schwedischen Berglandschaft zu laufen. Er muss ein Mensch gewesen sein, der sich von Stimmungen leiten ließ, ein Träumer mit kräftigen Beinen, denn er schaffte es bis zur norwegischen Küste. Hier gründete er eine Familie und heuerte später auf einem Frachtschiff an. Irgendwo im Pazifik ging sein Schiff dann unter, und alle an Bord ertranken, ganz so, als wäre der Mensch vom

Meeresgrund gekommen und müsste auch wieder dahin zurück. Als gehörte er eigentlich dorthin und hätte es die ganze Zeit über gewusst. So stelle ich es mir jedenfalls vor.

Das Meer hat Arthur Rimbauds dichterische Fähigkeiten freigesetzt. Es wurde zum Schlüssel für eine neue Sprache, die ihn selbst und sein dichterisches Werk in die Moderne führte, und zwar mit *Le Bateau ivre* (Das trunkene Schiff) von 1871. Das lyrische Ich des Gedichts, also das Schiff selbst, ist ein alter Frachter, der die Freiheit des Meeres erleben

will und sich steuerlos einen großen Fluss hinabtreiben lässt, bis er die Küste erreicht und in offenes Fahrwasser gelangt. Das Schiff gerät in einen gewaltigen Sturm und sinkt auf den Grund, um dort Teil des Meeres zu werden:

*»Des Meers Gedicht! Jetzt konnt ich
mich frei darin ergehen,
Grünhimmel trank ich, Sterne,
taucht ein in milchigen Strahl
und konnt die Wasserleichen zur
Tiefe gehen sehen:
ein Treibgut, das versonnen und
selig war und fahl.« ¹*

In meinem Flugzeugsitz versuche ich weitere Brocken zu rekonstruieren, die ich von dem trunkenen Schiff noch in Erinnerung habe. »Ich folgt und folgt der Horde von wildgewordnen Kühen ...« Und zwischen wogenden Tangbüscheln, die das trunkene Schiff ansaugen und festhalten, verwest auf dem Meeresgrund der Leviathan. Das Schiff hört die Brunstlaute des Pottwals im tiefen Dunkel des Mahlstroms, sieht volltrunkene Schiffswracks, in denen es von Läusen und abscheulichen Schlangen, golden schimmernden singenden

Fischen, elektrischen Mondsicheln und schwarzen Seepferdchen nur so wimmelt – von Dingen also, die der Fantasie von Menschen entsprungen sein müssen.

Das Schiff wird von Erscheinungen heimgesucht und erlebt die erschreckende, befreiende Kraft des Meeres, sein Toben und Tosen, bis es kraftlos und gesättigt erscheint. Nun sehnt es sich plötzlich nach dem Festland. Nach den stillen dunklen Tümpeln der Kindheit.

Als Rimbaud das Gedicht als Sechzehnjähriger schrieb, hatte er das Meer noch nie gesehen.



2

Hugo lebt auf der Insel Engeløya, die zur Gemeinde Steigen gehört. Um von Bodø aus dorthin zu gelangen, muss man mit dem Schnellboot Richtung Norden fahren. Es schlängelt sich durch ein Gewirr von Inseln und kleinen sturmzerzausten Dörfern, die sich an die äußersten Zipfel des Festlands klammern. Nach gut zwei Stunden

legt das Boot in Bogøy an, einem kleinen Ort an der Brücke nach Engeløya.

Am Kai erwartet mich Hugo mit guten Nachrichten: Wir haben wahrscheinlich schon den Köder. Vor drei Tagen wurde hier ein Schottisches Hochlandrind erlegt. Die Schlachtabfälle liegen noch an Ort und Stelle, wir brauchen sie uns bloß zu holen. Das muss allerdings bis zum nächsten Tag warten, denn es regnet, als wir über die Brücke nach Engeløya zu Hugos großem Einfamilienhaus fahren. Es hat einen Turm auf dem Dach, eine Galerie im

Keller und gute Sicht über den Vestfjord.

Wer Hugos Grundstück betritt, könnte meinen, in ein Seeräuberlager geraten zu sein. Dinge, die bei einem Raubzug entlang der Küste erbeutet worden sein könnten, liegen in der Garage, während der Weg zur Galerie von Ausstellungsobjekten oder Trophäen gesäumt wird. Vieles davon hat Hugo im Meer gefunden, unter anderem einen alten Schiffsbug und ein paar große, alte Anker. Die Schiffsschraube eines englischen Trawlers, der vor der Inselgruppe

Skrova untergegangen ist, hat einen Platz im Garten bekommen. Am Schuppen hängt ein russisches Schild, das Hugo aus dem Meer gefischt hat. Er hatte zunächst angenommen, es käme von einem russischen Schiff, es hat sich jedoch herausgestellt, dass es sich um ein Wahlplakat aus Archangelsk handelt. Neben dem Hauptschuppen hat Hugo weitere Bretterverschläge und einen Stall errichtet, der die beiden Shetlandponys Luna und Veslegloppa beherbergt. Im Schuppen und um ihn herum haben immer schon mehrere Boote gelegen. Den Plattgatter, ein

Mahagoniboot, das so aussah, als hätte es Sehnsucht nach der Riviera, hat er verkauft.

Hugo hat in seinem ganzen Leben noch kein Fischstäbchen gegessen. Und er hat auch nicht die Absicht, den Geschmack davon zu ergründen. Nach einer Suppe aus frisch gepflückten Brennnesseln und Liebstöckeltrieben, Linsen und hausgemachter Elchwurst sowie einem Glas Wein gehen wir hinunter in die Galerie. Hugos Ölgemälde sind weitgehend abstrakt, aber die Leute hier im Norden neigen dazu, in ihnen konkrete Landschaftsbilder vom

Meer zu sehen, also Motive aus ihrer unmittelbaren Umgebung. Das ist verständlich, denn die Gemälde zeigen das charakteristische Licht der Küste nördlich des Polarkreises, vor allem im Winter. Hugos Markenzeichen ist der leicht wiedererkennbare arktische Blauton, der an den kalten, klaren Tagen der Polarnacht herrscht. Im Übrigen ist es an solchen Tagen keineswegs vollkommen dunkel. Man kann das gesamte Lichtspektrum finden, auch wenn es heruntergedimmt oder eingeschlossen wirkt. Die Farben des Himmels bekommen etwas von einer

tief eingekapselten Glut, und
bisweilen flackern ganz ohne
Vorwarnung Nordlichter wie
psychedelische Improvisationen auf.
Ein paar Gemälde, an denen er gerade
arbeitet, zeigen die Batterie Dietl an
der Fjordseite der Insel. Dort haben
die Deutschen während des Zweiten
Weltkriegs Nordeuropas größte und
teuerste Festung angelegt.
Zehntausend deutsche Soldaten,
Zwangsarbeiter aus ganz Europa und
russische Kriegsgefangene hielten
sich dort auf und erbauten eine der
größten nordnorwegischen Städte
mit Kinosaal, Krankenhaus, Kasernen,

Speisesälen und sogar Bordellen, in die man Frauen aus Deutschland und Polen brachte. In der Umgebung wurden Radaranlagen, Wetterstationen und Kommandozentralen errichtet, in denen neueste technologische Entwicklungen zum Einsatz kamen. Die Kanonenbatterie sollte den gesamten Vestfjord abdecken und hatte eine Reichweite von zig Kilometern. Die Bunker gehen heute noch mehrere Etagen tief in die Erde. Obwohl Hunderte von russischen Gefangenen bei der Zwangsarbeit ums Leben gekommen sind,

empfindet Hugo die Gegend als einsam und friedlich. In seinen Gemälden kann man die Batterie nur als kubistische Form erahnen.

Vor einigen Jahren hat Hugo eine Katze ausgestellt, die auf natürliche Weise mumifiziert worden war. Sie hatte sich zum Sterben in die Wand eines alten Stalls zurückgezogen. Nachdem bekannt geworden war, dass er sie bei der Biennale in Florenz ausstellen wollte, konfrontierte die Zeitung *Avisa Nordland* Hugo mit der Frage: »Ist eine tote Katze Kunst?«

Hugo ist an beiden Ufern des

Vestfjords aufgewachsen und hat sich in seinem Leben immer am oder auf dem Meer aufgehalten. Nur ein einziges Mal hat er längere Zeit im Landesinneren verbracht, während seines Studiums in Münster, wo er als jüngster jemals zugelassener Bewerber an der renommierten Kunsthochschule angenommen worden war. In den Straßen sah man zu dieser Zeit noch viele Kriegsversehrte, denen ein Arm fehlte, die an Krücken gingen, im Rollstuhl saßen oder entstellt waren. Seine Kommilitonen waren politisch radikale Deutsche, die sich zwar

lautstark zum Vietnamkrieg äußerten, für die der Zweite Weltkrieg aber tabu war. Hugo fuhr gern mit dem Zug nach Hamburg, denn irgendwo auf dieser Fahrt änderte die Luft ihre Konsistenz, sie wurde rauer und schmeckte plötzlich nach Meer.

Bei seiner Rückkehr nach Norwegen hatte er Examensurkunden im Gepäck, die bezeugten, dass er die klassischen Techniken der Malerei, Grafik und Bildhauerei beherrschte. Aber er hatte noch etwas anderes mitgebracht: Dass er einst dem radikalen deutschen Studentenmilieu

der 1970er-Jahre angehört hat, hängt ihm bis heute an. Es geht dabei weniger um Politik, denn Hugo war nie besonders radikal. Auch nicht um Stil, trotz der runden Brille, des Schnurrbarts und der langen schwarzen Haare. Es geht vielmehr um eine unkonventionelle Einstellung zu der Frage, was für ein Leben man führt. Außerdem hat er sich eine Unart zugelegt: Er schaut jeden Nachmittag um siebzehn Uhr *Derrick*. Und Gnade dem, der ihn dabei stört.

Nachdem mir Hugo seine neuen Arbeiten gezeigt hat, gehen wir nach

oben in die Dachstube. Von dort können wir die fruchtbare Engeløya überblicken. Es ist ein milder Sommerabend, Tau hat sich auf das Gras und die schwarzen Äcker im südlichen Teil der Insel gelegt, und eine große Stille liegt über dem schlafenden Land. Selbst ein Flüstern ist jetzt weit zu hören. Um uns herum wachsen jede Menge Laubbäume: Birken, Ebereschen, Salweiden und Espen. Ich trete auf die schiffsbrückenartige Veranda an der Vorderseite des Hauses. Unter den Bäumen ist es alles andere als still. Die Blätter sind von Pollenstaub

überzogen und schwitzen Chlorophyll aus. Ich höre Bekassinen, Brachvögel und Waldschnepfen. Im Hintergrund erklingen weitere Vogelstimmen, meine Ohren brauchen etwas Zeit, um sie voneinander unterscheiden zu können. Das Birkhuhn gluckst, die Drossel schlägt, der Kuckuck ruft seinen Namen. Finken, Spatzen und Meisen zwitschern. Die Brachvögel geben oft einen melancholischen einsamen Pfeiflaut von sich, aber sie können auch plötzlich das Tempo wechseln und Töne produzieren, die an die freundliche Version einer

Maschinengewehrsalve erinnern. Ein Vogellaut klingt eher trocken, wie eine Geldmünze, die auf einen Tisch fällt.

Eine Sumpfohreule flattert in geringer Höhe vorbei. Der Fjord glänzt weiß. Noch ist der Schnee auf den schwarzen Berggipfeln der Insel nicht geschmolzen. Sie sind so hoch, dass insgesamt drei Jagdflugzeuge an ihnen zerschellt sind. Zwei Starfighter Anfang der 1970er-Jahre und ein deutscher Tornado, der 1999 bei Bøsandøya auf den Strand stürzte, nachdem sich die beiden Piloten per Schleudersitz hatten retten können.

Sie wurden von kleinen Booten aufgelesen, die zum Seelachsangeln zwischen Engeløya und Lundøya im Skagstadsund unterwegs waren.

Die Vogelwelt von Engeløya ist völlig anders als die auf der Inselgruppe Skrova, die jenseits des Vestfjords liegt und zu den Lofoten gehört. Dort gibt es nur Seevögel. Auf Skrova restaurieren Hugo und Mette gerade eine alte Fisch- und Tranfabrik, das Aasjordbruket. Wie der Name schon sagt, war der Betrieb in der Hand von Hugos Familie, allerdings nur für ein paar Jahrzehnte. In den frühen 1980er-

Jahren wurde er stillgelegt und verkauft. Als Hugo und Mette ihn zurückkauften, war er ziemlich verfallen. Heute ist die Anlage in Teilen restauriert. Aber Mette und Hugo haben damit noch allerhand vor: Hier soll das neue kulturelle Zentrum von Skrova entstehen, mit Ausstellungen, Lesungen und Konzerten.

In einer landwirtschaftlich geprägten Gemeinde wie Engeløya ist alles, einschließlich der Mentalität, anders als in einem »salzigen« Außenposten wie dem Fischerdorf Skrova. Gleich hinter der

gleichnamigen Inselgruppe ist das Meer mehrere Hundert Meter tief. Das Aasjordbruket auf Skrova soll der Ausgangspunkt für unser Haifangprojekt werden.

In der Stube erzählt Hugo eine seltsame, für ihn aber nicht untypische Geschichte. Wie er eigentlich darauf gekommen ist, weiß ich nicht mehr, aber er hat ohnehin eine besondere Gabe, von einem Punkt zum nächsten zu springen. Diesmal erzählt er, wie er einmal ein Widderjunges adoptiert hat, das erlegt werden sollte, weil der Bauer

der Meinung war, mit ihm stimme etwas nicht. Hugo tat der kleine Widder leid, und er nahm ihn mit nach Hause. Der Widder zog in die Küche ein, und sie planten, ihn im Herbst zu schlachten. Als Hugo den Bauern einige Wochen später im Laden traf, ließ er die etwas unbedachte Bemerkung fallen, es sei nur ein wenig schade, dass der Widder so allein sei. Daraufhin brachte der Bauer einen weiteren Widder vorbei.

Über Monate und Jahre wurden die beiden Widder gefüttert, bis sie groß und stark waren – und

schwer zu bändigen. Mit der Zeit wurden sie zur Bedrohung für die Kinder, aber auch für die Hunde. Daher lockte Hugo sie in sein Boot und setzte sie auf einer kleinen unbewohnten Insel aus. Dort konnten sie ungestört weiden.

Sie fraßen sich dick und rund, ließen aber jegliche Dankbarkeit vermissen. Wenn Hugo sich der Insel näherte, schwammen sie ihm oft entgegen. Dabei liefen sie Gefahr zu ertrinken, weil sich ihre Wolle voll Wasser sog, und er musste sie retten. Als Hugo an einem schönen Sommertag mit dem Boot anlegte und

nichts Böses ahnend an Land ging, fiel ihn einer der beiden Widder an. Als krönenden Abschluss der Geschichte schiebt Hugo den Ärmel seines Pullovers hoch und zeigt mir eine lange, breite Narbe auf dem Oberarm.

Kurz darauf wurden die beiden Widder geschlachtet. Die Sympathie der Familie für die Tiere war nun vollends dahin. Heute hängen die Felle über einem Balken im Schuppen.

Es war ein Abend wie dieser vor zwei Jahren, als Hugo zum ersten Mal auf Eishaie zu sprechen kam. Hugos

Vater war seit seinem achten Lebensjahr mit auf Walfang gefahren und hatte beobachtet, wie Eishaie aus der Tiefe heraufkamen und große Stücke Walspeck fraßen, während die Mannschaft neben dem Boot das erlegte Tier abspeckte. Hugos Vater hatte erzählt, wie sie einmal einen aufdringlichen Eishai harpuniert hatten und ihn am Schwanz aus dem Wasser zogen. Selbst halb tot und mit einer Walharpune quer durch den Rücken, verschlang er noch ein großes Stück frisches Walfleisch, das an Deck lag.

Es dauert Ewigkeiten, bis ein

Eishai stirbt. Bisweilen lag er stundenlang an Deck und blickte allen hinterher, die dort herumliefen, was selbst vielen hartgesottenen Fischern unheimlich war. Hugos Vater erzählte, wie sie an einem warmen Sommertag mit einem Fischerboot namens »Hurtig« über den Vestfjord geschippert waren. Einer der Fischer wollte sich zwischendurch abkühlen und sprang ins Meer. Zur großen Belustigung der restlichen Mannschaft kam er jedoch blitzschnell zurück ins Boot, als nur wenige Meter entfernt ein Eishai an der Wasseroberfläche auftauchte.

Solche Geschichten nährten Hugos Fantasie und gärten schon seit vierzig Jahren in ihm. Wenn er vom Eishai erzählte, begannen seine Augen zu glänzen, und seine Stimme nahm einen besonderen Klang an. Die Geschichten, die er als Kind gehört hatte, ließen ihn nicht mehr los. Hugo hat in seinem Leben fast alle Meerestiere schon einmal in natura gesehen, doch noch nie einen Eishai.

Dasselbe gilt für mich. Hugo musste sich nicht groß ins Zeug legen, um mich zu überreden. Ich schluckte den Köder sofort. Auch ich bin am Meer aufgewachsen und habe

schon als Kind geangelt. Wenn etwas anbiss, hatte ich immer das Gefühl, alles Mögliche aus der Tiefe fischen zu können. Dort unten gab es eine eigene Welt mit unzähligen Geschöpfen, über die ich so gut wie nichts wusste. In Büchern hatte ich Abbildungen aller bekannten Meereslebewesen gesehen, und schon das waren ziemlich viele. Das Leben dort unten kam mir jedenfalls vielfältiger und spannender vor als das Leben an Land. Sonderbare Kreaturen schwammen fast direkt unter unserer Nase herum, aber wir konnten sie nicht sehen und nicht

berühren, wir konnten nur ahnen, was in der Tiefe vor sich ging.

Seitdem hat das Meer für mich nichts an Anziehungskraft eingebüßt. Vieles von dem, was wir als Kind rätselhaft und spannend finden, verliert bereits in der Jugend seine Faszination. Aber das Meer wurde für mich nur noch größer, tiefer und fantastischer. Vielleicht war dabei eine Art Atavismus im Spiel, eine Eigenschaft, die mehrere Generationen übersprungen hatte und von meinem Urgroßvater, der seine Tage auf dem Meeresgrund beschlossen hatte, auf mich

übertragen worden war.

Hugos Pläne übten auch noch einen anderen Reiz auf mich aus – etwas, das ich damals nicht erkannt habe und vielleicht bis heute nicht klar sehen kann, höchstens als Aufflackern am Rand meines Blickfelds, wie das rotierende Licht eines Leuchtturms, das mit seinen Blitzen die Dunkelheit zerreißt.

Ich hatte zu dem Zeitpunkt zwar viel zu tun, aber trotzdem antwortete ich, ohne zu zögern: »Ja, lass uns rausfahren und einen Eishai fangen.«



3

Wir Menschen haben die Erde kartiert und füllen die weißen Flecken auf der Landkarte nicht mehr mit sonderbaren, unserer Fantasie entsprungenen Monstern und Fabelwesen. Doch das sollten wir vielleicht tun, denn das Leben auf diesem Planeten ist bei Weitem noch nicht vollständig erforscht. Bis jetzt wurden von der Wissenschaft knapp

zwei Millionen Tierarten beschrieben, aber Biologen schätzen, dass es insgesamt rund zehn Millionen mehrzellige Organismen auf der Welt gibt. ²—Die größten Entdeckungen warten im Meer. Dort tauchen ständig Lebensformen auf, von deren Existenz wir bis vor Kurzem noch keine Ahnung hatten. Selbst über große Lebewesen, die nahe der Küste vorkommen, wissen wir oft nur wenig. Auf der Erde gibt es möglicherweise genauso viele Haie wie Menschen. ³—Und wem ist schon bewusst — mal abgesehen von Hugo —, dass in den tiefen Gräben

und Rinnen des Vestfjords Eishaie schwimmen – eine Haiart, die sieben bis acht Meter lang und zwölfhundert Kilo schwer werden kann?

Der Eishai ist ein Urzeitwesen, das am Grund tiefer norwegischer Fjorde bis hinauf zum Nordpol schwimmt. Tiefseehaie sind normalerweise viel kleiner als Haie in flacheren Gewässern. Der Eishai bildet eine Ausnahme. Er kann größer werden als der Weiße Hai und ist damit der größte fleischfressende Vertreter seiner Art (Riesenhai und Walhai werden größer, ernähren sich aber

von Plankton). Meeresbiologen haben vor Kurzem festgestellt, dass ein Eishai zweihundert Jahre alt werden kann. Theoretisch könnte der Eishai, den wir fangen wollen, also während der Napoleonischen Kriege geboren worden sein.

Anders als beispielsweise der Heringshai steht der Eishai nicht unter Naturschutz und darf gejagt werden, nur interessiert sich keiner für das Fleisch des massigen Haikörpers.

An jenem Abend vor zwei Jahren fiel die Entscheidung: Koste es, was es wolle, wir würden ein

solches gefräßiges Monster fangen, das viele Hundert Millionen Jahre Evolution auf dem Buckel hat, potenziell tödliche Giftstoffe im Blut, Parasiten in den Augen und Zähne wie an einem überdimensionierten Fangeisen, nur wesentlich mehr.

Der Sommernachtshimmel verfärbt sich orange. Wir sitzen da und tauschen »Eishaineuigkeiten« aus, denn seit unserem letzten Treffen haben wir beide einiges aufgeschnappt. In den meisten schriftlichen Quellen heißt es, der Eishai sei träge und schlaff. Die

schnellsten Haiarten können eine unglaubliche Spitzengeschwindigkeit von etwa siebzig Stundenkilometern erreichen. Hugo will es nicht in den Kopf, dass der Eishai angeblich so weit hinter ihnen zurückbleibt.

»Wie kommt es dann, dass man im Magen von Eishaien Überreste von Eisbären sowie extrem schnelle Seefische wie den Heilbutt oder große Lachse gefunden hat? So träge können sie also gar nicht sein«, meint Hugo.

»Eine Theorie besagt ja, dass Eishaie ihre Beute mit den Augen hypnotisieren, die im Dunkeln grün

leuchten. Die meisten Eishaie haben nämlich einen Parasiten, der die Hornhaut angreift und die Tiere halb blind macht. Auf einigen Abbildungen sieht es aus, als würden dem Eishai kleine Würmer aus den Augen hängen. Vielleicht lässt dieser Parasit ihre Augen grün leuchten. Aber das ist noch nicht umfassend erforscht«, sage ich, äußerst zufrieden darüber, dass ich Hugo etwas über das Meer erzählen kann, was er vielleicht noch nicht weiß.

Die Freude währt nicht lange. Hugo ist keineswegs beeindruckt.

»Und wie schafft der Eishai es

dann, in Alaska Rentiere zu fangen? Und wie gelingt es ihm, Seevögel zu erbeuten? Hypnotisiert er die vielleicht auch?«

Hugo hält mir einen kleinen Vortrag über den Sinnesapparat des Eishais: »Wie viele andere Haie auch nimmt er Spannungen von einem Milliardstel Volt wahr, und zwar mithilfe eines besonderen Sinnesorgans, der sogenannten Lorenzinischen Ampullen. Das sind gallertgefüllte Kanäle in seinem Maul. Auch wenn er blind oder halb blind ist, stellt das für ihn kein großes Handicap dar, weil es in der

Tiefe ohnehin dunkel ist. Der Eishai spürt die winzigen Veränderungen in der elektromagnetischen Spannung, die von seiner Beute verursacht werden. So nähert er sich vermutlich auch den Robben, die auf dem Meeresboden schlafen, und schlägt dann zu.«

Ich versuche zu verbergen, dass diese Information neu für mich ist.

»Wusstest du etwa nicht, dass Robben auf dem Meeresboden schlafen?«, fragt er fast hämisch und fährt fort: »Vielleicht fängt der Eishai auf diese Weise Tiere, die viel

schneller sind als er. Womöglich spürt er Fische auf, die verletzt oder geschwächt sind oder sich im Sand eingegraben haben. Vielleicht bewegt er sich für gewöhnlich langsam und lautlos, perfekt getarnt und schnappt dann zu ... Aber ich bin mir ziemlich sicher, dass er auch zu schnellen Spurts in der Lage ist. Das ist die einzige logische Erklärung«, stellt er abschließend klar.

Einige Details haben wir noch nicht diskutiert: Was machen wir, wenn wir tatsächlich einen Eishai an die Oberfläche bekommen? Vielleicht sollten wir versuchen, ein Seil um

seinen Schwanz zu binden und das Tier rückwärts hinter uns herzuziehen, damit es das Bewusstsein verliert, schlage ich vor. Im Gegensatz zu den meisten anderen Fischen müssen Haie ununterbrochen schwimmen, um genug Sauerstoff zu bekommen. Das gilt auch für Makrelen.

Hugo schüttelt den Kopf und meint, wir würden dann Gefahr laufen, dass der Hai sinkt. Vielleicht sollten wir lieber versuchen, ihn an die Küste zu lenken, wie es die Inuit machen? Die Schwachstelle an diesem Plan ist, dass wir den Hai überreden

müssten, genau in die von uns gewünschte Richtung zu schwimmen. Die Inuit nutzen zwei kleine Kajaks, zwischen denen sie den Eishai bugsieren, während wir nur ein Boot haben. Nebenbei bemerkt sehen die Inuit im Eishai ein Tier, das den Schamanen hilft.

»Vielleicht können wir ihn auf eine kleine Insel ziehen, wenn er in der richtigen Position ist?«

Diesen Vorschlag ignoriert Hugo glattweg, wahrscheinlich weil er einfach idiotisch ist.

»Wie wäre es, wenn wir ihn an einen Strand schleppen?

Angenommen, wir haben Zeit genug, das Seil um einen Baum zu legen, dann könnten wir in die entgegengesetzte Richtung davonfahren und den Hai so an Land ziehen«, sage ich.

»Schon besser. Ich habe auch darüber nachgedacht, und mir ist eine Idee gekommen, wie wir es anstellen könnten. Wenn wir den Eishai hochgezogen haben, hängen wir ihn an einen weiteren Haken und binden diesen mit einem kurzen Seil an einer Netzboje fest. Dann können wir mit ihm machen, was wir wollen.«

Falls es uns gelingen sollte, den Hai – rückwärts oder vorwärts – zu einem der Anlegeplätze oder Strände auf Skrova zu schaffen, will Hugo die Leber haben. Daraus könnte er ein Fass Tran gewinnen und diesen zur Herstellung von Malerfarbe nutzen, mit der er dann das Aasjordbruket streichen würde. Außerdem denkt Hugo über verschiedene Kunstprojekte nach, für die er den Hai gebrauchen könnte.

Nachdem es zwischen uns ein paar Stunden lang hin- und hergegangen ist, fällt uns nichts mehr ein. Es ist zwar nicht die Zeit der

Mitternachtssonne, doch draußen ist es richtig hell. Ich setze mich auf die Veranda und blicke in die Natur. Die Nacht ist lau und es ist fast windstill. Vom Sund dringt ein Hauch von Salz und verrottetem Tang herüber.

Unsere Ausrüstung ist vollständig und liegt im Aasjordbruket auf Skrova bereit. Wir haben eine Kette und mehr als vierhundert Meter Nylonschnur von bester Qualität. Wir haben zwanzig Zentimeter lange Haihaken aus Edelstahl und Grundbleie, die die Schnur zum Sinken bringen. Wir haben zwei

große Netzbojen, um den Ruck abzufangen, wenn der Hai anbeißt, aber auch damit wir ihn nötigenfalls in sicherer Entfernung zu unserem kleinen Schlauchboot halten können, wenn er bis zur völligen Erschöpfung kämpft.

Jetzt fehlt nur noch der Köder. Auch wenn der Eishai nicht gut sieht, ist sein Geruchssinn umso besser. Wir brauchen Aas als Lockmittel für die großen, glänzenden Haken. Und es ist meine Aufgabe, die Überreste des Schottischen Hochlandrinds einzusammeln, die irgendwo in der Natur liegen. Hugos Magen ist dafür

nicht geeignet. Seit einer missglückten Operation wird ihm schnell übel, doch er kann sich nicht übergeben, dafür fehlen ihm die physischen Voraussetzungen.

Zum Glück liegen sie bei mir vor.



4

Das Leben ist ohne den Tod nicht zu haben, und

Abfallverwertung hält den Planeten am Leben. Dieser philosophische Gedanke tröstet mich, als ich am frühen Nachmittag des nächsten Tages allein durch den Wald irre und anhand einer vagen Wegbeschreibung ein verwesendes Schlachttier suche. Das Schottische Hochlandrind ist eine robuste Rasse, die den ganzen Winter über draußen bleibt und an einen Moschusochsen mit langen Stirnfransen erinnert. Es handelt sich beim Schottischen Hochlandrind um Herdentiere mit einer klaren hierarchischen Struktur. Man sollte ihnen nicht zu nahe

kommen, wenn sie ihre Kälber zur Welt bringen, denn bei diesen Tieren sind die natürlichen Instinkte noch intakt. Hochlandrinder jagen Beerensammlern nicht selten einen gewaltigen Schrecken ein. Mit ihren langen, spitzen Hörnern und ihrer enormen Kraft können diese archaischen Lebewesen erheblich mehr Schaden anrichten als ein streitsüchtiger Widder.

Der Bauer hält die Rinder schon seit ein paar Jahren. Als er zum ersten Mal eins der Tiere schlachten wollte, verwendete er eine Schlachtmaske, die normale Rinder

auf der Stelle tötet. Das Schottische Hochlandrind hat jedoch einen sieben Zentimeter dicken Stirnknochen, und die Kugel hatte das Tier, wie sich herausstellen sollte, nur kurzzeitig betäubt. Nachdem der Bauer die Hauptschlagader durchtrennt hatte, sprang das Rind panisch über den Hof und verspritzte dabei sein Blut auf den Bauern und dessen Kinder, die sich gerade noch in Sicherheit bringen konnten.

Auch auf das Rind, das nun zu Haifischfutter werden soll, musste mehrmals mit einem Gewehr von einem Kaliber geschossen werden,

mit dem man aus hundert Metern Entfernung einen Elch erlegen könnte. Erst nach dem dritten Schuss kippte das Tier um.

Nur wo liegt der Kadaver jetzt?

Ich folge der Wegbeschreibung und komme zu einem Feld. Zwischen den Bäumen auf der anderen Seite sollen sich die Überreste des Rinds befinden. Es ist ein außergewöhnlich schöner Sommertag, warm, mild und angenehm, wie man ihn so weit nördlich selten erlebt. Singvögel trällern, als hätten sie zum Frühstück

Champagner getrunken, Hummeln
schwirren träge zwischen allerlei
Blumen herum. Hier findet man
Rotklee, Wiesenmargerite,
Storchschnabel und gelben Hornklee,
der in Norwegen viele Namen hat:
Katzenklaue, Teufelsklaue,
Frauenzahn, Jungfrauenblume und
Jungfrau Marias Goldschuh. Der
charakteristische Geruch der Blume
hat ihr im Volksmund weitere höchst
profane Namen eingebracht:
Stinkeblume, Teufelsschiss und die
vielleicht am wenigsten
schmeichelhafte Bezeichnung, die
einer Blume jemals zuteilgeworden

ist: Arschputzerkraut. Es wäre ein perfekter Tag für ein Picknick auf Engeløya, das quasi eine Miniatúrausgabe von Norwegen ist: Zum Festland hin ist die Insel von einer Fjordlandschaft geprägt, auf der anderen, dem Meer zugewandten Seite gibt es weiße Strände mit vorgelagerten Schären. Der Landgürtel unten an der Küste besteht aus fruchtbarem Ackerboden, dann folgt ein Waldstreifen, in dem Elche und anderes Wild leben. Und schließlich gibt es Täler und Berge, von denen der Trohornet mit 649 Metern der höchste ist. Das alles

findet man auf dieser Insel, die man in ein paar Stunden mit dem Fahrrad umrunden kann. Es hat also seinen Grund, dass hier seit vermutlich sechstausend Jahren Menschen leben.

In Sandvågan, nicht weit von der Stelle, an der ich den Kadaver suche, gibt es einen Steinaltar, eine alte Opferstätte. Mein Interesse für diesen Opferstein hat Hugo geweckt. Er hat ihn selbst in einem Bild verewigt. Povl Simonsen von der Universität Tromsø hat etwas über diesen Stein geschrieben, in seinem Buch *Fortidsminner nord for Polarsirkelen* [4](#) von 1970. Dort

behauptet er, es gebe in Nordnorwegen nur zwei Opfersteine dieser Art. Der eine steht auf der Insel Sørøya im Westen der Finnmark, der andere auf Engeløya. Simonsen datiert den Stein auf eine Zeit zwischen 1000 v. Chr. und 1000 n. Chr.

Diese Angabe ist erstaunlich ungenau, das hieße nämlich, der Stein könnte genauso gut aus der Bronzezeit wie aus der Eisenzeit stammen. Die Texttafel, die das Amt für Denkmalschutz erst kürzlich neben dem Stein hat aufstellen lassen, hilft auch nicht weiter. Dort heißt es,

der Stein stamme aus der Zeit zwischen 1500 v. Chr. und 1000 n. Chr. Der Stein kann mit anderen Worten dreitausendfünfhundert Jahre alt sein oder tausend. Man weiß also überhaupt nicht, wer ihn genutzt hat und wann beziehungsweise wie er zum Einsatz kam. Das ist ein bisschen so, als stünde in der Zeitung, dass der neue Weltrekord im Hundertmeterlauf bei unter einer Stunde liege und von einem Mann oder einer Frau im Alter zwischen einem und hundert Jahren aufgestellt worden sei.

Aufgrund

der

schalenähnlichen Vertiefungen in der Oberfläche liegt es nahe, dass der Stein für Opferhandlungen verwendet wurde. Die Mulden sollten vermutlich Blut oder Fett von Menschen oder Tieren auffangen. Da der Stein nach Westen ausgerichtet ist, ließe sich darüber spekulieren, ob er etwas mit einem Sonnenanbetungskult zu tun hat. Vielleicht wurden hier Jungfrauen oder Haustiere geopfert, vielleicht auch nur Milch, Butter oder Korn. Womöglich wurde einmal im Jahr ein Opferfest veranstaltet, das dazu diente, den Zusammenhalt der

Menschen zu stärken. Bestimmt spielten dabei Musik, Tanz, Essen, Rauschmittel und ein gewisser Blutdurst eine Rolle, so stelle ich es mir jedenfalls vor. Vermutlich erinnerte man sich an die Gewalt, die die eigenen Vorfahren zusammengeschweißt hatte, und durchlebte sie noch einmal. [5](#)

Während ich weitergehe und dabei über Tiere und Opferrituale sinniere, weht ein leiser Windhauch über das Feld in meine Richtung. Der Geruch sagt mir, dass ich auf dem richtigen Weg bin. Der Gestank löst einen

Brechreiz in mir aus, der mir die Tränen in die Augen treibt. Prompt stolpere ich über eine Unebenheit im Boden und trete in einen Kuhfladen. Nach dem Rotweingelage mit Hugo vergangene Nacht bin ich für diese Aufgabe noch nicht in der richtigen Verfassung. Schon in der Mitte des Feldes höre ich die Fliegen. Hugo hat mir etwas mitgegeben, das ich für eine Gasmaskе gehalten habe, de facto ist es aber eine Staubmaske, und die hilft nicht im Geringsten gegen Leichengeruch. In unserem Teil der Welt haben die meisten Menschen vergessen, wie der Tod riecht. Der

Geruch verbreitet sich, kaum dass der Mensch gestorben ist, aber erst nach drei Tagen, wenn die Bakterien im Magen sich durch den Leichnam fressen, um ihren Wirt zu verzehren, wird es richtig schlimm. Bei diesem Prozess entstehen Fäulnisgase und stark toxische Flüssigkeiten. Unser Sinnesapparat fordert uns entschieden auf, einen großen Bogen um diese Giftstoffe zu machen und ihnen auf keinen Fall so nahe zu kommen, wie ich es jetzt plane.

Ein bekannter Evolutionsbiologe hat den Menschen einmal – ganz unabhängig davon, wie

entwickelt und gebildet wir sein mögen – als ein zehn Meter langes Rohr beschrieben, durch das die Nahrung transportiert wird. Alles andere, was wir uns der Evolution sei Dank zugelegt haben, wie unser Gehirn, Drüsen, Organe, Muskeln, das Skelett und so weiter, sei nichts als »Sonderausstattung«, die um dieses Rohr herum gebaut wurde.

Es bleibt nicht viel übrig, wenn man den Menschen auf eine so grundlegende Funktion reduziert. Aber die am weitesten verbreitete Lebensform der Erde – Mikroorganismen einmal

ausgenommen – ist ein von einem Muskel umgebener Schlauch. Kaum ein Lebewesen hat die Erde effektiver kolonisiert als der Wurm, und nirgendwo gibt es mehr von ihnen als auf dem Meeresgrund. Ein Walkadaver wird so zum Lebensraum für viele Millionen Würmer und Nematoden.

Jedes Jahr sterben Zigtausend Wale. Und sie werden keineswegs auf mythischen Walfriedhöfen zu wehmütigen Walgesängen und Orgelklängen in der Tiefe des Meeres bestattet. Einige treiben an Land, aber die meisten sinken in die Tiefen

des Meeres hinab. Der Geruch zieht Aasfresser von nah und fern an. Das Leben explodiert förmlich, wenn sich Kolonien unterschiedlichster Schmarotzer ansiedeln. Es können Jahrzehnte vergehen, bis das Walskelett abgenagt zurückbleibt. Aber selbst das Skelett dient noch als Nahrung. Eine spezielle Wurmart, die winzigen roten Palmen ähnelt, macht sich über die Knochen her. Und nicht einmal diese Würmer sind die letzten Tischgäste, denn nach ihnen übernehmen Bakterien das Regiment. Sie wandeln giftige Sulfide in nährstoffreiche Sulfate um. Allein

dieser Prozess ernährt vierhundert verschiedene Arten. Wenn die letzten Reste verzehrt sind, treiben alle diese Organismen auf der Suche nach der nächsten Oase durchs Wasser und leben vorübergehend auf Sparflamme. Über diese Vorgänge wissen wir ziemlich gut Bescheid, seit Forscher gestrandete tote Wale in große Tiefe versenkt haben, um zu beobachten, was passiert. [6](#)

Ich ziehe Gummihandschuhe an und stopfe Eingeweide und Knochen in Plastiksäcke. Mir tränen die Augen, Fliegen schwirren um mich herum,

und die Sonne scheint, als wäre heute ein wunderschöner Tag.

Währenddessen denke ich, dass dies eigentlich doch eine Aufgabe für Hugo wäre. Da er sich nicht übergeben kann, wäre er der perfekte Kandidat.



5

Zwei Stunden später befinden wir uns im Hafen von Bogøy, bereit

zur Überquerung des Vestfjords in Hugos RIB (Rigid Inflatable Boat), einem Schlauchboot des Unternehmens Bombard. Wir hieven die Plastiksäcke und die übrige Ausrüstung an Bord, pumpen mit einer mechanischen Fußpumpe die Luftschläuche auf und fahren mit einer Geschwindigkeit von siebenunddreißig Knoten, die ein frisch überholter Suzuki-Motor mit hundertfünfzehn Pferdestärken erzeugt, auf den Flaggsund hinaus. Das RIB unterscheidet sich von allen anderen Booten, die Hugo bisher hatte. Es ist aus Gummi und kann

eine Geschwindigkeit von
dreiundvierzig Knoten
beziehungsweise achtzig
Stundenkilometern erreichen. Da es
praktisch keinen Kiel hat und mit
Luft gefüllt ist, liegt es nicht im
Wasser, sondern schwimmt
obendrauf. Ich verstehe, warum
Hugo sein Schlauchboot liebt. Es
kann quasi über Wasser laufen.

Hugos Familiengeschichte ist
eng mit der Geschichte ihrer Boote
verbunden. Seit Generationen sind
die Aasjords in der Fischerei tätig,
unter anderem im Walfang. Hugos
Urgroßvater, Norman Johan Aasjord,

ursprünglich Küster, Möbelschreiner und Lehrer, war ein Pionier der Fischereiwirtschaft. Er startete als Einmannbetrieb und übernahm nach einer Zeit als Fischankäufer in der Finnmark eine in Konkurs gegangene Fabrik in Helnessund im Süden der Gemeinde Steigen. In den Bergen, ein gutes Stück oberhalb der Fabrik, ließ er einen künstlichen Teich anlegen, der im Winter vollständig zufror, wodurch man den ganzen Sommer über auf einer hölzernen Rutsche Eis zur Fabrik hinunterschicken konnte, um frischen Fisch nach Europa zu exportieren.

Hugo wuchs in Helnessund auf und tollte das ganze Jahr im Fischereibetrieb der Familie herum. Im Winter spielten die Kinder auf dem Dachboden, wo der Stockfisch getrocknet wurde. Viele der erwachsenen Männer waren bereits als Achtjährige auf See gewesen, und Hugo und seine Freunde verbrachten schon im Alter von zehn oder zwölf Jahren so manche Nacht in kleinen Booten auf dem Meer, um zu angeln oder Seewölfe aufzuspießen. Für Letzteres verwendeten sie ein Senkblei mit Harpune, das man vom Boot auswirft, sobald man einen

Seewolf oder eine Scholle über dem Boden sieht. Da sich das Licht im Wasser bricht, ist es nicht ganz einfach, den richtigen Winkel zu berechnen. Womöglich ist es einfacher, einen Angelhacken ins Wasser zu halten und daran zu ziehen, wenn ein Fisch vorbeikommt, aber auch das erfordert Übung und Präzision, weil man den richtigen Moment abpassen muss. Die großen blauen Seewölfe sind so aggressiv, dass sie zurückkommen, wenn man sie verfehlt, wohingegen die kleinen braunen schnell begreifen, dass es am besten ist, sich schleunigst aus dem

Staub zu machen. Als Hugo einmal mit Vater und Bruder auf der Jagd nach Seewölfen war, erwischten sie ein großes Exemplar, das sich, nachdem es an der Wasseroberfläche angekommen war, wieder befreien konnte. Die drei hingen über dem Bootsrand, um den Seewolf auf dem Sandboden aufzuspüren, aber er war spurlos verschwunden. Kurz darauf hörten sie Nagegeräusche am Kiel ihres Holzbootes.

Normans Sohn, Hugos Großonkel Hagbart (der nicht mit Hugos Vater Hagbart oder Hugos vierjährigem

Enkel Hagbart verwechselt werden darf), war in der Gegend bekannt für seine legendären Erfindungen. Er führte neue Fangmethoden ein und eröffnete die Jagd auf Arten, deren Wert vorher niemand erkannt hatte.

Großonkel Hagbarts Karriere als Walfänger begann über einen Umweg. Während er vor der Westküste Kanadas und Alaskas auf Heilbuttfang war, führte ihn ein amerikanischer Kollege, ein Harpunenmacher, in die Welt des Walfangs ein. Als Hagbart einige Jahre später nach Bodø zurückkehrte, bastelte er sich eine Harpune und lieb

sich eine alte Kanone, die zur Jagd von Riesenhaien verwendet worden war. Der Riesenhai ist ein Planktonfresser und nach dem Walhai der zweitgrößte Fisch des Meeres, er schwimmt mit weit geöffnetem Maul durchs Wasser und sieht dabei ziemlich albern aus. Der Riesenhai war seinerzeit vor allem wegen seiner Leber begehrt.

Es war gefährlich, mit dem Boot zu nah an einen Riesenhai heranzufahren. Denn wenn das Boot zwischen die Sonne und den Hai geriet und dieser den Schatten bemerkte, schlug er mit dem

Schwanz um sich. Traf er das Boot, konnte es hochgeworfen werden und kentern oder zerbrechen. Der Fang von Riesenhaien war Präzisionsarbeit. Viele verwendeten eine Handharpune. Die musste exakt in dem Moment geworfen werden, in dem sich der Schwanz des Riesenhais neben dem Boot befand, damit er in die andere Richtung ausschlug, wenn sich die Harpune durch den Hai bohrte.

Die Leute lachten, als Hagbart mit dem Walfang begann, aber nach ein paar Fehlschlägen fing er mit seiner Mannschaft bis zu dreißig

Zwergwale pro Woche. Drei Boote wurden zu diesem Zweck ausgerüstet. So kam der industrielle Walfang nach Steigen und in den Vestfjord. Die Inselgruppe Skrova auf den Lofoten mit dem gleichnamigen Fischerdorf, zu dem Hugo und ich jetzt unterwegs sind, entwickelte sich mit der Zeit zu einem Walfangzentrum. Heute ist Skrova einer der ganz wenigen Orte Norwegens, an denen noch Wale verarbeitet werden.

Einmal harpunierten Hagbart und zwei seiner Freunde einen riesigen Finnwal. Der Finnwal wird

fast so groß wie der Blauwal, der als das größte Tier der Erde gilt. Außerdem bewirkt der schlanke, zigarrenförmige Körper, dass er viel schneller schwimmt als die meisten anderen Wale. Der Finnwal zog Hagbarts kleines Boot kilometerweit über den gesamten äußeren Vestfjord bis zur Lofotenwand.

Seine Erzählung ist sicherlich keine Übertreibung. Der Schriftsteller Jonas Lie war an Bord, als ein Finnwal 1870 das Dampfschiff des Walfangpioniers Svend Foyn durch den halben Varangerfjord schleppte. Das Tier zog das Schiff

gegen den Wind, und die Dampfmaschine lief auf vollen Touren, um es zu bremsen, doch es half nicht viel. Das Focksegel, das Foyn setzen ließ, riss im Wind. Die Wellen schlugen über den Bug, und die Mannschaft wollte das Seil kappen, aber der alte Foyn lief an Deck hin und her. Jonas Lie schreibt:

»Die Situation wurde indes immer ungemütlicher. Es schien, als hätte man anstelle eines Wals den Meeresgott höchstselbst harpuniert, so ewig und unermüdlich setzte sich die Fahrt fort. Als das Seil schließlich riss, war gewiss so manches Herz an

Bord erleichtert – im Stillen wohl auch das Herz Svend Foyns, denn der Wind hatte sich zu einem Sturm erhoben. Doch wie vieler Pferde Kraft steckte nicht in diesem Walfischschwanz!« [7](#)

Nach diesem Erlebnis brachte Foyn – der die Harpune mit Sprengkopf erfunden und damit die Effektivität der Walfängerschiffe versechsfacht hatte – einen zusätzlichen Querbalken an, der ins Wasser hinabgesenkt werden konnte und so die Bremskraft des Schiffes beträchtlich steigerte.

Die Familie Aasjord besaß eine Fischannahmestelle, eine Filetfabrik, eine Trankocherei und Exportbetriebe, die frischen und eingesalzenen Fisch, Stockfisch und Klippfisch verkauften. Ihre Boote waren das Herzstück all dieser Betätigungsfelder. Wenn Hugo von seinen Großvätern, seinem Vater, seinen Onkeln und alten Bekannten erzählt, kommt er fast immer auch auf die Boote der Familie zu sprechen. Er hat mir noch nie Fotos seiner Verwandten gezeigt, sehr häufig aber Bilder von ihren Booten. Wie oft habe ich nicht die Namen »Hurtig«,

»Kvitberg«, »Kvitberg II«, »Kvitberg III«, »Havgull«, »Helnessund I« und »Helnessund II« gehört? Oder »Elida«, eine alte Segeljacht mit flachem Heck, ein Holzboot mit Klüverbaum und Gaffeltakelung, das sich bis in die 1930er-Jahre in Familienbesitz befand. Und dann gab es da noch einen Fischkutter, der von Island nach Steigen gekommen war und seit seinem Zusammenstoß mit einem britischen Marineschiff während der Kabeljaukriege in den 1970er-Jahren eine große Beule im Bug hatte.

Hugo war gerade acht, als die

»Kvitberg II« unterging, aber er spricht von dem Boot wie von einem geliebten alten Familienmitglied. Die »Kvitberg II« war ein Kutter von dreiundzwanzig Metern Länge und sank auf dem Weg von Bodø nach Helnessund. An Deck hatte sie Kalk, Zement und Klärbehälter. Vor Karlsøy frischte der Wind auf. Ausgelöst durch eine hohe Welle verrutschte die Ladung, und das Boot sank im Nu. Hugo erinnert sich, dass sein Onkel Sigmund triefnass und kreideweiß in Helnessund an Land kam. Die Ladung hatte sich beim Untergang des Bootes im Wasser aufgelöst und alle, die an

Bord gewesen waren, mit einer weißen Schicht überzogen.

Die »Kvitberg II« war nicht das einzige Boot der Firma Aasjord & Sønner AS, das havarierte. Zu Beginn des Jahres 1960 erlitt die »Seto« vor der Küste von Møre Schiffbruch. Die »Seto«, ein Trawler, der zu einem der größten Ringwadenkutter des Landes umgebaut worden war, hatte einen Riesenfang gemacht und dreitausendzweihundert Hektoliter Hering an Bord genommen. Die Fischer wollten sich gerade auf den Rückweg machen, um den Fang

abzuliefern, als sich das Boot auf die Seite legte, kenterte und sank. Die Mannschaft konnte sich in ein Beiboot retten und wurde vom Begleitschiff aufgenommen. Am Tag danach schrieb die *Bergens Tidende*:

»Eine niedergeschlagene Mannschaft lief in der Nacht zum Samstag an Bord der ›Kvitberg‹ in Ålesund ein, nachdem ihr Schiff, der Ringwadenkutter ›Seto‹ aus Leines bei Bodø, in den Heringsgründen zehn Seemeilen westlich von Runde gesunken war. Sie konnten nichts von ihren Habseligkeiten retten. Selbst ihre Brieftaschen sind auf dem

Schiff geblieben.« ⁸

Kapitän Ludvig Åsen meinte, im Laderaum müsse eine Trennwand gebrochen sein, was dazu geführt habe, dass plötzlich zig Tonnen Ladung verrutscht seien. Wäre dies auf dem Rückweg passiert, hätte es für die einundzwanzig Mann an Bord richtig böse ausgehen können. ⁹

Hugos Großvater Svein und sein Großonkel Hagbart kauften nach dem Ersten Weltkrieg ein englisches Minenräumboot. Es war aus Eichenholz gebaut, damit sich keine magnetischen Minen an seinen Rumpf

heften konnten. Wenn Hugo von der »Cargo« spricht – so hieß das Boot –, schwingt in seiner Stimme eine gewisse Sehnsucht mit, fast so, als würde dem Leben eine wichtige Dimension fehlen, wenn man nicht über ein Minenräumboot aus Eichenholz verfügt.

Auf unserem Weg zum Flaggsund kommen wir an der Fischzuchtanlage vorbei, und ich muss an die »Kvitberg I« denken und an das, was Hugo über sie erzählt hat. Es war ein kräftiges Boot, das 1912 als Eismeerkutter gebaut worden war.

Nachdem es seinen Dienst versehen hatte, lag es ab 1961 am Ufer des Innersunds bei Helnes, bis es allmählich auseinanderfiel und vom Sand begraben wurde. Unter normalen Umständen wäre es dort liegen geblieben, bis die letzte Planke endgültig verrottet war.

Hugo hatte jedoch andere Pläne. 1998 grub er den Bug und einen Teil der Seitenwand aus. Beides wurde im Kunstverein Bodø ausgestellt. Bjarne Aasjord (1925–2014), der letzte Eigentümer des Bootes, begriff womöglich nicht so recht, was sein altes Boot auf einer

Kunstaussstellung zu suchen hatte, nachdem es fast vierzig Jahre lang im Sand begraben gewesen war, aber er besuchte zum ersten Mal in seinem Leben eine Vernissage.

Nach der Ausstellung fand Hugo bei einer Lachszucht in Steigen einen Platz für das Wrack. Dort lag es einige Jahre. Dann wurde es ein zweites Mal vom Sand begraben, ohne dass Hugo davon erfuhr. Jetzt erwägt er, es wieder auszugraben, um es möglicherweise erneut auszustellen. Das Boot wundert sich wahrscheinlich allmählich, was das Ganze soll.

Bei Hugo hört es sich an, als wären Boote willig, tüchtig, fleißig, schön oder schwierig, streitsüchtig oder gar hinterlistig. Von den meisten spricht er sehr liebevoll. Ja, sie mochten ihre Macken und exzentrischen Seiten haben, aber wenn man sie respektierte und ihnen ihre Geheimnisse entlockte, erwiesen sie sich als großartige Gesellen. Wenn Hugo von ihnen spricht, hat es den Anschein, als wollte er lieber ihre positiven Seiten hervorheben als ihre Fehler, so wie man es bei verstorbenen Freunden macht. Wir haben schließlich alle unsere

Schwächen.

Vor zehn Jahren besaß er ein Boot der Firma Viksund, dem er nie ganz trauen konnte. Wenn es stürmisch wurde und das Boot zu schlingern begann, traten Partikel aus dem Dieseltank, die den Filter verstopften und den Motor abwürgten. In den tückischen Gewässern, in denen Hugo für gewöhnlich unterwegs ist, wenn er zum Beispiel südlich von Engeløya in Richtung Engelvær fährt, kann das gefährlich werden, besonders im Dunkeln mit zwei Kleinkindern an Bord. Der Motor des Bootes war

unzuverlässig, und obwohl es nie havarierte, spricht Hugo von ihm mit einer Spur von Verachtung.

Im Übrigen habe auch ich das Boot in schlechter Erinnerung. Einmal war die See so rau, dass diese wacklige Wanne zu schlingern begann. Ich wurde richtig seekrank. Hugo fand, dies sei der perfekte Zeitpunkt, um mich aufzuziehen. Als würde es ihn ernsthaft beschäftigen, sagte er, während ich über dem Bootsrand hing:

»Für mich ist es nach wie vor ein Rätsel, wie Menschen seekrank werden können. Könnt ihr das selber

steuern? Ich wollte schon immer wissen, wie es sich anfühlt, aber ich konnte es bisher nicht herausfinden. Kannst du es mir vielleicht beschreiben?«

Soweit ich mich erinnern kann, habe ich versucht, seinen Schal zu packen und in die Schiffsschraube zu stecken, aber ich war zu schwach. Später hat Hugo mir erzählt, dass er bis zum Alter von vierzehn Jahren häufig seekrank war. Oft ging es ihm so schlecht, dass seine Eltern ihn zu einem kahlen Holm mitten im Meer fahren mussten, damit er wieder festen Boden unter die Füße bekam.

Fischer reden häufig von Booten, als wären sie lebendige Wesen. Wenn man sie dazu zwingt, räumen sie natürlich ein, dass ein Boot tote Materie ist, aber tief in ihrem Innern wissen sie, dass das nicht stimmt. Vielleicht liegt es daran, dass Fischer und Boot so eng miteinander verbunden sind und die Eigenschaften des Bootes im Ernstfall über Leben und Tod entscheiden. Ein Fischer muss die Persönlichkeit seines Bootes kennen, seine Macken, Stärken und Schwächen. Zusammen beherrschen sie das Meer, jedenfalls dann, wenn das Boot mit Respekt

behandelt wird. Heute spricht aus naheliegenden Gründen niemand mehr so über Boote.

Das RIB braust über den Flaggsund, und der Vestfjord kommt rasch näher. Zwischen den Schären ist das Meer vollkommen still, die einzigen Wellenkräusel stammen von uns selbst. Hugo kann einfach »draufhalten«, wie er sagt, jedenfalls vorerst. Die Verhältnisse ändern sich fast immer, wenn wir in den Vestfjord kommen. Der ist nämlich kein Fjord, sondern ein launisches Stück Meer. Einige nennen das Gebiet

Lofotenbecken, ein Wort, das immer Assoziationen an das größte und kälteste Schwimmbad der Welt in mir auslöst. Dort, wo wir ihn überqueren wollen, ist er über siebzehn Seemeilen, also dreißig Kilometer, breit. Der Vestfjord gehört zu den Gewässern, über die Seeleute und Fischer reden, denn er ist einer der größten Schiffsfriedhöfe an der norwegischen Küste.

Selbst die leiseste Brise von Westen, Süden oder Norden kann erhebliche Wellen erzeugen. Bei Vollmond und Neumond ist der Tidenhub besonders groß, und es

werden bei Flut enorme Mengen Wasser in den engen, tiefen Tysfjord gedrückt. Bei Ebbe strömen dann gewaltige Wassermassen zurück. Im Vestfjord treffen sie auf eine Strömung, die von südwestlichem Wind angetrieben wird, was zu hohen Wellen und unberechenbaren Strömungsmustern führt.

Über die ganze Länge des Vestfjords finden sich Schären und Untiefen, die schon unzählige Schiffe in Kleinholz verwandelt, viele Frauen zu Witwen und Kinder zu Halbwaisen gemacht haben. Sieht man sich die Seekarten dieses Gebiets

genauer an, kann man aus den Namen der Felsen, die kaum sichtbar sind oder direkt unter der Wasseroberfläche liegen, einiges ablesen: Hundeschnauze, Wolfsriff, Gemeine Schäre, Felsenkliff, Galgenholm, Prellbänke und so weiter. Nur wenn Sturm ist und das tosende Meer über die Holme und Schären peitscht, kommen einige der sonst unsichtbaren Felsen zum Vorschein — das sind die tückischsten.

Früher mussten die Fischer oft wochenlang an dem alten Handelsplatz Grøtøy oder in einem

der kleineren abgelegenen Fischerdörfer am Vestfjord warten, bis sich das Wetter so weit beruhigt hatte, dass sie ihn überqueren konnten. Währenddessen verschuldeten sie sich beim Kaufmann und Großgrundbesitzer Gerhard Schøning [10](#), der sie damit in der Hand hatte. Mit dem Dampfschiff »Grøtø« suchte er Ende des 19. Jahrhunderts seine Schuldner in den Fischerdörfern an den Fjorden auf, um ihnen zu sagen, wen sie wählen sollten. Die konservative Partei Høire fuhr bei den verschuldeten Fischern und Bauern der Region einige

aufsehenerregend gute
Wahlergebnisse ein.

Die Großgrundbesitzer in den Fischerdörfern teilten das Meer unter sich auf und hinderten alle Fischer mit Ausnahme ihrer eigenen daran, in ihrem Gebiet zu fischen, wenn nötig mit Gewalt. Gab es viel Fisch, taten sich die Großgrundbesitzer zusammen und verlangten zwei Fische zum Preis von einem. Damit betrogen sie die Fischer um die Hälfte der Bezahlung. Damals herrschten feudale Verhältnisse auf See, und die Fischer waren in vielerlei Hinsicht Leibeigene der Großgrundbesitzer. [11](#)



6

Nach einer knappen halben Stunde können wir den Vestfjord vollständig überblicken. Endlich sind wir auf dem offenen Meer, wo es von Lebewesen nur so wimmelt. Hier fahren Schiffe, und es tummelt sich der Leviathan.

Heute liegt es ruhig da wie flüssiges Metall, das hat Hugo richtig vorhergesehen. Für den Vestfjord ist

es einer der ruhigsten Tage des Jahres. Wir haben fast die gesamte Lofotenwand im Blick: Im Nordosten liegt Lødingen, es folgen Digermulen, Store Molla, Lille Molla und die Inselgruppe Skrova, hinter der sich Svolvær und die Hafeneinfahrt nach Kabelvåg befinden. Weiter westlich liegen Vågakallen, Henningsvær und Stamsund, und drüben Richtung Lofotodden, eingehüllt in einen schläfrigen Dunstschleier, folgen Nusfjord, Reine und Å. Ganz am Ende befindet sich der wohl bekannteste Gezeitenstrom, der Moskstraumen, zu Deutsch Mahlstrom.

Wir können direkten Kurs nach Norden halten, Richtung Skrova. Keine mühevollen Zickzackquerung, um zu vermeiden, dass die Wellen so hart gegen das Boot schlagen, bis man das Gefühl hat, das Fleisch löse sich gleich von den Knochen. Das ist heute nicht nötig. Wir können auf der anderen Seite schon Details der Lofotenwand erkennen, die in der warmen, klaren Luft zum Greifen nah wirkt. Teile der gezackten schwarzen Berge stehen seit Anbeginn der Zeiten dort.

Der Anblick der berühmten Lofotenwand hat bereits auf viele Menschen eine atemberaubende Wirkung gehabt. Als der Maler Christian Krohg an einem Wintertag 1895 über den Vestfjord kam, schrieb er:

»Ja, es ist nicht zu leugnen – ein imposanter Anblick: Das Reinste vom Reinsten, das Kälteste vom Kältesten, das Jungfräulichste vom Jungfräulichsten, das Vornehmste, was man sich denken kann, Altäre für den Gott der Einsamkeit und die Unberührtheit göttlicher Keuschheit. Schwierig – schwierig, dies zu malen!

Die Erhabenheit und Größe wiederzugeben ebenso wie die unerbittliche, unbarmherzige Ruhe und Gleichgültigkeit der Natur.« [12](#)

Svolvær hingegen reizte Krohg nicht als Motiv. Er war der Meinung, die Stadt verschmelze nicht mit der Landschaft, sondern falle aus ihr heraus. Ihre braune Farbe sei ein zu großer Bruch, auch bilde sie keinen eigenen Farbton und keine eigene Stimmung, jedenfalls harmoniere sie nicht mit dem Licht oder der übrigen Natur.

Wenn Krohg gewusst hätte, was sich in der Tiefe befindet, wäre er womöglich zum ersten Surrealisten der Kunstgeschichte geworden.

An Land spielt sich das Leben in der Horizontalen ab. Fast alles findet auf dem Boden oder maximal bis in die Baumwipfel statt. Vögel können zwar weiter oben fliegen, aber auch sie verbringen die meiste Zeit auf dem Boden. Das Meer hingegen ist vertikal ausgerichtet, seine Durchschnittstiefe beträgt dreitausendsiebenhundert Meter. Und es gibt Leben von der Oberfläche bis zum Grund. Im Meer sind

sozusagen alle denkbaren Lebensräume der Erde enthalten. [13](#)
Im Vergleich dazu verblassen alle anderen Landschaften, der Regenwald eingeschlossen.

Wenn wir alles zusammennehmen, was wir über die Tiefe und Flächenausdehnung des Meeres wissen, dann folgt daraus, dass die gesamte Landmasse der Erde – alle Gebirge, Hügel, Felder, Wälder, Wüsten, ja, auch alle Städte und alles von Menschenhand Erschaffene – problemlos im Meer Platz finden könnte. Die Durchschnittshöhe der Landmasse

beträgt nur achthundertvierzig Meter. Selbst wenn wir den gesamten Himalaja an der tiefsten Stelle des Meeres versenken würden, erklänge bloß ein lautes Platschen, dann würde die Gebirgskette sinken und spurlos verschwinden. Im Meer ist so viel Wasser, dass alle Kontinente kilometertief unter Salzwasser liegen würden, sollte sich der Meeresboden an die Oberfläche heben. Nur die Gipfel der höchsten Gebirgsketten würden aus dem Wasser ragen.

Wir befinden uns bei blendender Sonne auf einer spiegelblanken

Wasserfläche. »Transtille« sagt man auf den Lofoten, wenn es wirklich einmal so windstill ist. Das Meer vor uns hat eine Tiefe von fünfhundert Metern. Wir haben keine Ahnung, was unter der fast weißen Oberfläche vor sich geht. Immerhin wissen wir, dass im Tang unter uns der Seelachs, Schellfisch, Kabeljau, Pollack und viele andere Arten leben, insbesondere die Jungfische. Von den Tangwäldern geht es weiter nach unten. In einer Tiefe von hundertfünfzig bis zweihundert Metern wird fast alles Licht vom Wasser absorbiert, wie klar und rein

dieses auch sein mag. Nur ein entferntes Schummerlicht ist zu erkennen, das dem Licht eines alten Fernsehers ähnelt, kurz bevor er seinen Geist aufgibt. In etwa fünfhundert Metern Tiefe ist es stockfinster. Dort ist keine Fotosynthese mehr möglich, für Pflanzen ist hier endgültig Schluss. In dieser Tiefe lebt der Eishai.

Was sich in der Tiefsee abspielt, ist uns Menschen immer ein Rätsel gewesen. Erst seit knapp hundertfünfzig Jahren wissen wir überhaupt etwas darüber. In diesem Zeitraum hat sich unser Wissen

schubweise weiterentwickelt, wobei viele alte Erkenntnisse durch neue überholt wurden. 1841 verkündete der führende britische Naturforscher Edward Forbes nach einer Expedition in die Ägäis, dass es in der Tiefe des Meeres kein Leben gebe. Und das, obwohl John Ross schon auf seiner Nordpolexpedition 1818 bis in eine Tiefe von fast zweitausend Metern Messungen vorgenommen hatte und Beweise für artenreiches Tierleben dort unten liefern konnte.

Auch auf einer kleinen, rauen Insel vor der norwegischen Westküste gab

es einen Mann, der wusste, dass Forbes auf dem Holzweg war. Michael Sars und sein Sohn Georg Ossian gehörten zu den Ersten, die mit wissenschaftlichen Methoden feststellen konnten, dass die Tiefsee keineswegs eine leblose Unterwasserwüste ist. Beide zählen zu den bedeutendsten Wissenschaftlern, die Norwegen je hervorgebracht hat. Und ihre Leistung ist umso beeindruckender, wenn man berücksichtigt, unter welchen Voraussetzungen sie zustande gekommen ist. Michael Sars wuchs in bescheidenen Verhältnissen

in Bergen auf. An eine Karriere in der Meeresforschung, für die er die größte Leidenschaft hegte, war nicht zu denken. ¹⁴—Er ging nach Oslo, wurde Theologe und verlobte sich mit Maren Welhaven, der Schwester eines Freundes. 1831 wurde er Gemeindepfarrer auf der Insel Kinn, die westlich des Førdefjords im offenen Meer liegt. Sars widmete seine gesamte Freizeit der Erforschung maritimen Lebens. Bereits 1835 gelang ihm der Durchbruch mit seinem Werk *Beskrivelser og Iagttagelser over nogle mærkelige eller nye i Havet ved den*

Bergenske Kyst levende Dyr

(Beschreibungen und Beobachtungen einiger merkwürdiger oder neuer im Meer vor der Küste Bergens lebender Tiere). Im norwegischen Parlament, dem Storting, erkannte man, dass man es mit einem außergewöhnlichen Talent zu tun hatte, und gewährte Sars ein Stipendium. Damit konnte er sich auf eine Europareise begeben und kam so mit den bedeutendsten Naturforschern an den Universitäten von Paris, Bonn, Frankfurt, Leipzig, Dresden, Prag und Kopenhagen in Kontakt. Zu Beginn der 1890er-Jahre erforschte er mit Ruderboot und einer

Art Grundschleppnetz die Tiefen des Mittelmeers. Sars fand Leben bis zu einer Tiefe von achthundert Metern. Tiefer kam er nicht.

Einer der vielen, die sich von Sars' Entdeckungen faszinieren ließen, war Peter Christen Asbjørnsen, der es später als Sammler norwegischer Märchen und Sagen zu Berühmtheit bringen sollte. Während Asbjørnsen auf der Jagd nach alten Volksmärchen isolierte Gebirgstäler aufsuchte, muss er – zumindest zeitweise – mit seinen Gedanken ganz woanders gewesen sein. Er wollte nämlich Meeresforscher werden, und

sein großes Vorbild war Michael Sars. 1853 publizierte Asbjørnsen eine Abhandlung mit dem Titel *Bidrag til Christianiafjordens Litoralfauna* (Beitrag zur Litoralfauna des Christianiafjords). Sie beschäftigt sich mit verschiedenen Lebensformen am Ufer des heutigen Oslofjords. Asbjørnsens größte Leidenschaft galt jedoch dem Leben in der Tiefsee.

Im selben Jahr, in dem seine Abhandlung veröffentlicht wurde, reiste Asbjørnsen mit einem Staatsstipendium in der Tasche nach Westnorwegen, um dort die tiefen Fjorde zu erforschen. Zuerst besuchte

er Michael Sars, der mittlerweile Pfarrer in Manger auf Radøy in Nordhordland war. Asbjørnsen hatte sich sehr für die Einrichtung einer außerordentlichen Professur eingesetzt, und er konnte den Pfarrer überreden, sich auf die Stelle zu bewerben. Anschließend begann Asbjørnsen mit seinen eigenen meeresbiologischen Forschungen. Das Ergebnis erregte Aufsehen in der Zoologie. Mithilfe eines selbst konstruierten Schleppnetzes glückte es ihm, im Hardangerfjord einen elfarmigen Seestern aus vierhundert Metern Tiefe zutage zu fördern.

Dieser korallenrote, »perlmuttschimmernde« Seestern war für die Wissenschaft vollkommen neu. Als Entdecker hatte Asbjørnsen das Recht, ihm einen Namen zu geben. Er nannte ihn *Brisinga endecacnemos*, nach dem Halsschmuck Brisingamen, der der nordischen Mythologie zufolge der Göttin Freya gehört hatte, bevor er von Loki auf dem Meeresgrund versteckt wurde.

Asbjørnsen war der Ansicht, sein schmucker Seestern gehöre einer eigenen Gattung an, insistierte aber nicht weiter, als Michael Sars an dieser Einschätzung Zweifel äußerte.

Später stellte sich heraus, dass Asbjørnsens Vermutung stimmte und er um seine Ehre gebracht worden war. [15](#)

Trotz seines unermüdlichen Einsatzes bekam Asbjørnsen selten die Staatsstipendien und Anstellungen, um die er sich bewarb, und seine Karriere als Meeresbiologe stagnierte. Asbjørnsen musste neue Pläne schmieden. Auch der Wald übte eine eigenartige Anziehungskraft auf ihn aus. 1856 reiste er nach Deutschland, um an der Forstakademie Tharandt zu studieren. Beim Examen erzielte er Bestnoten in

allen Fächern und entwickelte innovative Ideen innerhalb der norwegischen Verwaltung der Wälder und Moore. [16](#)

Manchmal bekommen Menschen doch noch die Anerkennung, die ihnen zusteht. Der große deutsche Evolutionsbiologe Ernst Haeckel schrieb über Michael Sars, dass all denen, die ihn persönlich hätten kennenlernen dürfen, die Frische seines Geistes, die Liebenswürdigkeit seiner Gesinnung, die Klarheit seines Verstandes und die Vielseitigkeit seiner Bildung in unvergesslicher

Erinnerung geblieben seien. ¹⁷Das erste norwegische Meeresforschungsschiff wurde nach Michael Sars benannt, und das neueste Schiff der norwegischen Meeresforscher, das mit hoch entwickelter Technik arbeitet und extrem leise ist, damit die akustischen Instrumente nicht von Motorgeräuschen beeinträchtigt werden, trägt den Namen von Michael Sars' Sohn Georg Ossian.

Dieser setzte die Arbeit seines Vaters fort, der der Meeresforschung in Norwegen mit Ausdauer und Gründlichkeit den Weg geebnet

hatte. 1864 bekam Georg Ossian Sars als erster Norweger und »Meeresforscher« eine staatlich finanzierte Anstellung. Im selben Jahr fuhr er zu den Lofoten, genauer gesagt nach Skrova. Mit Skrova als Ausgangspunkt holte er unzählige Proben aus den Tiefen des Vestfjords.

Als Georg Ossian Sars seine Forschungsergebnisse 1868 veröffentlichte, erregten sie in internationalen Gelehrtenkreisen Aufsehen, ¹⁸ nicht zuletzt wegen der sogenannten Sars'schen Lofoten-Seelilie (*Rhizocrinus lofotensis*). Die Lofoten-Seelilie wurde von Sars als

»lebendes Fossil« beschrieben, und das zu einer Zeit, als Wissenschaftler auf der Jagd nach Fossilien die Erde absuchten, um die Evolutionstheorie zu untermauern und das Alter der Erde und allen irdischen Lebens zu bestimmen.

Trotzdem dauerte es lange, bis die Entdeckung solch vielfältiger Lebensformen in der Tiefsee allgemein anerkannt wurde. Als 1860 ein Telegrafenkabel auf dem Grund des Atlantiks verlegt wurde, berichtete ein beteiligter Ingenieur von Seesternen und Globigerinida (eine Planktonart, die in großen

Mengen auf dem Meeresboden vorkommt), die sich an die Lotleine geheftet hätten, als diese aus Tiefen emporgezogen worden sei, wo in den Augen zeitgenössischer Wissenschaftler kein Leben mehr möglich war. Die meisten Wissenschaftler begegneten solchen Entdeckungen weiterhin mit Skepsis. Manche vertraten die Ansicht, die Tiere müssten sich auf dem Weg nach oben an die Leine geheftet haben, obwohl es sich bei vielen von ihnen ganz offensichtlich um auf dem Meeresboden lebende Lebewesen handelte. Doch die Entwicklung ließ

sich nicht mehr aufhalten, einige Funde konnte man einfach nicht ignorieren.

Der führende schottische Zoologe Charles Wyville Thomson verwies sowohl auf Asbjørnsens Seestern als auch auf Sars' Lofoten-Seelilie, als er 1864 bei der Akademie der Wissenschaften in London finanzielle Mittel für seine »Lightning«-Expedition beantragte. Deren Ziel war die Erforschung tiefer Seegebiete vor Schottland. Die Expedition bestätigte die Funde der Norweger und erweiterte sie noch um einige

Exemplare. Bis zu einer Tiefe von zwölfhundert Metern wurden höchst interessante Lebewesen entdeckt.

Als die Briten 1872 die erste groß angelegte moderne Meeresexpedition ausrüsteten, war auch Thomson mit von der Partie. Mit einer Besatzung von zweihundertsiebzig Mann (Offiziere und Wissenschaftler mitgerechnet) segelte die HMS »Challenger« vier Jahre ohne Unterbrechung über die Weltmeere. Die ganze Zeit über wurden Tiefen ausgelotet, Strömungen aufgezeichnet und Temperaturen gemessen. Offene

Fahrwasser wurden in unterschiedlichen Tiefen durchkämmt, wobei die Proben mit den von Michael Sars entwickelten Vorrichtungen genommen wurden.

Die Ergebnisse der »Challenger«-Expedition bildeten die Grundlage der modernen Ozeanografie. Niemand konnte mehr behaupten, die Tiefsee sei eine Zone ohne Leben, wenn selbst die anerkanntesten Wissenschaftler das Gegenteil sagten. Was genau am Grund des Meeres zu finden war, wurde auch in der Presse und in populärwissenschaftlichen Artikeln

eifrig diskutiert. In der Sammlung *Skildringer af Naturvidenskaberne for alle* (Naturwissenschaftliche Schilderungen für alle) von 1882 finden sich beispielsweise ins Dänische übersetzte Aufsätze von führenden europäischen Wissenschaftlern und Experten. [19](#)

Der Tiefsee wird darin eine besondere Aufmerksamkeit zuteil. Der englische Seelilien-Experte Philip Herbert Carpenter, der auch an der »Challenger«-Expedition teilgenommen hatte, beginnt seinen Beitrag folgendermaßen: »Für die meisten von uns ist der tiefe

Meeresgrund nahezu unbekanntes Terrain, weil seine Lage es uns nicht gestattet, jemals eigene Untersuchungen an ihm und seinen Wundern vorzunehmen.« Carpenter war ein talentierter, aber leidgeplagter Mann. Chronische Schlaflosigkeit trieb ihn in den Wahnsinn, sodass er sich 1891 mit Chloroform das Leben nahm. Carpenter konnte sich jedoch besser als die meisten anderen vor ihm die unterseeischen Landschaften vorstellen:

»Unsere Untersuchungen haben uns gelehrt, dass der Meeresboden

mit seiner ungeheuren Ausdehnung in vielerlei Hinsicht Ähnlichkeiten mit der Oberfläche der Landmasse aufweist. Genau wie diese hat er seine Berge, Täler und große gewellte Ebenen. Seine Zusammensetzung ist an verschiedenen Orten sehr unterschiedlich, er hat seine Wüsten und seine fruchtbaren Regionen, seine Wälder und Klippen, und genau wie die Oberfläche der Erde wird er an den verschiedenen Orten und Klimazonen von unterschiedlichen Tieren und Pflanzen bewohnt.« [20](#)

Fast hundert Jahre nach Carpenters Text herrschte noch

immer die Auffassung vor, das Leben auf dem Meeresboden sei wenig variantenreich und es gebe dort unten vor allem Seegurken, Würmer und kleinere Tiere. Bis heute können nur wenige Unterwasserkapseln in die größten Tiefen vordringen. Mit jeder neuen Expedition werden nicht nur neue Arten, sondern auch bislang unbekannte Lebensformen entdeckt. Dasselbe geschieht, wenn Forscher Netze in große Tiefen hinablassen, die vorher noch nicht erforscht wurden, oder dort Bodenproben entnehmen. Die Mehrzahl der dabei an die Oberfläche geholten Arten ist

nie zuvor beschrieben worden.

In Wirklichkeit wimmelt es in einer Tiefe, die wir bis vor Kurzem für tot gehalten haben, nur so von Leben. Es ist stockfinster, aber die meisten Arten sorgen selbst für Licht in allen erdenklichen Farben und Varianten, um andere Lebewesen anzulocken oder zu täuschen. In der Tiefe blinkt und glüht es allenthalben. Da dort unten viel mehr Arten leben als an Land, ist die Verständigung über Leuchtsignale die wohl verbreitetste Kommunikationsform auf der Erde. In vielen Zonen, Tausende von Metern

unter der Oberfläche, leben die absurdesten Kreaturen, die glühendes, blinkendes, pulsierendes Licht abgeben. Viele Fische, wie der Tiefsee-Seeteufel, haben an der Schädeldecke oder am Unterkiefer eine Art Angel mit einem Licht am Ende, das vor ihren Augen baumelt. Der Seeteufel steht mit seinem großen geöffneten Maul, aus dem lange, spitze Zähne ragen, unbeweglich im Wasser. Am Körper hat er Hunderte langer Antennen, mit denen er kleinste Bewegungen im Wasser wahrnimmt. Wenn jemand nahe genug herankommt, schnappt er

zu. Andere Arten sind beinahe so durchsichtig wie Glas. Nur ihr kleines Verdauungsorgan verrät sie, wenn sie angestrahlt werden. Wittern sie Gefahr, können einige von ihnen große Mengen Meerwasser in ihren Körper pumpen, um noch transparenter zu wirken. Einige Lebensformen sind rund und haben keinen Kopf, andere sehen aus wie Schnüre oder Bänder mit pulsierendem Plasma und tanzen graziös und offensichtlich koordiniert durchs Wasser. Eine Staatsqualleart, die *Praya dubia*, kann vierzig Meter lang werden und verfügt über

dreihundert Mägen. Eine
Tintenfischart hat große
Leuchtorgane an allen acht Armen.
Wenn sie auf die Jagd geht, können
alle Lichter gleichzeitig blinken,
sodass die Beute den Eindruck haben
muss, von einer riesigen
weihnachtlichen Lichterkette
angegriffen zu werden. ²¹— Wenn sich
die Tiefseequalle *Atolla wyvillei*
bedroht fühlt, blinkt sie mit
Tausenden blauer Lichter wie ein
Einsatzwagen. Die Lichtshow kann
den Angreifer blenden und verwirren
oder auch größere Räuber anlocken,
die den verblüfften Zuschauer

verschlingen und so die Gefahr für die Qualle eliminieren.

Die meisten biolumineszierenden Lichter, die von den verschiedenen Arten in der Tiefsee produziert werden, sind blau, weil blaues Licht am tiefsten ins Wasser vordringt. Daher wirkt das Meer auch blau. Die meisten Arten in der Tiefe können lediglich blaues Licht erkennen. Einige, wie zum Beispiel der Drachenfisch *Pachystomias microdon*, haben über das blaue Licht hinaus rotes Licht entwickelt. Damit nähern sie sich den anderen Tieren, die nicht ahnen, dass

ein Scheinwerfer auf sie gerichtet ist. Eine weitere Drachenfischart heißt auf Latein *Malacosteus niger*, sollte aber eher den Namen »Schleudermaul« tragen. Diese Tiere sind nämlich imstande, das Maul aus dem Kiefer herauszuschießen, der elastisch wie eine Schleuder ist.

Viele Arten senden Lichtsignale aus, um einen Partner für die Paarung zu finden. Das ist allerdings nicht ungefährlich, weil sie dabei auch die Aufmerksamkeit von Räubern auf sich ziehen. Einige haben raffinierte Möglichkeiten entwickelt, die Paarungssignale

anderer Lebewesen nachzuahmen, um diese anzulocken und zu fressen.

Im Meer können Feinde zu jeder Zeit von überall her kommen. Daher haben viele der in einigen Hundert Metern Tiefe lebenden Tiere eine Lichttarnung auf der Unterseite ihres Körpers, die es ihnen ermöglicht, von unten wie von oben betrachtet eins mit dem Wasser zu werden. Diese Verteidigungsmechanismen sind listig, aber es gibt auch Mittel, sie zu enttarnen. Beispielsweise haben manche Tiere Augen, die das künstliche, von Bakterien erzeugte

Licht ihrer potenziellen Beute erkennen können. So wird deren Umriss für sie sichtbar.

Eine in bis zu fünftausend Metern Tiefe lebende Seegurke stößt ihre Haut ab, wenn sie angegriffen wird. Die Haut ist klebrig wie doppelseitiges Klebeband und bleibt am Angreifer haften, der dann erst mal beschäftigt ist. Andere verwenden Gift oder Stacheln. Niemand hat je behauptet, dass das Leben in der Tiefe leicht oder angenehm sei.

Könnten wir in der Kälte und Dunkelheit dort unten

herumschwimmen, hätten wir den Eindruck, im Weltall zu schweben und von funkelnden Sternen umgeben zu sein beziehungsweise von Lebewesen, die man sich seltsamer kaum hätte ausdenken können: farbenprächtige Tiere, die auf Armen über den Meeresboden laufen, Yeti-Krabben mit weißem Pelz. Der Fächerflosser *Caulophryne polynema* hat eine Angel am Kopf, die sich mit einem lockenden Licht am Ende wie das Pendel eines Metronoms hin- und herbewegt. Kein Fisch leuchtet kräftiger als der Teufelsangler *Linophryne arborifera*,

dem eine lange Antenne aus dem Maul ragt und etwas Strauchiges vom Unterkiefer herabhängt, was genauso lang ist wie der Fisch selbst. Das gilt aber nur für das Weibchen, denn das Männchen ist bloß ein kleiner Parasit, der sich, kaum auf der Welt, am Bauch des Weibchens festbeißt. So verbringt es den Rest seines Lebens. Nahrung erhält es über das Blut des Weibchens, als Gegenleistung spendet es in regelmäßigen Abständen Samen.

Vermutlich nur wenige Meter über dem Meeresboden gleitet der Riesenkalmar (*Architeuthi dux*) in

großer Geschwindigkeit horizontal durchs Wasser, wobei er die Arme hinter sich zu einer aquadynamischen Spitze zusammenfügt. Er besitzt tellergroße Augen, mit denen er niemals blinzelt, einen Wasserdüsenantrieb und Tarnsysteme, die das amerikanische Militär nur zu gern kopieren würde.

Es waren bis heute mehr Menschen im All als in der Tiefsee. Die Oberfläche des Mondes, ja, sogar die ausgetrockneten Seen des Mars kennen wir besser. In der Tiefsee ist das Leben wie ein Traum, aus dem man nur langsam erwacht.

Von der Oberfläche bis zum Boden regnet – oder besser gesagt schneit – kontinuierlich organisches Material durch alle Wasserschichten, und eine schwindelerregende Zahl spezialisierter Wesen verwertet alles, was zu ihnen herabsinkt. 22 In den vergangenen Jahren hat man allein durch die Entnahme von Stichproben so viele neue Arten in der Tiefe entdeckt, dass manche glauben, dieses Ökosystem könne mehrere Millionen Arten umfassen. Der größte Teil des Lebens im Meer spielt sich zwar in den oberen Wasserschichten ab, weil jede Art

dort zahlreicher vertreten ist, aber in der Tiefe findet man die meisten Arten. Fast alles Leben dort unten hat verblüffende Eigenschaften, als gehörte es auf einen anderen Planeten oder wäre in grauer Vorzeit entstanden, in der noch andere Regeln galten und jedes Fantasiegebilde Wirklichkeit werden konnte.



Hugo und ich schippern über den Vestfjord. Auf halbem Weg muss ich Hugo bitten herunter zu bremsen, damit ich den Thermoanzug ausziehen kann. Noch nie zuvor habe ich in diesen Gewässern Wärme als Problem erlebt. Die Lofotenwand ist nähergekommen, aber durch den Dunst wirkt sie verschwommen, als wären die Berge im Begriff zu schmelzen.

Kurz nachdem Hugo wieder Gas gegeben hat, sehe ich steuerbords mehrere Kilometer vor uns eine

Wassersäule über dem Meer aufsteigen. Ich drehe mich zu Hugo und zeige sie ihm, er nickt und gibt Vollgas. Wir nähern uns rasch einer Stelle, die aussieht wie ein flacher, in der Sonne glänzender Felsen. Aber wir sind auf dem offenen Meer, wo es keine Felseninseln gibt, außerdem bewegt sich die Stelle. Wir haben schon mehrere Schweinswale gesehen, aber hier handelt es sich offenbar um etwas anderes.

»Es ist jedenfalls kein Zwergwal«, denkt Hugo laut.
»Vielleicht eine Gruppe von Grindwalen?«

Wir sind noch einige Hundert Meter entfernt, als Hugo erkennt, dass auch das nicht der Fall sein kann. Es ist keine Rückenflosse zu sehen, wie der Grindwal eine hat. Außerdem ist es keine Gruppe, sondern ein einzelnes riesengroßes Tier. Für einen kurzen Moment frage ich mich, ob es ein U-Boot sein könnte.

Hugo wirkt angespannt, sein Blick ist starr und der Mund leicht geöffnet, während er fieberhaft in seinem inneren Katalog über die verschiedenen Walarten blättert. Wir sind nur noch wenige Hundert Meter

entfernt, als er ausruft: »Ein Pottwal!«

Vor uns sehen wir den Rücken des größten aller Zahnwale. Während wir näher heranhfahren, krümmt er sich zusammen. Als wir nur noch dreißig Meter entfernt sind, bläst er ein letztes Mal alles aus sich heraus und taucht kopfüber ab. Schwanzflosse und Hinterleib ragen senkrecht aus dem Wasser, bevor sich das Meer über ihm schließt. Der Wal ist verschwunden, als hätte jemand an einer Schnur gezogen und ihn durch den Abfluss gespült.

Hugo stellt den Motor ab. Seit

fast fünfzig Jahren ist er jetzt schon auf dem Meer unterwegs und hält sich so viel im Vestfjord auf, dass er schon fast zur dortigen Fauna gerechnet werden kann. In dieser Zeit hat er so gut wie alles gesehen: Grindwalschulen sind für ihn fast Routine, von Zwergwalen, Delfinen oder Schweinswalen brauchen wir gar nicht erst zu reden. Aber einen Pottwal hat er in all diesen Jahren noch kein einziges Mal zu Gesicht bekommen.

Jetzt heißt es abwarten. Denn auch wenn der Pottwal neunzig Minuten lang die Luft anhalten kann,

länger als jedes andere Lebewesen mit Lungen, muss er wieder an die Oberfläche kommen.

Der Pottwal (*Physeter macrocephalus*) ist nicht nur das größte fleischfressende Tier der Welt. Er ist das größte fleischfressende Tier, das jemals auf der Erde existiert hat. Vergessen Sie den *Tyrannosaurus Rex*, den *Megalodon* oder die Kronosaurier. Der Pottwal ist schwerer und länger.

Das Tier, das wir gesehen haben, war ein einzelnes Männchen von rund zwanzig Metern Länge mit einem Gewicht von mehr als fünfzig

Tonnen. Weibchen und Männchen unterscheiden sich deutlich. Die Weibchen haben nur ein Drittel des Gewichts der Männchen, und sie sind Herdentiere, die sich um die Kälber kümmern, im Übrigen auch um die anderer Weibchen, wenn diese abtauchen, um nach Nahrung zu suchen. Junge Männchen schwimmen in Gruppen. Erst wenn sie auf die dreißig zugehen, haben sie die Pubertät hinter sich. Dann hat der Pottwalbulle für den Rest seines Lebens genug von der Gesellschaft anderer. Von nun an ist er in den Weltmeeren als einsamer Jäger

unterwegs. Der Wal, der uns begegnet ist, könnte vom Südlichen Eismeer hierher geschwommen sein. Wenn er eine Gruppe Weibchen trifft, paart er sich vielleicht, aber sobald das erledigt ist, macht er sich davon. Die Bullen können sehr aggressiv sein, auch wenn sie auf andere Pottwale treffen. Vielleicht bringt sexuelle Frustration die Männchen dazu, gegeneinander zu kämpfen, auch wenn sie nicht brünstig sind. Ein Pottwal im Hormonrausch könne genauso wild werden wie ein brünstiger Elefant, meint Hugo.

Der Pottwal, der in der Tiefe verschwunden ist, will vielleicht Tintenfische jagen oder Riesenkalmar, die bis zu fünfhundert Kilo wiegen können. Auf dem Weg nach unten kann sich der Wal in einem Tintenfisch festbeißen und ihn auf dem Meeresboden zerquetschen. Geht der Wal auf dem Weg nach unten leer aus, bekommt er auf dem Weg nach oben eine neue Chance. Unten angekommen legt er sich auf den Rücken und kann so das Wasser über sich nach Umrissen absuchen, die sich gegen das schwache Oberflächenlicht abheben.

Um Fischschwärme zu lokalisieren, benutzt der Pottwal sein Sonarsystem vorne im Kopf. Entdeckt er etwas Interessantes, schießt er los und verschlingt seine Beute mit einem Maul, das so groß ist, dass das Boot, in dem Hugo und ich sitzen, bequem quer hineinpassen würde.

Man hat gestrandete Pottwale gefunden, deren Haut von tiefen Saugnarben übersät war, die zum Teil einen Durchmesser von zwanzig Zentimetern hatten. Kämpfe zwischen Riesenkalmaren und Pottwalen sind noch nie von Menschen beobachtet worden, aber sollte sich die Chance

bieten, würden einem die Tickets aus den Händen gerissen. Der Riesenkalmar, der lange für ein Fabeltier gehalten wurde, hat nicht nur acht Arme, von denen jeder bis zu acht Meter lang werden kann. Er hat auch einen abstoßenden, harten Schnabel, der so gut wie alles zermalmt. Die Arme dieser kolossalen Anomalie der Natur gleichen laut Jules Verne dem Haar einer Furie. Augenkontakt sollte möglich sein, denn er hat riesige runde Augen, aber keine Lider und blinzelt daher nie.

Im vorderen Teil des Kopfes hat der Pottwal das größte

lauterzeugende Organ der Tierwelt. Es kann allein bis zu zehn Tonnen wiegen. Bei Messungen haben die damit erzeugten Klicklaute einen Schallpegel von zweihundertdreißig Dezibel erreicht, was einem Gewehrschuss entspricht, der zehn Zentimeter von unserem Ohr entfernt abgefeuert wird. Die Bullen erzeugen ein tiefes Dröhnen, während die Kühe schneller »reden«, in einer Art Morsecode.

Als Schwergewichtsmeister der Evolution müsste der Pottwal eigentlich einen riesigen Silbergürtel um den Bauch tragen. Aber selbst er

ist nicht ohne Feinde. Er bringt nur wenige Nachkommen zur Welt, weniger als alle anderen Walarten, und verwendet viele Jahre darauf, sie aufzuziehen, zu füttern und zu beschützen. Kälber und verletzte Tiere werden bisweilen von Schwert- oder Grindwalen angegriffen, die sich in Gruppen zusammentun. Dann bilden die Pottwale die sogenannte Margeriten-Formation, bei der die großen Tiere einen Ring um die Kälber formen, damit die viel schnelleren und flexibler agierenden Schwertwale die Kälber nicht von der Gruppe isolieren können, denn das

wäre ihr Ende. Die Pottwale können sich mit dem Kopf nach innen oder nach außen ausrichten und somit entweder ihren Schwanz oder ihre Zähne als Waffe gegen die Angreifer einsetzen. [23](#)

Der Pottwal taucht bis in Tiefen von dreitausend Metern hinab, womit er den Rekord unter den Säugetieren hält. [24](#) In dieser Tiefe wird die Lunge fast komplett zusammengepresst. Im Kopf hat der Pottwal eine große Kammer, die dem Druckausgleich dient, indem sich das Walratöl auf dem Weg zum Meeresgrund abkühlt,

verfestigt und eine höhere Dichte erlangt. Näher an der Oberfläche, wo der Wal nicht mehr auf die Senkung des Auftriebs angewiesen ist, erwärmt sich das Öl wieder und wird flüssiger. Bis zur Erfindung synthetischer Ersatzstoffe vor rund hundert Jahren war Walratöl das kostbarste Öl der Welt: rein, durchsichtig und wohlriechend. Im Kopf eines großen Wals können sich bis zu zweitausend Liter Walratöl befinden. Aus dieser hellrosa, wachsartigen und spermaähnlichen Flüssigkeit stellte man feinste Kerzen, Seifen und Kosmetikprodukte her.

Außerdem wurde Walrat zum Ölen teurer Präzisionsinstrumente verwendet.

Der Pottwal verfügt über weitere wertvolle Bestandteile. Ein einziges Tier liefert zig Tonnen Speck und Fleisch, und die großen Zähne waren einst so kostbar wie Elfenbein. Es heißt, Walfänger hätten sich aus der Haut des enormen Penis sogar Regenmäntel genäht. Aber der Pottwal ist nicht nur in dieser Hinsicht gut ausgestattet, er hat auch das größte Gehirn unter den Tieren: Es wiegt sechsmal mehr als das eines Menschen. Sein Penis wiegt einige

Hundert Mal mehr als das menschliche Organ.

Zudem sondert das Verdauungssystem des Pottwals den Stoff Amber oder Ambra ab. Ambra war das Wertvollste am ganzen Wal, weil sie zur Parfümherstellung verwendet wurde, man schrieb dem Stoff zudem allerlei fantastische Eigenschaften zu. Früher glaubte man, bei der im Meer treibenden oder an den Strand gespülten Ambra handele es sich um den Speichel von Seeungeheuern. Hugo hat schon Ambra am Strand gefunden. Er beschreibt sie als wachsartige graue

Klumpen mit einem ganz speziellen, süßlichen Geruch.

Der Pottwal war begehrt und wurde so stark bejagt, dass er fast vom Aussterben bedroht war. Nahe der Stadt Andenes machte man noch bis in die 1970er-Jahre systematisch Jagd auf dieses Tier. Bevor Harpunen mit Sprengkopf aufkamen, verwendeten die Walfänger lange Harpunen mit Widerhaken, die den Wal durchbohrten und sich dann verhakten. Dennoch gelang vielen Tieren die Flucht, und wenn keine lebenswichtigen Organe verletzt waren, konnten sie jahrelang mit der

Harpune im Körper
herumschwimmen.

Um Hugo und mich herum ist es still,
man hört nur ein sanftes,
musikalisches Plätschern. Die See
glänzt, sie ist eine
zusammenhängende Fläche aus Licht
und strahlt so stark, dass sie ihre
eigene Lichtquelle zu sein scheint.
Nach Westen hin wölbt sich das Meer
in einem konvexen Bogen, als
befände es sich in einer übevollen
Schüssel. Wir sehen die
Erdkrümmung. Noch ist der Pottwal
nicht in Sicht, und wäre heute ein

normaler Tag, wäre die Chance gering, dass wir ihn noch einmal zu sehen bekommen. Aber es ist kein normaler Tag, und das Meer ist so ruhig und das Wetter so klar, dass wir diesen Koloss von einem Pottwal vermutlich noch in einer Entfernung von zig Kilometern sehen könnten.

Hugo erzählt von einem Vorfall, der sich etwa zur vorletzten Jahrhundertwende zugetragen haben soll. Demnach hat ein Pottwal das Boot einer Großfamilie auf dem Weg zur Kirche angegriffen. Sie war unterwegs von Lottavika nach Leines, als der Pottwal das Boot

zertrümmerte. Nur ein sechzehnjähriges Mädchen überlebte, der Rest der Familie ertrank. Anscheinend hatten sich im Kleid des Mädchens Luftkammern gebildet und es so an der Oberfläche gehalten.

Der Kern der Geschichte ist wahr, aber Lokalhistoriker gehen davon aus, dass der Pottwal auf Heringsjagd war und das Boot eher zufällig rammte.

Kein Unfall war es jedoch, als das Walfangschiff »Essex« aus Nantucket 1820 im südlichen Pazifik von einem Pottwal angegriffen wurde. Die

Walfänger auf dem
siebenundzwanzig Meter langen
Schiff schätzten den Pottwal auf eine
Länge von sechsundzwanzig Metern.
So ein großes Tier hatten sie noch nie
gesehen. Der Wal verhielt sich lange
ruhig und blieb ein gutes Stück von
der »Essex« entfernt, als wollte er das
Schiff beobachten. Plötzlich
schwamm er in hohem Tempo auf das
Schiff zu, rammte es mit enormer
Kraft und schlug dabei ein großes
Loch in den Bug. Die Mannschaft an
Deck purzelte durcheinander. Gleich
danach griff der Wal noch einmal an
und verarbeitete die andere Seite des

Bugs zu Kleinholz. So machte er weiter, bis das 238 Tonnen schwere Schiff schließlich sank. Der überwiegende Teil der Mannschaft überlebte. Der Obermaat Owen Chase lieferte 1821 in seinem Buch *Der Untergang der Essex. Moby Dick – die wahre Geschichte* eine nüchterne Schilderung der Ereignisse. [25](#)

Es ist nicht der einzige dokumentierte Fall, bei dem große Schiffe von Pottwalen versenkt wurden. Die Geschichte der »Essex« ist jedoch der berühmteste, da sie Herman Melville zu seinem Buch über den weißen Pottwal Moby Dick

inspiriert hat. Es enthält viele chronikartige Kapitel über den Walfang und über Anatomie und Verhalten der Wale (»Des Pottwals Kopf«, »Vermessung des Walskeletts«, »Wird der Wal kleiner?« usw.). Dem Erzähler Ismael zufolge verkörpert der Weiße Wal für Kapitän Ahab all die böartigen Kräfte, von denen manch grüblerisch veranlagter Mensch verzehrt zu werden glaubt:

»Jene unfassbare Arglist, welche von Anbeginn aller Zeiten in der Welt gewesen; welcher selbst die Christen der heutigen Zeit die

Herrschaft über eine Hälfte der Welt zubilligen; welche die Ophiten des alten Orients in ihren Teufelsstatuen verehrten – Ahab fiel nicht vor ihr auf die Knie und betete sie an, wie jene es taten, doch indem er die Vorstellung davon wahnhaft auf den verhassten Weißen Wal übertrug, warf er sich ihr entgegen, verstümmelt, wie er war. Alles, was uns am stärksten quält und in den Wahnsinn treibt; alles, was im Bodensatz des Lebens rührt; alle Wahrheit, die Arglist einschließt; alles, was die Sehnen zerreißt und das Hirn verhärtet; all das kaum merklich

Dämonische am Leben und Denken;
alles Böse schien dem irrsinnigen
Ahab in Moby Dick sichtbar
verkörpert und leibhaftig
angreifbar.« [26](#)

Der Kapitän ist verrückt, aber
sein Wahnsinn wirkt ansteckend, und
so wird der Wal zum Feind der
ganzen Mannschaft. Auf eine Art, die
sich Ismael nicht recht erschließt –
weil hier der Autor Melville direkt zu
uns spricht –, verwandelt sich Moby
Dick im Unterbewusstsein der
Mannschaft in den »großen Dämon
(...), der seine Bahn sanft durch die
See des Lebens zieht«:

»Der Bergmann, der unterirdisch in uns allen am Werke ist – wie können wir am stetig weiterwandernden, gedämpften Klang seiner Picke erkennen, wohin sein Schacht führt? Wer spürte nicht den Zug am Arm, dem er nicht widerstehen kann?« [27](#)

Die gesamte Mannschaft lässt sich von Ahab mitreißen, weil auch sie eine ererbte und instinktive mörderische Kraft in sich trägt, die sich nicht nur gegen die Umwelt richtet, sondern zugleich selbstzerstörerisch wirkt. Moby Dick steht für das von der Ausrottung

bedrohte Säugetier, das man zu Melvilles Zeit zu Zehntausenden abgeschlachtet hat, wie auch für die dunkelsten Kräfte in der menschlichen Natur. Genau wie das Streben nach Rache oder die monomane Suche nach der Wahrheit und der Herrschaft über die »unschuldige und reine« Natur. Ahab jagt den Wal, nicht umgekehrt. Am Ende wird er mit dem Seil seiner eigenen Harpune um den Hals zum Meeresgrund hinabgezogen und mit dem Weißen Wal vereint.

Bis in die 1970er-Jahre hinein hatte man in einer Zeitspanne von hundert Jahren über zweihundert Millionen Wale verschiedener Arten gefangen. Im Lauf weniger Jahrzehnte waren örtliche Walpopulationen von mehreren Zehntausend Exemplaren auf ein paar verängstigte Tiere reduziert worden. ²⁸—Norwegische Gesellschaften, die von Larvik, Tønsberg und Sandefjord aus operierten, betrieben über einen Zeitraum von mehr als fünfzig Jahren im Südlichen Eismeer wie auch vor den Küsten Australiens, Afrikas, Brasiliens und Japans industriellen

Walfang. Auf norwegischen Werften wurden riesige Fabrikschiffe gebaut, nach Südgeorgien und Deception Island hocheffektive Kochereien geliefert. Allein auf Deception Island gab es 1920 sechsunddreißig Druckkocher, von denen jeder zehntausend Liter fasste. Bevor der Blauwal vom Aussterben bedroht war, zogen Walfangschiffe in jeder Saison viele Tausend Exemplare aus dem Wasser, dazu noch eine Reihe anderer Arten. Lebende Junge wurden aus den Bäuchen trächtiger Blauwalkühe herausgeschnitten und in die Kocher geworfen, die

vierundzwanzig Stunden am Tag in Betrieb waren. Tage wurden nicht in Stunden gemessen, sondern anhand der Zahl der Wale und der produzierten Fässer mit Tran unterteilt. Rauch und Dampf der riesigen, zischenden Kocher hingen wie ein dicker Teppich über den Walfangstationen. Ein Blauwal enthält gut achttausend Liter Blut, und die Männer, die den Speck abschnitten, wateten in den vier Monaten einer Walfangsaison durch Fett, Blut und Fleisch.

Der Gestank von Tod und Verwesung war unbeschreiblich. Oft

kamen die Kochereien und Fabrikschiffe mit der Arbeit nicht hinterher, sodass die Wale am Strand liegen blieben und anfangen zu gären. Wegen der Fäulnisgase blähten sie sich wie Zeppeline auf. Wenn dann Löcher in die Kadaver gestochen wurden oder sie gar explodierten, fielen manche Arbeiter vor Ort wegen des Gestanks in Ohnmacht. In diesen Regionen glich die Ufergegend riesigen Walfriedhöfen, auf denen Tausende von Kadavern und Skeletten verrotteten. Es gab Leute, die behaupteten, sie wären den Geruch nie wieder losgeworden und

hätten ihn noch Jahrzehnte später in der Nase gehabt. [29](#)

Wale können sich über große Entfernungen miteinander verständigen, aber der erhöhte Schiffsverkehr erschwert ihnen zunehmend die Kommunikation. Dieses Problem ist jedoch überwindbar – im Gegensatz zu dem Problem, mit dem sich der »einsamste Wal der Welt« herumschlagen muss. Finnwale kommunizieren für gewöhnlich mit einer Frequenz von zwanzig Hertz. Sie können nur Laute hören, die in der Nähe dieser

Frequenz liegen. Vor einigen Jahren haben verblüffte Walforscher einen Finnwal mit einem ausgefallenen Handicap entdeckt: Er singt mit einer Frequenz von etwa zweiundfünfzig Hertz. Das hat zur Folge, dass ihn kein anderer Finnwal hören kann und er keinerlei Kontakt zu seinen Artgenossen hat. Sie halten ihn vielleicht für stumm, glauben, er gehöre einer anderen Art an oder sei ein asozialer Sonderling. »Der einsamste Wal der Welt« folgt auch nicht den Wanderrouen der anderen Finnwale durch die Weltmeere. [30](#)

Als Junge war Hugo oft an Bord der »Kvitberg III«, einem Schiff, das für alle Arten von Fischfang ausgerüstet war und in der entsprechenden Saison auch Jagd auf Wale machte. Einmal konnte er vom Kai aus das pumpende Herz eines Grindwals sehen. In seiner Erinnerung spritzten Fontänen von Blut über das Deck. Doch mittlerweile zweifelt er selbst an seinem Gedächtnis, denn normalerweise waren die Wale bereits in dreißig Kilo schwere Portionen zerteilt, wenn die »Kvitberg III« vom Walfang in der Barentssee zurückkehrte. Oder sollte

es ein Wal aus dem Vestfjord gewesen sein? Wie dem auch sei, die Adern waren dick wie Kabel und gut zu sehen, als das Herz durchgeschnitten wurde. Auf dem Kai in Helnessund standen die Leute bereit. Sie rammten glänzende Fleischerhaken in die Fleisch- und Herzstücke und schleppten sie ins Kühlhaus.

Wo bleibt der Pottwal? Um uns herum brodelte das Meer vor Heringen. Die Oberfläche ist so glatt, dass wir die Schwärme schon aus weiter Entfernung auf uns zukommen

sehen. Hätten wir ein entsprechendes Netz, was natürlich ein deutlich größeres Boot erfordern würde, könnten wir problemlos viele Tonnen an Bord holen. Die Seevögel verharren über den Schwärmen und fressen so viel, dass sie kaum noch fliegen können: Eissturmvögel, Kormorane, Eiderenten, Tordalke und gewöhnliche Möwen tummeln sich hier. Sogar eine Küstenseeschwalbe zieht in geringer Höhe an unserem Boot vorbei. Dieser Zugvogel bewältigt jedes Jahr die längste Strecke der Welt: vom Südpol zum Nordpol und wieder zurück.

Das sanfte Flüstern des Meeres, die trockene Wärme der Sonne, die klare Luft – alles ist friedlich. Von solchen Tagen erzählt man sich noch Jahre später. Nur eins stört die Idylle: das Schottische Hochlandrind. Der Gestank dringt durch drei Schichten Plastik und scheint den ganzen Vestfjord für sich beanspruchen zu wollen. Einige Seevögel, die sich unserem Boot nähern, drehen wieder ab, andere fliegen seltsame Manöver, als würden sie für einen Moment ohnmächtig werden. Es ist fast eine Dreiviertelstunde vergangen. Ist der

Pottwal schon oben gewesen,
womöglich so weit weg, dass wir ihn
nicht gesehen haben, und
mittlerweile wieder abgetaucht?
Entfernt er sich immer weiter von
uns?

Auf einmal hören wir ein
entferntes Poltern. Regungslos sitzen
wir da und lauschen. Da ist es
wieder.

»Hört sich an wie eine
Gerölllawine. Ich glaube, an Land
wird irgendwo gesprengt«, sagt
Hugo und schaut hinüber nach
Kabelvåg.

Noch einmal ertönt das

Poltern. Es erinnert jetzt an die tiefen Töne einer Kirchenorgel, klingt aber feuchter. Außerdem schwingt so etwas wie ein schwerfälliges Gurgeln mit. Es klingt auf gar keinen Fall nach Sprengarbeiten an Land. Es ist der Wal, der durch sein Blasloch Luft nach draußen pumpt und wieder einzieht.

»Da!«, sagt Hugo, zeigt mit der einen Hand nach Norden und dreht mit der anderen den Zündschlüssel um. Ein ganzes Stück entfernt durchbricht eine Wasserfontäne den Meeresspiegel, und Hugo gibt Vollgas. Wenige

Minuten später sind wir dicht bei dem Tier. Es verhält sich fast völlig ruhig und atmet. Bei jedem Ausatmen zischt es, und Wasser spritzt aus dem Blasloch vorne links am Kopf wie aus einem Hydranten. Wir hören, wie die Luft in die Lunge gesogen wird, was so ähnlich klingt wie ein fahrendes Auto mit geöffnetem Fenster. Zwischendurch erfüllt ein massives, tiefes Dröhnen die Luft, ein Phänomen, das auch Rimbaud in seinem Gedicht beschreibt: »Der Behemoth (...) durchstöhnte jene Breiten.« [31](#)

Der Wal rollt etwas hin und

her und zeigt uns seine bemerkenswerte Oberfläche mit den knotigen Stellen und Speckfalten. Der sichtbare Teil des Tieres ist fast doppelt so groß wie unser Boot. Unter Wasser können wir den oberen Teil des Kopfes erkennen, der dieselbe Form hat wie die Halbinsel Kola. Der Pottwal ist so groß wie ein Bus. Seine Augen liegen derart tief im Wasser, dass wir sie nicht sehen können. Sie aber sehen uns, zweifellos.

Nach Reisen durch Afrika, Indien und Indonesien bin ich eigentlich recht verwöhnt, was

Naturerlebnisse, Flora und Fauna betrifft. Doch jetzt sitze ich nur da und starre diesen Wal an, bin wie gelähmt angesichts seiner Größe und Kraft, doch dann komme ich wieder zu mir und greife zum Fotoapparat.

Hugo fährt so dicht an den Wal heran, dass ich Angst bekomme. Was passiert, wenn wir ihn reizen und er sich entschließt, uns mit seinem Schwanz einen kleinen Stups zu geben? Zusammen mit dem schweren Motor und der sich drehenden Schiffsschraube würden wir in hohem Bogen durch die Luft fliegen, und bis zum Festland ist es

ein weiter Weg. Hugo meint, wir seien sicher, solange wir uns nicht dem hinteren Teil des Tieres näherten.

Fast jeder kennt *Moby-Dick*, und noch mehr Menschen haben von Jona im Bauch des Walfischs gehört. In seinem Essay *Im Innern des Wals* hat George Orwell beschrieben, wie es sich im Innern eines Wals anfühlt, allerdings in übertragener Bedeutung:

»Der geschichtliche Jonas, wenn man das sagen kann, war jedenfalls froh, dem Wal wieder entronnen zu sein, aber in der Fantasie, in

Tagträumen, haben ihn viele Menschen beneidet. Warum, liegt auf der Hand. Der Bauch eines Wales ist eine Höhle, groß genug, um einen Erwachsenen aufzunehmen. Man ist dort in einem dunklen, ausgepolsterten Raum, der genau passt, mit einer dicken Speckschicht zwischen sich und der Außenwelt. So hat man die Möglichkeit, sich mit absoluter Gleichgültigkeit gegenüber allem, was draußen vorgeht, zu verhalten. Ein Sturm, der jedes Kriegsschiff der Welt zum Sinken brächte, würde einen nur von Weitem, kaum als ein Säuseln,

erreichen. Selbst die Eigenbewegungen des Wals würde man nur wenig spüren. Ob er sich auf der Meeresoberfläche wiegt oder in die Dunkelheit der mittleren Tiefen schießt (nach Herman Melville eine Meile), man würde keinen Unterschied merken. Es ist fast schon der Tod, ein Zustand endgültiger, unüberbietbarer Verantwortungslosigkeit.« [32](#)

Nach etwa drei Minuten, die uns wie fünfzehn vorkommen, macht sich der Pottwal zum Abtauchen bereit. Er krümmt den imposanten vorderen Teil seines Körpers in

vorbereitenden Manövern. Wir sind drei oder vier Meter von ihm entfernt, als er die Schnauze nach unten drückt und den Körper langsam folgen lässt, bis der halbmondförmige Schwanz vor uns aus dem Wasser ragt und dann lautlos verschwindet.

Nun geschieht etwas Seltsames. Das Wasser vor dem Boot, vielleicht zwanzig Meter von der Stelle entfernt, an der der Pottwal abgetaucht ist, bildet kleine Strudel, als wäre es ein elektrisches Feld unter Hochspannung. Der Wal kommt direkt auf uns zu. Ich schaue Hugo an, vermutlich mit Panik im Blick. Er

hat es auch gesehen, hat schon die Hand am Gashebel und fährt einen leichten Bogen um die vor Kraft strotzende Gestalt, die sich langsam auf uns zubewegt.

Plötzlich beruhigt sich alles, und das gesamte Meer liegt wieder blitzblank da wie blaues Chrom. Der Pottwal ist auf dem Weg in die Tiefe.

Einen Eishai fangen? Nach der Begegnung mit dem Pottwal wirkt unser Vorhaben so, als machten wir nur gerade einen kleinen Angelausflug.



8

Wir beginnen sofort mit der Eishaijagd, denn wir befinden uns ungefähr an der Stelle, wo wir unser Glück versuchen wollten. Nachdem wir die mitgebrachten Seekarten studiert und anhand von drei Landmarken (dem Leuchtturm von Skrova, einer Steinpyramide auf dem letzten Holm und dem Steigberget am Ende des Helldalsisen auf der anderen

Fjordseite) unsere Position bestimmt haben, steche ich Löcher in die Müllsäcke, die bis zum Rand gefüllt sind mit Gedärmen, Nieren, Leber, Knorpel, Knochenstücken, Fett, Sehnen, Fliegeneiern und Maden, wobei ich mich in einer Tour übergebe. Hugo ist, wie schon gesagt, nicht in der Lage, sich zu erbrechen, aber er sieht aus, als hätte er große Lust dazu. Anschließend werfe ich vier der fünf Säcke über Bord. Wir haben schwere Steine in die Säcke gepackt, weshalb sie gleich sinken. Der fünfte Sack enthält ein paar fleischige Leckerbissen, die wir

als Köder auf den Angelhaken spießen wollen.

An dieser Stelle ist das Meer mindestens dreihundert Meter tief. In regionalgeschichtlichen Büchern habe ich gelesen, dass Fischer nach dem Abwurf des Lockfutters in der Regel vierundzwanzig Stunden warteten, bis sie zurückkehrten und versuchten, den Eishai zu fangen. Wir werden es genauso machen, auch wenn es eigentlich nicht nötig sein dürfte. Wenn es hier irgendwo einen Eishai gibt, ist es nur eine Frage der Zeit, bis er die Leckereien in der Tiefe wittert. Wie andere Haie kann auch

der Eishai quasi in Stereo riechen und mit großer Präzision die Geruchsquelle lokalisieren. Und selbst wenn das Meer momentan ruhig ist, gibt es vor Skrova immer eine starke Strömung, die den Geruch genauso effektiv im Wasser verteilen wird, wie es der Wind an Land tun würde. So weit unsere Theorie. Morgen werden wir sehen, ob sie aufgeht.

Die Jagd auf Eishaie wurde im Ersten Weltkrieg wieder aufgenommen. Die kleinen Leute aßen das Fleisch, und die Leber konnte man zu Lampenöl, Lebertran

und vielem anderen verarbeiten. Hugos Urgroßvater Norman Johan und seine Söhne Svein, Hagbart und Sverre gehörten zu den ersten in der Region, die mit dem Öl des Eishais handelten. Hugo hat es sozusagen im Blut. Wenn jemand fünfzig Jahre nach Beendigung des Eishaifangs die Tradition wiederaufnehmen sollte, dann er.

Wir fahren ziemlich dicht an den Leuchtturm von Skrova heran, der auf einer kleinen Felseninsel steht. Wir brausen durch weitere Heringsschwärme, und um das Boot herum schnellen die Fische wie

silberne Blitze empor. Das Meer kommt hier nie völlig zur Ruhe, doch heute streichen nur lautlose, kaum spürbare Wellen über die glatten Felsen. Das Wasser verhält sich träge wie zähflüssiges Gelee.

Kurz vor dem Holm, den die Einheimischen Kvalhøgda nennen, die »Walhöhe«, werfen wir die Handangel aus. Das Bleilot schlängelt sich hinunter zum Grund und wird dabei von Fischen aufgehalten. Ganz oben schwimmt der Hering und frisst die Ruderfußkrebse. Darunter schwimmt der Seelachs, der auch hinter den Ruderfußkrebsen her ist.

Unter dem Hering, den Ruderfußkrebse und dem Seelachs sind größere Fische unterwegs. Ein Heilbutt schnappt nach einem der Seelachse, die wir am Haken haben, und zieht ihm die Haut ab, leider ohne selbst hängen zu bleiben.

Nachdem wir in den kleinen Sund zwischen Saltværøya und Skarvsundøya gefahren sind, blicken wir zur Inselgruppe Skrova. Das gleichnamige Fischerdorf ist schon seit hundert Jahren ein Zentrum der Fischerei und des Walfangs. Das hat geografische und topografische

Gründe, denn die Inselgruppe liegt inmitten der Fischgründe und Jagdgebiete der Wale und verfügt über einen gut geschützten Hafen.

Heute leben gut zweihundert Menschen in Skrova. Die Fischfabrik ist nicht mehr in Betrieb, außer zur Fangzeit des Winterkabeljaus, aber es gibt eine Lachsverarbeitung. Und noch immer bringt man fast alle Zwergwale, die im Frühjahr im Vestfjord gefangen werden, nach Skrova, in die moderne Anlage der Firma Ellingsen Seafood.

Der Naturhafen von Skrova liegt in einer kleinen Bucht, die über

eine passende Länge und Breite verfügt. In Heimskrova stehen die Häuser relativ eng beieinander, was dem Ort einen intimeren und dorfähnlicheren Charakter verleiht, als es sonst hier üblich ist. Wo mehr Platz vorhanden war, zum Beispiel entlang einem Fjord, bauten die Nordnorweger traditionell mit größeren Abständen, nicht zuletzt, weil zwischen den Häusern Platz für ein bisschen Landwirtschaft mit Feld, Acker, Stall und für einen Bootsanleger am Ufer sein sollte. Auf Skrova gibt es nur wenig ungenutztes Land, und die meisten Häuser im Ort

oder auf den Holmen rundum stehen eng beisammen.

Von Mai bis September wird die Inselgruppe fast rund um die Uhr vom reflektierenden Meer angestrahlt, und als wir mit unserem Schlauchboot in die Bucht sausen, sehen wir als Erstes das Aasjordbruket. Es steht auf Pfählen im Wasser vor der kleinen Insel Risholmen und ist somit auf drei Seiten vom Meer umgeben. Zu dieser Jahreszeit geht die Sonne niemals unter, und man hat den Eindruck, als drehte sich das Anwesen mit der Sonne.

Als ich das letzte Mal hier war, sah es aus, als würde die gesamte Anlage bald im Meer versinken. Der Anleger und die Pfähle waren morsch, und die gesamte Bausubstanz war an einem kritischen Punkt angelangt. Seit der Schließung in den 1980er-Jahren hatte das Aasjordbruket die meiste Zeit leer gestanden, und niemand hatte zu seinem Erhalt beigetragen, bis Mette und Hugo es übernahmen.

Jetzt riecht es dort nach frischem Holz und Leinölimprägnierung. Der gesamte Kai ist funkelnagelneu, und die

tragenden Pfähle sind aus Espenholz, das im Salzwasser nicht fault. Die Gebäude selbst haben eine neue Holzverkleidung bekommen und wurden weiß angestrichen. Nun sind sie auch aus einer Entfernung von vielen Kilometern gut zu sehen. Im Hintergrund ragen die schwarzen Zacken der Insel Lille Molla aus dem Meer. Dass Christian Krohg vor diesem Hintergrund zögerte, seine Staffelei hier aufzustellen, ist nachvollziehbar. Auf die Frage seines Arztes, was ihn eigentlich in den Wahnsinn getrieben habe, antwortete der norwegische Maler Lars

Hertervig, er habe ständig nur auf Landschaften in starkem Sonnenlicht gestarrt und keine guten Farben zur Hand gehabt, mit denen er die Landschaft adäquat hätte abbilden können. [33](#)

In einem der beiden Wirtschaftsgebäude bewohnen Hugo und Mette eine kleine Zweizimmerwohnung in der ersten Etage, die in den 1970er-Jahren für die Arbeiter des Betriebs eingerichtet worden war. Der größte Teil der Gebäude besteht aus großen offenen Räumen. Dort liegen tonnenweise

Angelschnüre, Netze, Ringwaden und alles, was sonst noch zur Ausstattung großer Fischerboote, einer Fischfabrik und einer Trandampferei gehört. Beide Häuser haben an beiden Seiten des Dachbodens Erker mit großen Flügeltüren, von wo aus die Boote mit einer Seilwinde direkt be- und entladen werden konnten.

Das Dach, der Kai und die Außenwände sind mittlerweile renoviert. In einigen Jahren soll alles fertig eingerichtet sein. Geplant ist, in dem Anwesen ein Restaurant, eine Pension, eine Galerie und ein

Künstlerzentrum unterzubringen. Hugo möchte auch einen kleinen privaten Fischverarbeitungsbetrieb gründen, um Gästen zu zeigen, wie der Rohstoff Fisch früher verwertet wurde. Es ist ein kühnes und kostspieliges Vorhaben, dessen Gelingen auf Unterstützung von vielen Seiten und noch dazu auf das Wohlwollen der Banken angewiesen ist. Mette und Hugo haben bereits eine Hypothek auf ihr Haus in Steigen aufgenommen und arbeiten schon viele Jahre hart an ihrem Projekt. Das Risiko des Scheiterns ist durchaus gegeben.

Skrova liegt nicht *am* Meer. Skrova liegt *im* Meer. Das Aasjordbruket selbst steht auf Pfählen und lässt sich ebenso gut zum Land rechnen wie zum Wasser. Von Land aus ist das Gebäude nur über den Kai des Nachbarn zu erreichen. Bei Springflut, niedrigem Luftdruck und Westwind steigt der Meeresspiegel mitunter so sehr an, dass es aussieht, als würden die Gebäude auf dem Wasser schwimmen, und man fühlt sich an das Gedicht *Bølgje* (Welle) von Halldis Moren Vesaas erinnert:

»*Wie eine Konchylie durchströmt*

*vom Meeresbrausen ist das Haus.
Unaufhörlich zieht es das Meer zum
Land, heute wie gestern.« [34](#)*



9

Am Abend ziehen Hugo, Mette und ich gemeinsam los, um Arvid Olsen zu besuchen, den ältesten Fischer von Skrova. Wie alle Häuser auf Skrova liegt sein Haus direkt an der Straße. Und wo Felsen und

Vorsprünge Schutz bieten, wachsen überraschend viele Arten von Bäumen, Ziersträuchern und Pflanzen, die aus dem Süden oder über den Tauschhandel mit Russen aus dem Osten hierherkamen, wie Ahorn und Bärenklau. Sie wurden von den wohlhabenden Kapitänen und Fischhändlern des Ortes importiert. In den 1930er-Jahren brachte ein Seemann sogar eine Lilie aus Australien mit, und bis heute ist diese Pflanze in den Gärten mancher Leute zu finden. Man sollte nicht glauben, dass sie so weit nördlich überleben kann, aber hier oben am

Meer herrscht nur selten für längere Zeit Frost.

Als wir bei Olsen an die Haustür klopfen, macht uns keiner auf. Schließlich gehen wir in den Flur und versuchen unser Glück an der Küchentür. Olsen kommt aus dem Wohnzimmer und sagt, er habe das Klopfen gehört, aber da nur Südnorweger anklopften und er wisse, dass wir keine Südnorweger sind, habe er gedacht, wir könnten es nicht sein.

Auf dem Tisch steht ein Kuchen, den Sohn und Schwiegertochter vorbeigebracht

haben, denn Olsen hat heute Geburtstag. Er geht stark auf die neunzig zu, was aber kaum zu glauben ist, wenn man ihn sieht. Wie um seine Jugendlichkeit zu unterstreichen, schießt Olsens Hand plötzlich in die Luft bei dem Versuch, eine Stubenfliege im Flug zu fangen.

Von seiner frühesten Jugend an bis zu seinem fünfundsechzigsten Lebensjahr war Olsen Fischer und fing Kabeljau, Rotbarsch, Seelachs und Heilbutt mit Handangel, Langleine, Wade und Netz. Am meisten Spaß hat ihm aber die Jagd auf Thunfisch bereitet. Ein großer

Thunfisch konnte jedem Einzelnen an Bord dreißig Kronen einbringen. Olsen musste aber auch erleben, dass für den besten Winterkabeljau nur siebenundzwanzig Öre pro Kilo gezahlt wurden. Er erzählt, sie hätten nur das Fleisch aus den Bäckchen des Thunfischs gegessen.

Wegen seines Gesundheitszustandes musste Olsen vor zwanzig Jahren mit dem Fischen aufhören. Nach einer Herzoperation hat er nämlich eine seltene Form von Sonnenlichtallergie entwickelt. Die Fenster sind mit einer schwarzen Membran versehen, die das

ultraviolette Licht abhält. Im Sommer kann Olsen kaum das Haus verlassen, ohne dass seine überempfindliche Haut verbrennt.

Wir sind gekommen, damit er uns vom Eishai erzählt. Für Olsen war dieser in erster Linie eine Plage. Denn häufig fraßen die Tiere ihm große Stücke des Heilbutts weg, der ins Netz gegangen war oder an der Angel hing.

»Er frisst alles, was ihm vors Maul kommt. Wenn man Eishaie fangen will, muss man daher Luft in jeden Haikadaver pumpen, aus dem man die Leber herausgeschnitten hat.

Denn wenn er sinkt, stürzen sich die anderen Eishaie darauf. Sie fressen, bis sie pappsatt sind, und beißen hinterher nicht mehr an.«

Ich nicke zu diesem Rat, ohne anzumerken, dass uns ein einziger Eishai schon reichen würde.

»Wie viel Seil habt ihr?«

»Vierhundert Meter.«

»Und Kette?«

»Sechs Meter am Ende des Seils.«

»Was nehmt ihr als Köder?«

»Schottisches Hochlandrind.«

Olsen nickt anerkennend.

Seine Redeweise erinnert mich

an ältere männliche Verwandte von den Vesterålen, die ich als Kind erlebt habe. Viele Ausdrücke, die sie verwenden, sind Fachbegriffe, mit denen die Fischer das Meer beschreiben. Mit »høgginga« ist zum Beispiel das Nachlassen der Strömungen drei Tage nach Voll- oder Neumond gemeint, was häufig einen Wetterwechsel nach sich zieht. »Skytinga« bezeichnet die Zunahme der Strömungen nach einer Phase geringen Tidenhubs. In beiden Fällen sind die Bedingungen zum Fischen günstig.

In den nächsten Tagen

unternehme ich zaghafte Versuche, mir einige dieser alten Begriffe, die ich auf Skrova gehört habe, anzueignen. Aber in meinem Mund wirken sie fehl am Platz. Auch sind mir die verschiedenen Nuancen nicht ganz klar, daher höre ich damit auf, bevor ich Hugo auf die Nerven gehe.

Auf dem Heimweg erzählen mir Hugo und Mette, dass die Leute hier auf Skrova eigene Methoden entwickelt haben, um ihren Eiweißbedarf zu decken. Sie essen eingelegte oder eingekochte Kormorankeulen. Und wenn sie

Seeotter in ihren Reusen oder Netzen finden, verarbeiten sie diese zu Filets. Dabei handelt es sich keineswegs um einen alten, ausgestorbenen Brauch. Mette hat von einem der Kinder in der Grundschule davon erfahren. Überrascht hat sie nachgefragt: »Esst ihr Fischotter?« Vier der Kinder haben eifrig genickt und erzählt, dass das Fleisch sehr gut schmecke.

Zurück im Aasjordbruket bringt Hugo uns eine kleine Schachtel mit Fotos, die sein Onkel Sigmund Aasjord direkt nach dem Krieg aufgenommen hat. Sigmund war

schon in seiner Jugend
Hobbyfotograf. Hugo hat die
Schachtel im Lager des früheren
Familienbetriebs in Helnessund
gefunden. Viele Fotos entstanden
beim Thunfischfang. Netze voller
Thunfische sind zu sehen, denn
einige Jahre nach dem Krieg gab es
im Vestfjord riesige Vorkommen. Die
Tiere können bis zu dreieinhalb
Meter lang werden und
siebenhundertfünfzig Kilo wiegen.
Die auf den Fotos sind zwar kleiner,
doch Hugo kann sich erinnern, wie
seine Verwandten von Thunfischen
erzählt haben, die ausgenommen

dreihundert Kilo gewogen hätten. Die Preise, die auf dem italienischen und japanischen Markt gezahlt wurden, lagen weit über dem, was man für andere Arten bekam. Die norwegischen Fischer hatten es hier aber auch mit einer völlig anderen Art des Fischfangs zu tun, als sie ihn bisher kannten. Der Thunfisch verendete nämlich, wenn er sich im Netz nicht bewegen konnte. Dann sanken fünfzig oder hundert Tonnen Totgewicht geradewegs auf den Meeresgrund, und enorme Werte gingen verloren.

Der Blauflossen-Thunfisch ist

einer der faszinierendsten Fische des Meeres. Sein ganzer Körper ist wie ein fester, kräftiger Muskel, und sein schlanker, sichelförmiger Schwanz lässt ihn Geschwindigkeiten von rund sechzig Stundenkilometern erreichen. Nur wenige Arten, wie der Schwertfisch, der Schwalbenfisch, der Schwertwal, der Delfin und einige Haiarten, sind schneller. Die allermeisten Fische sind wechselwarm, das heißt, sie passen ihre Körpertemperatur der Temperatur des Meeres an. Thunfische hingegen sind Warmblüter wie wir und halten ihre

Körpertemperatur konstant.

Der Thunfisch kann von tropischen Gewässern in arktische schwimmen und wieder zurück. Dabei ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass er unterwegs gefangen und getötet wird. Von Hubschraubern bis zu schwimmenden Überwachungsbojen und Sensoren wird alles eingesetzt, um ihn aufzuspüren. Fischerboote fahren mit fünfzig bis achtzig Kilometer langen Grundleinen, an denen mehrere Tausend Haken befestigt sind, über die Meere. Allerdings beißen Schildkröten,

Seevögel, Haie und andere Arten häufiger an als Thunfische.

Dafür, dass große Schwärme Blauflossen-Thunfisch ihren Weg in den Vestfjord gefunden haben, gibt es vermutlich eine kuriose Erklärung. Im Mittelmeer wurden schon seit den Phöniziern enorme Mengen Thunfisch gefangen, und zwar mithilfe einer besonderen Technik, die in Italien »tonnara« heißt und in Spanien »almadraba«. Der Blauflossen-Thunfisch laicht im Mittelmeer, und im Lauf der Geschichte konnten jährlich Zehntausende gefangen werden. Die

Schwärme wurden durch ein Labyrinth von Netzen in flaches Wasser gelenkt, wo sie dann von Hand erschlagen wurden. Solange genug Fische entkamen und zurück in den Atlantik gelangten, war der Bestand nicht gefährdet.

Um sich bei den Andalusiern beliebt zu machen, ließ der spanische Diktator Franco eine Reihe von Fabriken bauen, in denen der Thunfisch verarbeitet wurde, das heißt, er wurde in Millionen von Konservendosen verpackt. Die Fangtechnik wurde effektiver, und man fischte mittlerweile gleich

draußen im Atlantik. Doch der Zweite Weltkrieg setzte der Überfischung ein Ende, und der Thunfischbestand erholte sich wieder. Außerdem war die Biskaya nach dem Krieg vermint, weshalb sich die spanischen und französischen Fischer nicht traute, dort zu fischen. Dadurch wuchs der Bestand, und der Blauflossen-Thunfisch gelangte in großen Mengen bis hoch in den Vestfjord.

Nach etwa zehn Jahren verschwand die Art von der norwegischen Küste und galt jahrzehntelang als vom Aussterben

bedroht. Doch in den vergangenen Jahren wurde sie wieder vor der norwegischen Küste gesichtet. Die Japaner bezahlen über eine Million Kronen für ein perfektes Exemplar. Der Fisch sollte dann noch leben, sodass er vor dem Schlachten gemästet werden kann. Das butterartige, wohlschmeckende Fett im Bauch des Thunfisches gilt in Sushirestaurants als wertvollste Rohware. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wo der Fang am Ende landet: auf dem berühmten Tsukiji-Fischmarkt in Tokio, wo die Fische in hangarähnlichen Hallen in Reih und

Glied liegen wie noch nicht identifizierte Leichen nach einem Flugzeugabsturz, einem Tsunami oder einer anderen Katastrophe.

Wer weiß, vielleicht kommen bald wieder einige Exemplare in den Vestfjord, fünfzig Jahre nachdem sie von dort verschwunden sind. Hugo hält, wenn er auf dem Meer ist, auch nach Thunfisch Ausschau. Immer wieder tauchen exotische Arten vor der norwegischen Küste auf, wie der Mondfisch, der Wolfsbarsch, der Petersfisch und sonstige Touristen. Vor einigen Jahren ist in Steigen ein Schwertfisch ins Netz gegangen.

Kolonien tropischer Segelquallen, die »Segler vor dem Wind« genannt werden – sie schwimmen auf dem Wasser und lassen sich mithilfe kleiner Segel über die Meere treiben –, sind auf den Lofoten an Land gespült worden, ohne jemals zuvor in Norwegen gesichtet worden zu sein.

Derartiges lässt sich wahrscheinlich auf die globale Erwärmung zurückführen. Man sollte aber nicht glauben, dass unser Meer dadurch reicher wird. Denn auch unsere Fische werden langsam, aber sicher weiter nach Norden

verschwinden, wenn es entlang der norwegischen Küste zu warm wird.

Nachts schlafe ich bei offenem Fenster. Es geht nur eine leichte Brise, und das sanfte Plätschern von Wasser gegen Stein findet seinen Weg durch die dünne Membran des Schlafs. Auf der Westseite der Vesterålen gibt es ein eigenes Wort für dieses Geräusch, das in einer milden Sommernacht durchs offene Schlafzimmerfenster dringt und vom Meer erzeugt wird, das auf weichen Sandstrand trifft: »sjobårtur«.



10

Am nächsten Vormittag werfen wir auf dem Weg über das Meer ein paar Krebsreusen und eine Heilbuttwaade aus. Es ist genauso warm und windstill wie am Tag zuvor, und die Hundstage (23. Juli bis 23. August) haben gerade erst begonnen. Tang und Algen haben sich vom Meeresboden gelöst und treiben deutlich sichtbar im Wasser.

Auf diese Weise erneuert sich das Meer.

Wasserleichen, die auf dem Grund gelegen haben, neigen dazu, in dieser Jahreszeit nach oben zu treiben. Das Meer gibt seine Toten zurück, wie es in der *Offenbarung des Johannes* heißt. Früher glaubte man, Lebensmittel würden während der Hundstage schneller verderben und Fliegen würden sich vermehren und aggressiver werden. In der Zeit der Hundstage ist das Meer am wärmsten. Die Algenblüte führt zu Nähr- und Sauerstoffmangel auf dem Meeresgrund. Zudem gibt es im Meer

viele Quallen. Bleich und gelb schwimmen oder treiben sie wie ausgefranste Monde durchs Wasser.

Schon als wir die Krebsreusen ins Wasser ließen, wussten wir, dass sie am Abend, wenn wir sie wieder hochholten, voller Taschenkrebse sein würden. Aber kann man die Krebse gefahrlos essen? Ihr Kadmiumgehalt ist so hoch, dass die Gesundheitsbehörden vor dem Verzehr warnen. Zwei der Krebse haben hässliche schwarze Flecken auf dem Panzer, sie rühren sicher von einer ansteckenden Krankheit. Hugo erzählt auch, dass es in den

vergangenen Jahren sehr wenige Seewölfe gegeben habe. Anfangs habe er gedacht, es läge daran, dass sie im Winter weiter draußen im Meer weggefischt würden. Aber wenn er bisweilen doch vereinzelte Seewölfe fing, stellte er fest, dass viele von ihnen Geschwüre hatten, die an Krebsgeschwulste erinnerten. Allmählich kehrt der Seewolf zurück, ohne dass man weiß, warum.

Es hat den Anschein, als wäre das Wasser im Vestfjord sauberer als an den meisten anderen Orten der Welt. Das Meer ist tief, die Strömungen sind stark, und jeden

Tag werden enorme Wassermengen ausgetauscht. Allerdings gibt es in diesem Gebiet auch mehr Schwermetalle als weiter südlich, was möglicherweise daran liegt, dass das Meer wie ein großer Organismus ist, und dieses offene Stück hier ist direkt mit dem globalen Strömungssystem verbunden.

Endlich können wir unsere Langleine ausbringen, fünf Seemeilen südlich des Leuchtturms von Skrova. Als ich die Säcke mit den Schlachtabfällen aufschneide, hält Hugo so viel Abstand, wie es in unserem kleinen

Boot überhaupt nur möglich ist. Der Aasgestank schlägt uns entgegen und legt sich über den Vestfjord. Wenn wir Glück haben, springt uns kein Eishai ins Boot, während ich ein Hüftgelenk mit rotem, verwesendem Fleisch auf den kräftigen glänzenden Haken spieße. Ich habe keine Ahnung, welche Erwartungen das Schottische Hochlandrind an sein Leben gehabt haben mag, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass es so nicht enden wollte.

Nachdem sichergestellt ist, dass unsere Position die gleiche ist wie am Vortag, als wir das Lockfutter

versenkt haben, werfe ich den Haken über Bord. »Ich sah, wie's in den Sümpfen, den Riesenreusen, gärten, / darin den Leviathan, verwesend zwischen Tang. / (...) und sah die Riesenschlange, ein Fraß der Wanzenbruten, / vom Krüppelbaume fallen, von schwarzem Duft umweht!« [35](#)__, wie Rimbaud es formuliert hat. Ich lasse Kette und Seil Richtung Grund laufen, bis fast nichts mehr übrig ist, was bedeutet, dass wir circa dreihundertfünfzig Meter Seil im Wasser haben. Die sechs Meter Kette am unteren Ende sind notwendig, denn sollte der

Eishai anbeißen, wird er anfangen, sich um das Seil zu winden. Seine Haut ist so rau, dass nur eine Kette standhält. Streichelt man einen Eishai in Schwimmrichtung, fühlt sich die Haut glatt an, und man spürt keinerlei Widerstand. Streicht man jedoch gegen die Schwimmrichtung, schneidet man sich gewaltig, denn die Haut des Eishais ist mit einer Art Zähnchen bedeckt, die scharf wie Rasierklingen sind. Vor dem Zweiten Weltkrieg wurde Eishaihaut nach Deutschland exportiert, wo sie als Sandpapier verwendet wurde.

Zum Schluss bindet Hugo das

Seil an unsere größte Netzboje und wirft sie ins Meer. Die Boje ist eigentlich nichts anderes als ein Schwimmer, ein Hilfsmittel also, das ich schon als kleiner Junge benutzt habe, allerdings zum Angeln von Flussbarsch, Forelle oder Saibling, also Fischen, die im besten Fall ein halbes Kilo wiegen und für die ein Schwimmer von der Größe einer Streichholzschachtel ausreicht. Man kann sagen, dass wir heute im Grunde das Gleiche machen. Aber jetzt sind wir erwachsen und angeln Eishai mit einem Schwimmer, der einen Umfang von einem Meter hat.

Und anstelle eines Angelhakens von einem Zentimeter Länge verwenden wir einen Haken, der aussieht, als gehörte er auf einen Schlachthof. Den braucht man aber. Falls ein Eishai anbeißt, wird selbst er nicht in der Lage sein, die Boje für längere Zeit unter Wasser zu ziehen.

Gesucht wird also: ein mittelgroßer Eishai von drei bis vier Metern Länge und circa sechshundert Kilo Gewicht. Lateinischer Name: *Somniosus microcephalus*. Steckbrief: kurzes rundes Maul, zigarrenförmiger Körper, relativ kleine Flossen. Lebendgebärend. Hält sich im Nordatlantik auf und schwimmt sogar unter das Treibeis am Nordpol. Bevorzugt Temperaturen bis null Grad, aber kommt auch in wärmerem Wasser zurecht. Kann bis auf zwölfhundert Meter oder tiefer tauchen. Die Zähne im Unterkiefer sind klein wie die

einer Säge, die im Oberkiefer sind genauso scharf, aber erheblich länger und bohren sich in die Beute, während der Unterkiefer drauflossägt. Zusätzlich zu den Sägeblattzähnen verfügt der Eishai, wie manche andere Haie auch, über Sauglippen. So bleiben größere Beutetiere an seinem Maul kleben, während er an ihnen kaut. Und jede Paarung ist eine brutale Vergewaltigung.

Wissenschaftler haben beim Untersuchen des Mageninhalts von Eishaien schon so manche Überraschung erlebt. Fridtjof Nansen

fand im Magen eines Eishais, den er in Grönland gefangen hatte, eine ganze Robbe, acht große Kabeljaue, einen Leng von 1,3 Metern Länge, einen großen Heilbuttkopf und mehrere Stücke Walspeck. Nansen behauptete, der Eishai habe noch mehrere Tage gelebt, nachdem er aufgeschnitten und auf Eis gelegt worden sei. [36](#)

Der etwa fünf Zentimeter lange Augenparasit *Ommatokoita elongata* raubt dem Eishai fast alle Sehkraft, und auch in den Bauchfalten des Fisches tummeln sich Schmarotzer in Gestalt kleiner gelber Krebstiere

(*Aega arctica*). Frühere Haifischer haben erzählt, wie sie zu Hunderten herabrieselten, wenn der Hai an Deck gezogen wurde.

Das Fleisch des Eishais ist giftig und stinkt nach Urin. Früher haben die Inuit ihre Hunde damit gefüttert, wenn nichts anderes verfügbar war. Nach dem Verzehr verfielen die Hunde in einen Rausch oder waren tagelang gelähmt. Während des Ersten Weltkriegs gab es im Norden vielerorts wenig zu essen, sodass die Menschen nicht wählerisch sein konnten. Eishaifleisch hingegen war mehr als

genug da. Wenn man jedoch frisches Fleisch aß oder es nicht richtig behandelte, konnte man einen »Haifischrausch« bekommen, denn das Fleisch enthält das Nervengift Trimethylaminoxid.

Der Rausch soll an einen extrem starken Alkoholrausch erinnern. Menschen mit Haifischrausch reden unzusammenhängend, haben Halluzinationen, torkeln und führen sich ziemlich verrückt auf. Wenn sie endlich einschlafen, bekommt man sie so schnell nicht mehr wach. Will man solche Nebenwirkungen

vermeiden, muss man schnellstmöglich die Hauptschlagader des Eishais durchtrennen, damit das Blut herausläuft. Anschließend kann das Fleisch getrocknet oder in Wasser gekocht werden, das man mehrmals austauscht. Auf Island gilt »hákarl« als Delikatesse. Dort bereitet man es so zu, dass die Giftstoffe verschwinden, und zwar durch wiederholtes Kochen, durch Trocknen oder indem man das Fleisch vergräbt, damit es fermentiert.

Dass die Nordnorweger gegenüber Eishaifleisch eine gesunde

Skepsis entwickelt haben, wird kaum überraschen. Sie fingen den Hai nur, weil seine Leber ein extrem reichhaltiges Tranöl enthält. Norwegen war in den 1950er-Jahren auf dem Gebiet der industriellen Eishaifischerei führend, aber schon ab Beginn der 1960er-Jahre gingen die Fangzahlen zurück. [37](#)

Unser Boot dümpelt im Sonnenschein auf dem Vestfjord vor sich hin. Gestern hat das Meer nur so geglitzert und gefunkelt. Heute glüht es gleichmäßig und ruhig, und es hat einen so niedrigen Ruhepuls, wie er

nur nach vielen Schönwettertagen im Sommer vorkommt. Außerdem haben wir Nipptide, was bedeutet, dass der Tidenhub ausgesprochen gering ist. Die Gravitationskräfte von Mond und Sonne ziehen das Meer in verschiedene Richtungen und gleichen sich bis zu einem gewissen Grad aus – wie wenn sich zwei Personen beim Armdrücken messen und keiner die Oberhand gewinnt.

Unsere einzige Aufgabe besteht darin, beim Warten die Netzbojen im Auge zu behalten. Vielleicht weil wir auf dem Vestfjord treiben – die Strömungen dort

funktionieren selbst bei Windstille ausgezeichnet –, fällt Hugo eine Geschichte ein. Sein Bruder und er waren mit ihrem Kutter zum Fischen hinausgefahren. Der Kutter hieß »Plingen« und war ein kleines Holzboot mit Kraweelbeplankung das in den 1950er-Jahren in Namdalen gebaut worden war. Der Kutter zog schnell Wasser und lag schwer in der See. Bei schlechtem Wetter musste man ihn mühsam von Hand auspumpen. Als die Brüder 1984 während des alljährlichen Lofotenfischfangs an einem ziemlich ungemütlichen eiskalten Tag

hinausfahren, ließ sich der Gang nicht einlegen. Die Besatzung eines anderen Bootes sah, dass sie in Schwierigkeiten waren, und schleppte sie nach Svolvær.

Hugo erinnert sich an eine andere, vergleichbare Situation, als sie mit der »Helnessund« von Svolvær aus in See stachen, nachdem sie dort eine Ladung frischer Garnelen aus der Finnmark abgeholt hatten. Das Schiff hatte bald Schwierigkeiten, denn Sturm kam auf, das Kühlsystem fiel aus und die Ladung verschob sich. Der Frachter blieb liegen und trieb mitten auf dem

Vestfjord. Dank unzähliger Eimer Meerwasser glückte es ihnen schließlich, den Motor so weit abzukühlen, dass sie es bis nach Skrova schafften.

Hugo erzählt gern in Assoziationsketten, wobei die eine Geschichte, wenn ihr allmählich die Puste ausgeht, der nächsten auf den Rücken tippt und sie wie bei einem Staffellauf weiterschickt, der beliebig lange andauern kann. Die Geschichten bewegen sich immer weiter vom Ausgangspunkt weg. Manchmal verwirrt mich das, und ich frage mich, warum er die

Geschichten überhaupt erzählt.

Irgendetwas an der vorhergehenden Geschichte lässt Hugo jedenfalls an Måløya denken, eine der kleinen Inseln vor Steigen. Dort gibt es einen verlassenen Ort, den Hugo sich gern ansehen wollte. Er und sein Bruder ankerten mit dem Kutter ein Stück vom Ufer entfernt und ruderten mit einem Holzbötchen zum flachen Sandstrand. Aber sie hatten die Brandung falsch eingeschätzt. Die »Nussschale«, wie Hugo diese kleinen Holzruderboote nennt, kenterte, und die beiden landeten im eiskalten Wasser. Sie

gingen an Land, blieben aber nicht lange, denn es war noch Winter und Wasser und Luft waren kalt. Auf dem Weg zurück zum Kutter lief die Nussschale erneut voller Wasser, weil ein Riss im Boden beim Kentern viel größer geworden war. Bevor das Boot sank, konnten sich die Brüder gerade noch am Kutter festklammern, nicht am oberen Rand, sondern weiter unten, an der Lenzklappe, durch die das Wasser abläuft. Erschöpft, wie sie waren, und mit den klatschnassen, schweren Klamotten am Leib hatten sie keine Chance, sich an Bord zu ziehen.

Nachdem sie eine Weile nebeneinander im Wasser gehangen hatten wie zwei unglückliche Figuren in einem Zeichentrickfilm, sahen beide das Absurde an der Situation und brachen in Gelächter aus. Doch allmählich schwanden ihnen die Kräfte. Folglich mussten sie alles auf eine Karte setzen. Der Bruder benutzte Hugo als Leiter und kletterte an Bord des Kutters.

Hätte Hugo losgelassen, bevor sein Bruder sich hochgezogen hatte, hätte heute keiner von ihnen diese Geschichte erzählen können. Für Hugo ist das Entscheidende daran die

Tatsache, dass man doch nicht so auskühlt, wenn man im März eine knappe halbe Stunde im Vestfjord hängt.

»Wir sind den Rest des Tages draußen geblieben, ohne die Kleidung zu wechseln. Nur hinter den Ohren, oben im Nacken, hat sich die Kälte festgesetzt.«

Manchmal frage ich mich, zu wie viel Prozent mein Freund im Grunde ein Meeressäuger ist.



Was geht dort unten am Meeresgrund vor sich, mehr als dreihundert Meter unter unserem Boot? Arbeitet sich das Biest allmählich zu unserem stinkenden Köder vor? Die öligen Stoffe, die durch die Verwesung freigesetzt werden, müssten sich im Wasser wie beißender Rauch ausbreiten. Und was sollen wir tun, wenn wir das Tier an die Oberfläche geholt haben? Der Gedanke löst eine fast schaurige Vorfreude in mir aus.

Ein Freund, der als junger Kerl

auf einem Trawler gearbeitet hat, hat mir einmal erzählt, was sie machten, wenn ein Eishai in den Schleppnetsack geraten war: Sie banden dem Eishai ein Seil um den Schwanz, zogen ihn mit dem Kran hoch und bugsierten ihn neben das Schiff. Dann schnitten sie ihm den Schwanz ab, sodass der Hai mit einem lauten Platschen ins Meer fiel. Diese Amputation ist im Handumdrehen erledigt, denn Eishaie verfügen wie alle anderen Haie nicht über Knochen, sondern nur über Knorpel. Der Eishai fühlt sich noch quicklebendig, wenn er im Wasser

landet, stellt dann aber schnell fest, dass mit ihm etwas ganz und gar nicht stimmt. Wir wären ebenso chancenlos, wenn uns jemand die Beine abhacken und uns dann über Bord werfen würde. Ohne Schwanzflosse ist der Eishai hilflos. Er kann sich nicht mehr vorwärtsbewegen und auch nicht das Gleichgewicht halten. Nach kurzer Zeit sinkt er auf den Grund und wird dort unten in der eiskalten Dunkelheit wahrscheinlich bei lebendigem Leib von anderen Eishaien gefressen.

Ähnliches hat man auch mit

dem Riesenhai gemacht, erzählt Hugo. Es war üblich, ihn auf den Rücken zu drehen und ihm den Bauch aufzuschneiden, damit die Leber herausglitt. Dann schwamm der Riesenhai ohne Leber weiter.

Nicht immer wurde dem Eishai der Schwanz abgeschnitten, hat mein Freund erzählt. Manchmal schrieb man ihm den Namen des Trawlers auf die Seite, gewissermaßen als Gruß an die Besatzung des nächsten Trawlers, die ihn aus dem Wasser zog. Wem der Eishai danach ins Netz ging, der schrieb den Namen seines eigenen Trawlers auf die andere Seite und ließ

den Hai wieder frei. Es wäre sicher einfacher gewesen, eine Postkarte zu verschicken, aber auf Trawlern entwickelt sich manchmal eine eigene Form von Humor.

»Moment mal! Bewegt sich die Boje da drüben?«, fragt Hugo plötzlich.

In der Tat bewegt sie sich wie ein gigantischer Schwimmer auf und ab – einige Hundert Meter von uns entfernt, mitten in einem Makrelenschwarm. Hugo lässt den Motor an, und eine Minute später sind wir bei unserer Langleine.

Hugo fängt an, sie einzuholen,

oder besser gesagt: Er müht sich mit dem Seil ab. Es besteht kein Zweifel daran, dass etwas Großes angebissen hat. Nach einer Weile übernehme ich. Nun geht es noch langsamer. Wer schon einmal versucht hat, einen sieben Meter langen und siebenhundert Kilo schweren Eishai, der an dreihundertfünfzig Metern Seil und sechs Metern Kette hängt, vom Meeresgrund hochzuziehen, der weiß, dass das Seil ziemlich schmerzhaft in die Finger schneidet. Jeder Dezimeter ist ein hartes Stück Arbeit, man verliert fast den Glauben daran, dass es irgendwann ein Ende

nehmen wird. Dass sich Feuerqualen an das Seil geheftet haben und wir keine Handschuhe tragen, macht das Ganze nicht gerade angenehmer.

Wir haben keine Kraft mehr in den Armen, und es sind jetzt höchstens noch fünfzig Meter Leine übrig, als alles plötzlich viel leichter geht. Jeder, der schon einmal geangelt hat, kennt dieses Gefühl herber Enttäuschung. Innerhalb einer Hundertstelsekunde werden große Erwartungen zerschlagen. Von einem Zustand der Erregung, Entschlossenheit und Konzentration geht es plötzlich in den freien Fall.

Die Abwesenheit des Gewichtes schmerzt mehr als das Einschneiden des Seils in unsere Hände. Das Einholen der Leine kommt uns auf einmal viel schwerer vor, obwohl das Ende kaum noch etwas wiegt. Nach kurzer Zeit haben wir Kette und Haken unter unserem Boot, und ich ziehe den Haken hoch, bis er vor uns in der Luft baumelt. Als wir ihn mit dem Köder ins Meer geworfen haben, war der Hüftknochen voll von rotem Fleisch. Jetzt ist er vollständig abgenagt. Auf dem Knochen tummeln sich scharenweise orangefarbene Tierchen. Sie erinnern an Läuse oder

Insekten. Bestimmt sind es die Tiere, die in den Bauchfalten des Eishais leben.

Am Knochen und im Fett können wir sägeähnliche Bissspuren erkennen. Wir hatten den Haken durch ein Sehnenloch gesteckt, damit er dicht am Knochen bleibt. Ich hatte mir vorgestellt, dass der Eishai ohnehin alles zerkauen würde, was er zwischen die Zähne bekommt. Deshalb hing er auch nicht richtig fest. Deshalb konnte er sich befreien. Deshalb sitzen wir hier und sagen kein Wort.

Nachdem sich die erste

Enttäuschung gelegt hat, werten wir das Ganze nicht als Niederlage, sondern als Zeichen dafür, dass wir auf dem richtigen Weg sind. Kaum jemandem gelingt es gleich beim ersten Versuch, einen Eishai an die Angel zu kriegen. Wir müssen einfach noch einmal einen Köder auswerfen.

Unter unserem Schlauchboot schwimmt das Monster und wartet darauf, gefüttert zu werden. Einige Hundert Meter entfernt, zum Land hin, liegt ein Kutter mit lauter fröhlichen Jugendlichen, die das fantastische Wetter genießen. Die

Mädchen stürzen sich ins kalte Wasser, das hier nie wärmer wird, als es jetzt ist. Wüssten sie, was sie beim Herumplanschen aus der Tiefe anstarrt, würden sie sofort wieder an Bord des Kutters gehen. Eines der Mädchen trägt einen orangefarbenen Badeanzug. Aus irgendeinem Grund scheinen die Farben Gelb und Orange Haie zum Angriff zu provozieren. Australische Taucher und Surfer verwenden diese Farben grundsätzlich nicht.

An diesem Tag beißt nichts mehr an. Auch nicht am nächsten. Am dritten

Tag lassen wir die Leine über Nacht draußen. Am darauffolgenden Morgen ist alles weg. Wie im Meer versunken. Die beiden Netzbojen sind wahrscheinlich schon weit draußen auf dem Meer, gezogen von einer unsichtbaren Kraft, entweder an der Oberfläche in Gestalt der Strömung oder von einem Eishai. Die Bojen zu suchen wäre sinnlos. Selbst wenn wir alle Zeit der Welt und unendlich viel Benzin hätten, wären die Chancen, sie wiederzufinden, nahezu null.

Drei Tage später sind wir auf dem Rückweg. Die Bojen und die

Kette haben wir abgeschrieben, genau wie das kostbare Seil. Doch mitten auf dem Vestfjord, bei schlechter Sicht und hoher See, treibt plötzlich alles vor uns. Das komplette Seil mitsamt Kette. Nur der Haken und der Schäkel, der u-förmige Eisenbügel, der den Haken mit der Kette verbindet, sind fort. Unglaublich. Ein Schäkel, der mit der Zange zusammengedrückt wurde, sollte sich nicht lösen können. Und es erfordert enorm viel Kraft, ihn zu zerbrechen. Allerdings muss eins von beidem geschehen sein, das reden wir uns zumindest ein. Die Wahrheit ist

wohl eher, dass es leichtsinnig war, die Leine nachts draußen zu lassen. Einheimische Fischer können das bestätigen. Die Strömung ist so stark, dass sie alles mitreißt, wenn man ihr bloß genug Zeit lässt.

Unser Boot zeichnet ein weißes V auf den Vestfjord. Draußen über dem Meer bildet ein Regenbogen eine Art Tor. Es wäre verlockend, darauf zuzuhalten, einfach nur, um das Tor zu passieren. Aber Regenbögen sind nicht das Ziel unserer Jagd.

Mit einem Mal wird die Kimmlinie sichtbar, also die Stelle, an

der Himmel und Meer
zusammentreffen. Dadurch entstehen
optische Täuschungen. Ein paar
kleine Inseln weit draußen wirken
plötzlich viel näher, als sie es in
Wirklichkeit sind. Sie scheinen über
dem glitzernden Meer zu schweben.
Die Sonne bringt die Ränder einiger
magnesiumweißer Wolken im
Westen zum Glühen. Es hat geregnet,
und wir stellen fest, dass weit
draußen örtlich begrenzte Schauer
niedergehen. Die Sonne selbst ist
nicht zu sehen, aber sie leuchtet um
die Schauer herum und zwischen
ihnen hindurch wie gigantische

Suchscheinwerfer, die langsam über die Meeresoberfläche fahren. Dort, wo wir uns befinden, erscheint die Welt gereinigt und voll von Spiegeln. Vorherrschende Farben sind die von Austernschale und Schiefer.



12

Als wir uns Engeløya nähern, flitzen große Makrelenschwärme um uns herum. Sicherlich sind sie auf der

Jagd nach Ruderfußkrebse. Hugo hat kein Interesse an Makrelen und schnaubt verächtlich, als ich ihm vorschlage, ein paar davon zu angeln und zu grillen. Wie viele andere Nordnorweger verabscheut er diesen Fisch, nicht aus altem Aberglauben, sondern weil er den Geschmack nicht ausstehen kann. Er hat verschiedene Zubereitungsarten ausprobiert, doch nichts hat geholfen. Welches Rezept er auch nimmt: Er hat bisher noch keine sichere Methode gefunden, den besonderen Makrelengeschmack aus dem Fisch zu entfernen. Ich dürfe mir gern ein paar angeln, um sie später

auf den Grill zu legen, sagt er, solange er nicht in der Nähe sein müsse.

Die Verachtung der Nordnorweger gegenüber der Makrele hat eine lange Tradition. Einst glaubten die Leute, dieser Fisch, dessen Rückenmuster an ein menschliches Skelett erinnert, würde die Ertrunkenen fressen. Noch früher meinte man sogar, er fresse Menschen bei lebendigem Leib. Der Bischof von Bergen, Erik Pontoppidan, beschreibt die Makrele als eine Art norwegischen Piranha. Mit dem Hai habe dieser Fisch gemein, »dass er

gerne Menschenfleisch frisst, und denen, die nackend schwimmen, nachstellet, die er dann geschwind verzehret, wenn sie auf eine Schaar von Makreelen (...) fallen«.

Um dies zu untermauern, schildert Pontoppidan eine »traurige Begebenheit«: Ein Matrose, der nach harter körperlicher Arbeit womöglich verschwitzt war, wollte im Hafen von Laurkullen (dem heutigen Larkollen südlich von Moss) ein bisschen schwimmen. Plötzlich verschwand der Matrose von der Wasseroberfläche, als hätte ihn etwas nach unten gezogen. Nach ein paar

Minuten tauchte der Körper wieder auf, er war blutig und zerbissen und »mit Makreelen in Menge besetzt, die sich auch kaum von ihm wegjagen liessen«. Seine Kameraden eilten ihm zu Hilfe, doch es war zu spät, und so starb der Matrose eines schmerzhaften Todes, berichtet Pontoppidan. [38](#)

Innerhalb des Schärenzügels halten wir zwischen Lauvøya und Angerøya an. Dort angeln wir einen kleinen Kabeljau und warten darauf, dass sich der Adler, der seinen Horst ganz oben auf dem Felsen hat, den Fisch

krallt. Wir können den großen Raubvogel sehen, aber er stürzt sich nicht auf unseren Köder. Stattdessen kommt eine Möwe angeflogen. Eigentlich wirkt ihr Körper kleiner als der des Fisches, aber die Möwe würgt den Kabeljau hinunter. Danach kann sie nicht mehr richtig fliegen. Sie hat den Mund zu voll genommen.



Als ich das nächste Mal nach Norden fliege, sind die Vögel bereits in die entgegengesetzte Richtung gezogen. Es ist Anfang Oktober, und es liegt eine große Stille über dem Land. Die Bäume, Sträucher und sonstigen Pflanzen ziehen sich gewissermaßen in ihre Wurzeln zurück und bereiten sich auf Frost vor. Im Landesinneren herrscht ein dunkler Farbton vor, bald werden sich die Seen weiß färben und die Täler mit Schnee füllen. Im und am Meer sieht die Sache anders aus. Dort beschleunigt sich das Leben, wenn das Wasser kälter ist. Die Krebse

werden schneller, die Schollen frecher, der Seelachs fester, die Muscheln schmecken besser. In der Finnmark beginnt bald der Winterfischfang.

Wieder überqueren wir den Vestfjord von Steigen nach Skrova. Dieses Mal ist das Meer tintenschwarz und strahlt eine gewisse Rastlosigkeit aus. Das Licht ist heruntergedimmt, die Wolkendecke berührt fast das Wasser. Hugo fährt im Zickzack, damit er die Wellen von der Seite oder von hinten hat und ihre Kraft so gut wie möglich ausnutzen kann.

Trotz dieser Taktik wird es eine ungemütliche Fahrt.

Als wir uns Skrova nähern, zeigt uns der Vestfjord etwas von seiner Stärke. Das Meer ist kalt und aufgewühlt, der Regen peitscht die Wellen so stark, dass sie weiß werden und geräuschvoll an Land rollen. See und Himmel bilden einen gehetzten Kreislauf. Die Lofotenwand ist erst zu sehen, als wir wenige Seemeilen entfernt sind. Hugo lotst uns zwischen Schären und Inseln hindurch in den Hafen von Skrova.

Das Unwetter hält die nächsten Tage an. Wir können nicht

hinausfahren, und ich helfe Hugo stattdessen bei den Tätigkeiten, die anstehen, wenn man ein Anwesen aus Holz von mehreren Tausend Quadratmetern in Schuss halten muss. Ich stapele Holzstangen, die früher auf dem Berg hinter dem Aasjordbruket als Stockfischgestelle gedient haben, während Hugo am Roten Häuschen herumzimmert. Hinter dem eigentlichen Fabrikgebäude vor den steilen Felsen stehen zwei uralte Gebäude: das Rote und das Weiße Häuschen. Geplant ist, dass Hugo und Mette ins Rote Häuschen ziehen, sobald es fertig ist.

Denn es ist wenig erstrebenswert, die Winter in dem riesigen, zugigen Hauptgebäude zu verbringen. Hugo isoliert das Rote Häuschen nach allen Regeln der Kunst und erneuert Dach, Wände und Boden. Auf der Rückseite errichtet er einen Anbau, der als Badezimmer dienen soll.

Das Weiße Häuschen ist bereits fertig, eine echte Fischerkate aus dem frühen 19. Jahrhundert, die erheblich älter ist als die Fabrik selbst. Hugo hat das Gebäude vor vielen Jahren vor dem Abriss gerettet. Er hat eine neue Holzverkleidung angebracht, die

Fenster ausgetauscht, das Haus isoliert, Dachpappe verlegt, eine Treppe und einen Windfang gebaut und einen alten Ofen aufgestellt. Aus den Fenstern im ersten Stock und im Erdgeschoss blickt man direkt auf die Bucht. Hugo hat für die Fenster sehr altes Glas verwendet, das der Wirklichkeit jenseits der Scheiben einen verschwommenen, verzerrten und fast traumartigen Charakter verleiht. Als er die alte Holzverkleidung im ersten Stock herausriss, stellte er fest, dass zum Isolieren Zeitungen von 1887 verwendet worden waren. Er

konservierte sie, indem er sie mit Kleister bestrich.

Statt Hugo zu sagen, wie beeindruckt ich bin, tue ich so, als wäre ich ein Gebäudeprüfer. Ich laufe mit ihm durch das Weiße Häuschen, habe die Arme hinter dem Rücken verschränkt und frage ihn, warum er manches so und so gemacht hat, wo es vielleicht besser, klüger oder vorschriftsmäßiger gewesen wäre, es anders zu machen. Es dauert ein paar Minuten, bis Hugo merkt, dass ich ihn auf den Arm nehme, und er mich nach draußen schickt, um weiter Holzstangen wegzuräumen.

Da ich nicht viele Aufgaben bekomme, halte ich es für das Beste, mir für diese hier Zeit zu nehmen, damit sie nicht allzu schnell abgearbeitet ist. Nach einer Weile gehe ich ins Haus und verirre mich in einen Raum, in dem ich nie zuvor gewesen bin. In einem Regal liegen ein paar vergilbte Zeitungen. Ich nehme mir eine davon, lehne mich an eine Fensterbank und fange an, in einer Ausgabe von *Nordlands Framtid* vom 8. September 1963 zu lesen. Ganz oben auf der mit viel Text gefüllten Titelseite steht: »Norwegische Marineschiffe werfen

Sprenggranaten auf die Lofoten«. Eine solche Überschrift weckt eine gewisse Neugier in mir, also lese ich weiter:

»Ein Fehler bei den Schießübungen, die ein paar Marineschiffe am vergangenen Sonntag vor den Lofoten abhielten, führte dazu, dass in der Ortschaft Å auf Moskenesøy mehrere Granaten einschlugen. Es grenzt an ein Wunder, dass es dabei keine Schwerverletzten und Toten gab. Eine Granate explodierte in einem Wirtschaftsgebäude mitten im Ort, die Splitter bohrten sich halb durch

die Holzwand eines Wohnhauses. Keine fünf Meter entfernt saß die Familie beim Essen. Weitere zwölf bis fünfzehn Granaten sausten knapp über die Köpfe der Einwohner des kleinen Fischerdorfs hinweg, woraufhin die Leute während des Bombardements in Gräben neben der Straße Deckung suchen mussten. Vier Granaten trafen den Ort selbst, während acht zwischen den Fischkuttern im Hafen niedergingen. Als das Wirtschaftsgebäude auseinanderflog, waren auf der lediglich fünfzehn Meter entfernten Hauptstraße drei zehnjährige

Mädchen unterwegs. Sie trugen nur leichtere Verletzungen durch Granatsplitter davon. Im Wohnhaus gingen Lampen und Bücherregale zu Boden, und im Wohnzimmer kippte ein Tisch um. Keine dreißig Meter vom Ort der Explosion entfernt hatten gerade fünf Taxis mit etwa zwanzig Touristen gehalten, die sich ein wenig umsehen wollten, aber keiner von ihnen wurde von Splittern getroffen.

Der Leiter der örtlichen Polizeidienststelle wurde umgehend benachrichtigt, und den Mitarbeitern der Küstenfunkstelle gelang es

schließlich, Kontakt zum Zerstörer ›Bergen‹ aufzunehmen und das Bombardement zu stoppen, bevor Menschenleben verloren gingen.«

Da hatte die norwegische Marine riesige menschenleere Gebiete zur Verfügung und schaffte es, mit Granaten das Zentrum von Å zu treffen, das einsam am äußersten Ende der Lofoten lag. Es muss sich um einen Unfall gehandelt haben, denn hätte die Marine beabsichtigt, dieses kleine Ziel zu treffen, es wäre ihr vermutlich nicht gelungen.

Auch die Ausgabe der *Nordlandsposten* vom 21. Januar 1964

enthält dramatische Nachrichten. In einem langen Leserbrief mit der Überschrift »Besenstielmord« wirft ein gewisser Halvdan Orø einem Mann vor, einen Otter getötet zu haben. »Ein Besenstiel, noch dazu aus so schlechtem Material gefertigt, dass er bei einer solchen Tat zerbricht, ist kein akzeptables Werkzeug, und es stellt sich die Frage, ob diese Tiertötung nicht als Tiermisshandlung gelten muss.«

Dank dieser Ablenkungsmanöver dauert das Zusammentragen der Holzstangen unverhältnismäßig

lange. Als ich schließlich fertig bin, habe ich mehr gelesen als Hugo und habe außerdem meine Muskeln trainiert. Allerdings muss Hugo mir sagen, wozu ich sie gebrauchen soll. Er kratzt sich am Kopf, aber ihm fällt nichts ein, und so beurlaubt er mich, damit ich ihm nicht im Weg herumstehe oder ihn von der Arbeit abhalte. Das ist mir ehrlich gesagt ganz recht. Denn ich habe einen ganzen Schwung alter Bücher mit nach Skrova genommen. Das Bedeutendste ist Olaus Magnus' umfangreiche *Historia de gentibus septentrionalibus* (Geschichte der

nordischen Völker) von 1555.



14

Das Meer wird mit jedem Tag ungemütlicher. Der Wind frischt immer mehr auf. Das Barometer fällt. Draußen auf dem Vestfjord peitscht der Wind über die Wellenberge und Schaumkronen und zerschlägt das Wasser zu mikroskopisch kleinen Tropfen, die durch die Luft stieben.

Aus der Entfernung sieht es aus, als steige vom Meer Rauch auf.

Schwarze Wolken hängen hoch am Himmel, aber manchmal tun sich Öffnungen auf. Dann fällt durchscheinendes Sonnenlicht auf die Insel, das alle Details hoch aufgelöst und leicht vergrößert erscheinen lässt. Manchmal leuchten die Gebäude des Aasjordbruket in strahlendem Weiß. Ein andermal sehen sie grau aus wie das Skelett eines gestrandeten Wals.

Dann setzt der Regen ein. Ein schwerer, monotoner und trostloser Regen, und es ist weit und breit keine

Aufheiterung in Sicht.

Der Wind bläst stetig aus Westen. Es gibt auf der Erde kein Meer, kein Kap, keine Meerenge, keine Insel, kein Küstengebiet, das nicht von regionstypischen Winden beherrscht würde. Typisch für den Vestfjord ist – wie in den meisten Seegebieten der nördlichen Hemisphäre – der Westwind. In vormodernen Zeiten wurden Winde auf Karten oft als Gesichter abgebildet. Dies ist möglicherweise eine Tradition aus der Antike, denn die griechischen Götter verfügten nicht nur über

menschliche Eigenschaften, sondern repräsentierten auch Naturphänomene. Der Windgott Aiolos beispielsweise war der Sohn des Meeresgottes Poseidon. ³⁹__Wie dem auch sei, die Pustebacken auf diesen Abbildungen waren das hervorstechendste Merkmal, und der Westwind bläst in der Regel mit voller Kraft. Die wissenschaftliche Erklärung lautet, dass der Hochdruck über den Azoren und der Tiefdruck über Island auf dem Nordatlantik einen starken Westwind erzeugen.

Damals, als die Schiffe noch den Winden ausgeliefert waren,

schrieb man diesen bestimmte Eigenschaften zu, ja, man machte sie zu richtigen Persönlichkeiten. Einige Winde galten als tückisch und launisch, aber glücklicherweise gab es Menschen, die Macht über sie hatten. Der Franzose Pierre Martin de La Martinière passierte Mitte des 17. Jahrhunderts als Kapitän eines großen Segelschiffs den Polarkreis. Auf einmal herrschte Windstille, und das Schiff, das südlich der Lofoten, aber nördlich des Polarkreises – also in der Gegend von Bodø – lag, kam nicht mehr vom Fleck. Die Mannschaft nahm Kontakt zu

einheimischen Windbeschwörern auf, »Kindern des Windprinzen«, die – natürlich gegen Bezahlung – Sturm oder Flaute herbeirufen konnten. Einer der Windbeschwörer kam auf das Segelschiff und zeigte der Mannschaft, wie man einen Wollappen mit drei Knoten am Vormast des Schiffes zu befestigen habe. Bräuchte man Wind, müsse man lediglich einen der drei Knoten lösen. La Martinière war äußerst skeptisch, aber sobald der erste Knoten gelöst war, kam eine frische südwestliche Brise auf, füllte die Segel und brachte das Schiff weiter

gen Norden. [40](#)

Heute kennen die Meteorologen im Großen und Ganzen acht Windrichtungen: Nord, Nordost, Nordwest, Süd, Südost, Südwest, West und Ost, während man die Winde früher in sechzehn verschiedene Richtungen einzuteilen pflegte. Arthur Brox von der norwegischen Insel Senja listet dreißig lokal verwendete Begriffe für unterschiedliche Windarten auf. [41](#)

Einige Windbezeichnungen enthielten Informationen über das Zusammenwirken von Landschaft und Wind. Wenn der Wind zum

Beispiel aus Süden blies, war es nützlich zu wissen, ob der Südwind aus dem Landesinneren kam, was an der Nordküste einem Wind aus Südost entspricht. Oder war es die für Seeleute tückischere Variante, die draußen auf dem Meer entstand? Südwest ist auf dem Vestfjord die schlimmste Windrichtung.

Während es draußen regnet und stürmt, gehe ich im Aasjordbruket auf Entdeckungstour. Die Gebäude sind größtenteils nicht isoliert und lassen Wind und Wetter ein. Außerdem werden sie auf sonderbare

Weise von all dem durchströmt, was sich je in ihnen befunden hat, seien es Dinge, seien es Menschen. Die Fabrik wurde in den frühen 1980er-Jahren aufgegeben, daher müsste man schon eine gute Nase haben, um noch Spuren der Millionen Fische wahrzunehmen, die hier durchgeschleust wurden. Gleichzeitig hängt noch viel in den Wänden, als hätten die Gebäude selbst ein Gedächtnis und wären imstande, einen schwachen Abdruck ihrer eigenen Vergangenheit zu liefern.

Vielleicht liegt es an den

vielen zurückgelassenen Gegenständen. Fast alles stammt noch aus der Zeit, als die Fabrik in Betrieb war. Abgesehen von Kleinigkeiten, die jemand mitgenommen hat, oder Dingen, die möglicherweise später gestohlen wurden, steht fast alles noch am selben Platz wie zu Beginn der 1980er-Jahre. Schwere Netze und Seile liegen tonnenweise in den Ecken. Die hölzernen Salzfässer enthalten immer noch Salz. Oben hat sich eine Kruste gebildet, aber man braucht bloß ein Loch hineinzuhacken. Die Aasjords haben genug Salz für die nächsten zehn

Generationen.

In den vielen kleinen Räumen hängt die Arbeitskleidung an den Haken, als käme jeden Moment die nächste Schicht zur Tür herein. Die Kleidungsstücke gehören vermutlich der Besatzung von Fischerbooten, die längst aus dem Verkehr gezogen worden sind, oder Arbeitern, die mittlerweile alt oder bereits verstorben sind. In den ehemaligen Wohnbereichen stößt man auf andere persönliche Gegenstände, auf Küchengeräte und auf Lieferscheine für Fisch. An der Wand des ehemaligen Büros hängen sogar noch

ausgefüllte Lieferberichte, in denen festgehalten ist, wie viel Stockfisch die Fabrik in den ersten drei Monaten des Jahres 1961 angekauft hat (112 727 Kilo), wie viel in der Produktion war, verkauft und ausgeliefert wurde und so weiter. Das Formular hat eine eigene Spalte mit der Überschrift »Ware für Bergen«.

Anscheinend wurden alle Produkttypen registriert: roher Fisch, gesalzener Fisch, Stockfisch (in unterschiedlichen Qualitäten), Leber (unbehandelt, alkoholkonserviert oder geräuchert), weiterverarbeitet zu zentrifugiertem Tran, heiß

gepresstem Tran, Sauertran, Fabriktran und »sonstigem Tran«. Es geht weiter mit Rogen (roh, mit Zucker, gesalzen, stark gesalzen), Abfallfisch zum Verfüttern, Fischköpfen und ganz unten auf dem Formular: Leberreste, also Abfall bei der Tranproduktion.

Im ganzen Gebäude spürt man nicht nur die Arbeit, die im Lauf der Zeit dort verrichtet wurde, sondern auch diejenigen, die dort gewohnt und die Geschicke der Fabrik gelenkt haben, vom Einschlagen des ersten Nagels bis zum Auszug des letzten Mieters. Das Anwesen ist mit

Erinnerungen getränkt. An den Wänden der verschiedenen Bereiche hängen unsichtbare Uhren. Sie zeigen unterschiedliche Zeiten, keine geht richtig.

In den 1980er-Jahren wurde das Anwesen von einem finnischen Paar gekauft, das viele Spuren hinterlassen hat. Pirrka ist eine bekannte finnische Psychologin, Pekka ist Dokumentarfilmer und hat in den 1970er-Jahren ethnografische Filme über ferne Länder gedreht, von denen viele in Finnland Kultstatus genießen. Zwei gebildete und kultivierte

Finnen, die eher nachdenklich waren und wenig redeten. Sie klangen immer so, als säßen sie in der Sauna, selbst wenn sie froren, was in Skrova oft der Fall war. Er interessierte sich für Blumen, von denen es in einem geschützten und überraschend fruchtbaren Tal mitten auf Skrova eine ganze Menge gibt. Wer dort hingehet, erwartet nicht viel mehr als Steine und Felsen, vielleicht noch die eine oder andere Kluft oder Schlucht. Dann steht man plötzlich mitten auf einer Wiese.

Dort, wo Pirrka und Pekka sich aufhielten, liegen heute dicke

Stapel finnischer Zeitungen, *Hufvudstadsbladet* und *Ilta-Sanomat*. An der Wand hängt immer noch eine Satellitenaufnahme des finnisch-schwedischen Schärengartens, der auf Finnisch »saaristomaailma« heißt. Dabei handelt es sich um Tausende kleiner Inseln, die zwischen Finnland und Schweden einen breiten, fast zusammenhängenden Gürtel bilden, nur ein Spalt von wenigen Seemeilen ermöglicht es den Schiffen, in die Bottenwiek hineinzuschlüpfen.

Gott weiß, wie Pirrka und Pekka nach Skrova gekommen sind, aber sie verliebten sich in den Ort

und kauften das gesamte Aasjordbruket, als sie auf einer Reise durch Nordnorwegen zufällig erfuhren, dass es zum Verkauf stand. Sie waren beide nicht mehr ganz jung. Wenn sie im Sommer für ein paar Wochen hier Urlaub machten, bewohnten sie nur einen kleinen Teil der Gebäude wie Adelige, die ihr Geld und ihre Titel verloren haben und sich in einem Winkel ihres verfallenen Schlosses verbarrikadieren. Auch wenn sie die Gegend liebten und sich von ihr beeindrucken ließen, wirkten sie letztlich doch fremd. Einige ihrer

Verwandten und Bekannten tauchten gern (das von ihnen benutzte Schlauchboot liegt immer noch draußen herum, wenn auch platt und nicht mehr einsetzbar), und vielleicht hatten sie das Paar überredet, die riesige Fischfabrik auf der kleinen Insel zu kaufen. Jeden Sommer verließen diese Bekannten ihre seichten finnischen Küsten und reisten nach Skrova, um mit Schwimmflossen, Neoprenanzug und Harpunengewehr tauchen zu gehen. Auch ihre Ausrüstung hängt noch immer in dem von ihnen bewohnten Raum. Pekka und Pirrka tauchten

nicht, trotzdem stand ihnen das Wasser irgendwann bis zum Hals.

So gaben sie das Anwesen an die Aasjords zurück. Mittlerweile ist es fünfzehn Jahre her, dass sie Skrova verlassen haben. Hugo redet von ihnen, als würden sie jeden Moment wieder auftauchen, aber das wird wohl kaum passieren.

Das Aasjordbruket besteht aus zwei großen Gebäuden. Das Hauptgebäude, das direkt am Wasser liegt, verfügt über drei Etagen mit insgesamt mindestens tausend Quadratmetern Wohnfläche. Dahinter

steht ein fast genauso großer Bau, der ebenfalls dreigeschossig ist. Daneben gibt es einen einstöckigen Schuppen, in dem früher die Fische ausgenommen wurden. Im Hauptgebäude waren Fischannahmestelle, Trankocherei, Einsalzerei, Stockfisch- und Gerätelager sowie der Beköderungsraum untergebracht.

Die drei Gebäude hängen miteinander zusammen wie die Dreifaltigkeit: *ein* Wesen und doch individuelle Einheiten. Im Innern merkt man kaum, dass man sich von einem Gebäude zum anderen bewegt.

Nach meinen vielen Besuchen sollte ich sie eigentlich wie meine Westentasche kennen, aber das ist nicht der Fall. Sobald ich im Hauptgebäude die alltäglichen Wege verlasse, stoße ich auf Räume und ganze Trakte, die mir vorher noch nicht aufgefallen waren. Das Anwesen scheint unerschöpflich zu sein und immer noch einen unentdeckten Raum in petto zu haben. Das gilt übrigens auch für die Insel selbst. Immer wenn ich auf Skrova spazieren gehe, komme ich an Stellen, von deren Existenz ich bisher nichts wusste, sei es ein neuer

Sandstrand, sei es eine alte deutsche Bunkeranlage auf einer unzugänglichen Felskuppe.

An einem dieser Nachmittage, an denen das Wetter zu schlecht ist, um zum Fischen hinauszufahren, landen Hugo und ich auf dem Dachboden. Er steht von oben bis unten voll mit alten Geräten. Der Einrichtung einer Fisch- und Tranfabrik mit Gerätschaften, wie sie vor hundert Jahren verwendet wurden, stünde nichts im Wege. Hier gibt es große Dampfkessel, Pressen, Tranabschneider, Separatoren, Rohre,

Schleifsteine, alte Netzbojen und Laufgewichtswaagen sowie Aufzugvorrichtungen mit Rollen, Zahnrädern und Seilwinden, riesige hölzerne Spülbottiche, Elektromotoren, Kescher mit meterlangen Stielen, Heringsschaufeln und rätselhafte Werkzeuge aus Holz oder Metall. In einem Raum stehen zig Eichenfässer für die Aufbewahrung des Trans. Einige tragen den Stempel »Medizintran«, andere enthielten »Sauertran«. Ein paar kleinere Fässer hatten vielleicht einmal Cognac zum Inhalt, denn an allen Küsten wird

geschmuggelt. Beispielsweise war der Heringskutter »Seto«, der außerhalb der Saison als Frachtschiff nach Mitteleuropa fuhr, beim Zoll durchaus berüchtigt.

Das ganze Gebäude ist voller veralteter Technologie, die seinerzeit allerdings sehr fortschrittlich war. Vieles davon wurde hier vor Ort hergestellt und im Lauf der Jahrhunderte weiterentwickelt – von Mechanikern, Böttchern, Schreibern, Schmieden, Seilern und pfiffigen einheimischen Autodidakten, die jedes Problem mit den ihnen zur Verfügung stehenden Materialien

und Werkzeugen lösten. Wofür manche der hier auf dem Dachboden befindlichen Konstruktionen eingesetzt wurden, ist mir ein Rätsel. Ich zeige auf ein seltsames, kleines Gestell, das oben eine Öffnung aufweist. Offensichtlich soll etwas auf der einen Seite hinein- und auf der anderen wieder herauskommen. Man scheint es an ein anderes Gerät anschließen zu müssen.

»Das da? Das ist eine Seelachsreibe«, erklärt Hugo und geht weiter.

»Na klar. Keine Pollackreibe, sondern eine Seelachsreibe, das hatte

ich bei dem schlechten Licht nicht richtig gesehen«, antworte ich.

Hugo schaut mich an und lacht. »Damit werden die Schuppen vom Seelachs abgekratzt. Daher Seelachsreihe.«

Immer wenn wir auf weitere undefinierbare Gegenstände stoßen, nutzt Hugo sie gewissermaßen als Sparringspartner. Er tänzelt um sie herum und boxt dabei in die Luft, wobei er laut über die Form und Funktion der Dinge nachdenkt. Bei seinen Bemühungen, ihnen ihr Geheimnis zu entreißen, demonstriert

er, wo vielleicht etwas eingeführt werden oder herauskommen sollte, was sich in welche Richtung dreht und wie ein Teil ins andere greift. Am Ende hat er eine Theorie, mit der er zufrieden ist und die in meinen Ohren plausibel klingt.

Ganz hinten an der Wand weiß er zu meiner größten Genugtuung plötzlich nicht mehr weiter. Dort steht eine Art Rolle aus Gussmetall, mit zwei Rädern, einem Griff und abstehenden Eisenteilen. Das ganze Teil ist anderthalb Meter lang und reicht uns knapp bis zu den Knien.

»Gib mir eine Woche, dann

hab ich die Lösung«, sagt er.

»Ich geb dir vierundzwanzig Stunden«, antworte ich.

Hugo erinnert manchmal an einen verschrobenen Professor, und zweifellos könnte er aus dem ganzen Gerümpel auf dem Dachboden die interessantesten mechanischen Geräte bauen. Maschinen für bislang unentdeckte Zwecke, Motoren, die mit den Stromschlägen von Zitteraalen angetrieben und mit Eishaitran geölt werden.

Aber dazu müssten wir erst mal einen Eishai haben.



15

Abends sehen wir manchmal fern, in der Regel einen der Tiersender, auf denen offenbar ständig Filme über Wale und Haie ausgestrahlt werden. Die Musik ist dramatisch, und vieles wird als »gefährlich«, »bestialisch« oder »monströs« dargestellt – insbesondere wenn Haie involviert sind. Man stellt die Tiere fast wie

seinerzeit im Mittelalter als moralische oder unmoralische Wesen dar, deren Denkweise mehr oder weniger der unseren entspricht. Wale hingegen gelten im Großen und Ganzen als nette Zeitgenossen, fast ein wenig kleinbürgerlich mit ihren Kernfamilien, in denen sie sich mit Gesang, Spiel und Kindererziehung beschäftigen, wenn sie nicht gerade eine vegetarische Mahlzeit einnehmen und urlaubsähnliche Reisen durch die Weltmeere machen.

Aber hin und wieder tauchen auch Berichte auf, die das gängige Muster durchbrechen. In einer

Sendung geht es um eine Freitaucherin, die es sich in den Kopf gesetzt hat, die beste Freundin eines Grindwals zu werden. Der Wal packt ihren Fuß und zieht sie in eine Tiefe von mindestens zehn Metern hinunter, was für einen Menschen sehr tief ist. Dort gibt er ihren Fuß frei und lässt sie zurück an die Oberfläche schwimmen, um einmal tief Luft zu holen. Dann zieht der Grindwal sie wieder nach unten und hält sie fest, bis sie fast ertrinkt. Der Wal beißt nicht zu, er hält den Fuß lediglich behutsam fest. Es hat den Anschein, als spielte er mit dem

Leben der Frau. Nachdem das Spielchen eine Weile so weitergegangen ist, werden ihre Bewegungen schwächer. Sie droht das Bewusstsein zu verlieren. Der Grindwal spürt offensichtlich genau, wie viel die Frau verträgt, und als sie halb tot ist, schiebt er sie zurück an die Wasseroberfläche. Sie wird von demselben Wal gerettet, der sie beinahe ertränkt hätte. *Good guy* und *bad guy* in einem.

Die Geschichte hat sicher keine Moral, außer der, dass Wale intelligente Tiere sind, die nicht automatisch Zuneigung oder

Empathie für Menschen empfinden, sondern tun, was ihnen gerade gefällt. Wie alle intelligenten Lebewesen können sie, wenn nicht psychotisches, so doch auf jeden Fall stark von der Norm abweichendes Verhalten an den Tag legen.

Nach vier Tagen erwache ich mit dem Gefühl, dass etwas nicht stimmt. Ich bleibe eine Weile liegen und überlege, was es wohl sein könnte, bis mir plötzlich klar wird: Der Regen wird nicht vom Wind gegen die Hauswand gepeitscht. Es ist absolut still. Hugo ist bereits auf, er

hat das Boot schon aufgepumpt.

»Wollen wir Eishaie füttern?«, frage ich.

»Erst mal müssen wir Köder besorgen für die Eishaifütterung«, gibt Hugo zurück.

In Ermangelung eines Schottischen Hochlandrinds werden wir dieses Mal Walspeck verwenden, den wir von Ellingsen gleich gegenüber erhalten. Wenig später holen wir die Kiste mit dem Walspeck und einen Müllsack mit vier Lachsen ab. Wir bekommen alles umsonst. In der Kiste liegt ein Stück Speck von fünfundzwanzig Kilo aus dem Bauch

eines Zwergwals. Es wurde frisch eingefroren und vor zwei Tagen aus dem Tiefkühlager geholt, ist aber immer noch eisig. Der Geruch ist angenehm. Der Speck selbst erinnert an ein überdimensioniertes Stück Frühstücksspeck, sauber und appetitlich. Den Japanern gilt Walspeck als Delikatesse, und sie essen ihn roh. Verglichen mit dem schottischen Kadaver ist die Arbeit damit ein Traum. Ich müsste nicht übermäßig hungrig sein, um den Speck in die Pfanne zu hauen und selbst zu essen. Die Haut ist weiß wie Kreide, und die Oberfläche ist so

glatt, elastisch und stark, dass die NASA vermutlich stolz wäre, wenn sie so etwas Tolles hergestellt hätte.

Der Speck soll an den Haken. Die Lachse setzen wir als Lockfutter ein. Sie sind nicht gut genug für den europäischen Markt, oder vielleicht hatten sie auch eine der vielen Krankheiten, die in den Lachsfarmen ausbrechen. Der Eishai wird jedenfalls nicht die Nase rümpfen.

Wir brausen aus der Bucht zur wilderen Seite am Leuchtturm, wo wir den perforierten Sack mit den Lachsen über Bord werfen. Der Seegang auf dem Vestfjord ist noch

verhältnismäßig stark. Selbst wenn sich der Wind gelegt hat, dauert es einige Zeit, bis sich das Meer nach einem Sturm wieder beruhigt. Und soweit wir wissen, hält er weit draußen auf dem Meer noch an.

Mehr zum Spaß werfen wir auch unsere Leine aus, bestehend aus dreihundertfünfzig Metern Seil, sechs Metern Kette und einem Haken, auf den ich ein dickes Stück Walspeck aufgespießt habe. Wir wissen, dass die Chancen heute nicht allzu gut stehen, weil sich der Geruch unseres Lockfutters erst ausbreiten muss. Ein Versuch schadet jedoch nicht, und

wir brauchen einen Vorwand, um noch ein paar Stunden auf dem Vestfjord zu bleiben.

Mittlerweile regnet es, aber der Niederschlag hat eine beruhigende Wirkung auf das Meer und auf die Augen. Die See wird stiller, und man kann jeden Regentropfen im ölig glänzenden Wasser sehen. Wenn man unter solchen Bedingungen den Blick über das Meer schweifen lässt, entgeht einem so gut wie nichts.

Wir machen einen Abstecher nach Svolvær, wo wir Zeitungen und einen Karton Rotwein kaufen und in

einem Café eine Kleinigkeit zu uns nehmen. Dann fahren wir denselben Weg zurück und legen uns vor dem Leuchtturm auf die Lauer. Wie erwartet hat sich bei den Netzbojen nichts getan. Es hat aufgehört zu regnen, und das Meer liegt spiegelglatt da. Wir lesen Zeitung und plaudern, dann fahren wir dichter an die Küste heran. Wir wollen versuchen, einen Heilbutt oder zumindest einen Rotdorsch oder Seelachs an die Angel zu bekommen. Unterwegs werden wir Zeugen eines merkwürdigen Phänomens: Mitten im ruhigen Meer, ein paar Hundert

Meter vor dem letzten Holm namens Flæsa baut sich eine riesige Welle auf. Sie wird schnell mehrere Meter hoch und kommt uns entgegen. Wir ziehen uns in aller Ruhe ein Stück zurück. Wenn wir einen Neoprenanzug und ein Surfbrett dabeihätten, könnten wir auf der Welle reiten. Okay, vielleicht nicht wir, sondern jemand, der diese Kunst beherrscht. Das Gleiche passiert noch einmal. Eine riesige Welle wächst aus dem spiegelglatten Meer empor. Ich schaue Hugo an. Wir haben schon viele Tage zusammen in diesem Gebiet verbracht, aber so etwas

haben wir noch nie zuvor beobachtet.

»Dort muss eine Untiefe sein, die das Wasser bei entsprechenden Strömungsverhältnissen mit großer Geschwindigkeit nach oben drückt«, sagt er.

Abgesehen von ein paar kleinen Seelachsen, die wir wieder ins Meer werfen, beißt nichts an, also fahren wir zurück zu unserer Leine und lassen uns treiben, in der Hoffnung, dass sich irgendwann etwas an den Netzbojen tut.

Hugo hat eine neue Theorie entwickelt, wie es dem Eishai

gelingt, erheblich schnellere Fische und auch andere Tiere zu fangen. Dazu hat er die Anatomie des Tiers studiert.

»Die ruckhafte Bewegung findet hauptsächlich im Kopf oder Kiefer statt, nicht so sehr im Körper. Der Eishai treibt durchs Wasser und macht dabei einen recht harmlosen Eindruck. Wenn sich etwas nähert, schießt der Kiefer hervor. Der ist nämlich nicht fest eingehängt wie bei uns, sondern läuft eher wie auf Schienen«, sagt Hugo.

In einer Tiersendung hat er gesehen, wie einem Taucher Teile des

Munds und der Wange weggebissen wurden. Während sein Begleiter filmt, nähert sich der Taucher langsam einem kleinen, scheinbar ungefährlichen Hai. Als er versucht, den Hai zu küssen, beißt dieser plötzlich zu. Es geht so schnell, dass das Auge die Bewegung kaum mitbekommt.

»Genau so einen kräftigen Kiefer hat auch der Eishai«, erklärt Hugo.

Da könnte etwas dran sein, obwohl es nicht alles erklärt. Warum sollte beispielsweise ein Lachs einen Eishai so nah an sich herankommen

lassen? Wie fängt ein Eishai große Seewölfe, Pollacks und Schellfische, die viel schneller schwimmen als er?

»Der Eishai hat einen zigarrenförmigen Körper und einen genauso kräftigen Schwanz wie der Weiße Hai«, fährt Hugo fort. »Mit dem Schwanz kann er sich zum Beispiel in einen Walkadaver bohren. Er hat die erforderliche Kraft und alles, was sonst noch nötig ist, um sich schnell zu bewegen.«

Die Stunden vergehen. Wir sind mit uns und der Welt zufrieden, und ich habe nicht den Wunsch, irgendwo

anders zu sein. Die Landschaft ist nichts, was *vor* mir liegt und was ich hinter mich bringen muss. Nein, sie ist um mich *herum* und unglaublich präsent – mitten in diesen physischen Strömungen vor dem Leuchtturm von Skrova und weit entfernt von den Informationsströmen, in denen wir uns normalerweise bewegen.

Halb sitze, halb liege ich im Bug und schaue nach oben. Wir wurden schon mehrere Hundert Meter von den Netzbojen weggetrieben, aber sie sind noch gut zu sehen, denn die See ruht nach dem Sturm, nur ein paar kleinere Wellen

kommen vom offenen Meer herein.

Die Tage werden spürbar kürzer, es sind nicht mehr viele Wochen bis zum Einsetzen der Polarnacht. Ganz im Norden und Osten tauchen die ersten Sterne auf und treiben in dem küstenlosen Ozean dort oben langsam weiter. Die Konturen mancher Sternbilder lassen sich nur erahnen, doch der Polarstern leuchtet so hell, dass Hugo und ich zuerst glauben, es handele sich um ein Flugzeug, einen Wetterballon oder ein Ufo. Er sieht aus wie diese übertriebenen Abbildungen vom Stern von Bethlehem, die man in

religiöser Literatur finden kann. Der Stern weist den beiden weisen Männern in ihrem Boot den Weg in den sicheren Hafen.

Um mir einen besseren Überblick zu verschaffen, schnappe ich mir mein Handy. Ich habe mir eine App heruntergeladen, die mithilfe der Kamera und des eingebauten GPS die Scharen von Sternbildern über uns identifiziert.

Alle Kulturen, auch die prähistorischen, haben am Sternenhimmel Muster wahrgenommen und sie zumeist nach

den Göttern und Wesen ihrer jeweiligen Mythologie benannt. Die uns geläufigen Namen stammen größtenteils von den Griechen, die sich zu den meisten der von ihnen »entdeckten« Sternbilder komplizierte Geschichten ausgedacht haben. Sternbilder sind ja letztlich nichts als ein Produkt der menschlichen Fantasie. Orion beispielsweise ist kein Recke, der die sieben Jungfrauen aus der Sternengruppe der Plejaden übers Himmelsgewölbe jagt. Das haben auch die Griechen nicht geglaubt. Vielmehr war der Himmel für sie eine

Leinwand, auf die sie ihre eigenen Erzählungen projiziert haben.

Diese Herangehensweise ist durchaus wissenschaftlich, denn im Grunde geht es darum, Muster zu erkennen und Abweichungen zu begreifen. Für die Fischer ist es von eminenter Bedeutung, das Meer, das Wetter und den Himmel zu verstehen, die komplexen Muster im Gedächtnis zu behalten und miteinander in Verbindung zu bringen. Nur die systematische Beobachtung über einen langen Zeitraum hinweg kann dies gewährleisten. Mit dem

astronomischen Kalender bekamen die Fischer eine Geheimwaffe an die Hand. Denn die Strömungen, und mit ihnen das Leben im Meer, werden in hohem Maße von den Mondphasen beeinflusst. Bei zunehmendem Mond steigt die See, folglich ist mehr Wasser im Fjord, was die Strömung verstärkt und sich auf die Bewegungsmuster der Fische auswirkt. Viele Fischer wussten zum Beispiel, dass Heringe sich an bestimmten Stellen nur bei Vollmond fangen ließen. Kamen sie zu spät, war der Hering weg und zeigte sich erst beim nächsten Vollmond wieder.

Früher, ehe die Fischer mit GPS, Sonar, Echolot, Handy und zuverlässigen Wetterberichten ausgestattet wurden, waren tüchtige Kapitäne und Fischer ebenso hoch angesehen wie bedeutende Wissenschaftler – zumindest in ihrem lokalen Umfeld.

Leider ist das einst so nuancenreiche Vokabular zur Beschreibung der Natur im Lauf der vergangenen Jahrzehnte stark geschrumpft. Mit den Begriffen verschwindet auch das Wissen über komplexe ökologische Zusammenhänge. Wir können die

Landschaften nicht mehr verstehen, messen ihnen weniger Bedeutung bei, und sie verlieren für uns an Wert. Dadurch fällt es uns auch leichter, sie auf der Jagd nach kurzfristigem Profit zu zerstören.

Bald müssen wir die Leine einholen und nach Skrova zurückkehren. Keiner von uns spricht das Thema an. Wir genießen die Stille. Die Gedanken befreien sich von ihrer Vertäuerung und lassen sich mit der Strömung treiben. Da oben die Sterne, hier unten das Meer. Die Sterne plätschern, das Meer glänzt

und funkelt.

Vom Weltraum aus hat der Golfstrom Ähnlichkeit mit der Milchstraße, von der Erde aus gesehen ähnelt die Milchstraße dem Golfstrom. Beide enthalten spiralförmige Mahlströme. Die Raumschiffe in Science-Fiction-Serien sehen nicht wie Flugzeuge aus, sondern wie Boote. Sie geraten ständig in Sternennebel, Ionenstürme und Meteoritenschauer, so wie Schiffe auf dem Meer mit Seenebel, Orkanen oder Eisbergen konfrontiert sind. Der Kapitän steht mit Sorgenfalten im Gesicht auf der

Kommandobrücke. Werden sie heil herauskommen? Wenn das Raumschiff zu sehr beschädigt wird, muss die Mannschaft in die Rettungsboote oder Rettungskapseln steigen. Sogar die Monster im Weltraum haben eine gewisse Ähnlichkeit mit Meeresgeschöpfen.

Heute arbeiten Wissenschaftler an neuen Raumsonden. Das Problem der alten ist, dass ihnen irgendwann der Strom ausgeht. Die neuen sollen hohe Masten mit riesigen Sonnensegeln erhalten – sie werden auf ihrem Weg durch das Weltall an alte Schoner

oder Windjammer erinnern.

Ich habe einen flachen Stein in der Tasche und stehe auf, um ihn über das Wasser hüpfen zu lassen. Als Kinder haben wir darum gewetteifert, wer die meisten Hüpfherhinbekam. Ist der Stein zu leicht und flach, dreht er sich in der Luft und versinkt im Wasser. Ist er zu schwer oder zu rund, springt er nicht richtig. Die Wurftechnik spielt natürlich auch eine Rolle. Ich werfe und zähle fünf Hüpfher. Miserabel. Das Steinewerfen funktioniert wohl am besten auf ruhigen Binnenseen, wo

man auf über zwanzig Sprünge kommen kann.

Unsere Augen, die in einer dünnen Schicht Salzwasser schwimmen, nehmen die konzentrischen Ringe auf der Wasseroberfläche wahr, die sich einer nach dem anderen bilden. Die menschlichen Augen sind hoch entwickelte optische Instrumente, aber ihre »Technologie« wurde im Lauf von Jahrmillionen entwickelt, und zwar von Arten, die sie unter Wasser einsetzten. Wir sehen nur ein sehr begrenztes Spektrum der Lichtwellen. Viele Lichtwellen oder

Strahlen, wie Gamma-, Röntgen- oder ultraviolette Strahlen, nehmen wir gar nicht wahr. Wären wir dazu in der Lage, sie wahrzunehmen, sähe die Welt völlig anders aus. Wir benutzen die Augen, die wir haben, und das ist auch gut so. Aus der Nähe können wir winzig kleines Plankton mit bloßem Auge gerade noch erkennen. Aber wir sehen auch Sterne, die vielleicht tausend Lichtjahre entfernt sind und somit schon vor tausend Jahren erloschen sein könnten. Viele Menschen haben eine gesprenkelte Iris. Schaut man genau hin, erinnert sie an einen Sternennebel, eine

Galaxie oder eine Meeresströmung, vom Weltall aus gesehen und auf Miniaturformat verkleinert, aber zugleich von einer Tiefe, die noch Raum für starke Vergrößerungen zu bieten scheint, so wie immer ausgereiftere Teleskope es uns ermöglicht haben, weiter ins Weltall hineinzusehen.

Die Griechen glaubten, die Erde sei vom Weltstrom Okeanos umgeben, der auch die Quelle allen Süßwassers sei. Nach ihrer Auffassung steuerte der Gott Okeanos, dargestellt mit Ochsenkopf und Fischschwanz, die

Himmelskörper, die am Horizont auf- und abstiegen. Nach Kämpfen zwischen den Titanen wurden die Verlierer bisweilen in den Okeanos geworfen, um dort für ewig zu bleiben.

In der frühen griechischen Mythologie war Okeanos ein Himmelsgott. Erst einige Hundert Jahre später, als die Griechen beim Erforschen des Atlantiks, des Indischen Ozeans und der Nordsee neue Regionen der Welt entdeckten, wurde Okeanos zu einem Meeresgott. Er verkörperte die Weltmeere und wurde mit Hörnern aus Krebsscheren

abgebildet, oft auch mit einem Ruder, einem Fischernetz und einer großen Schlange.

Wasser und Meditation gehören auf ewig zusammen, schrieb Herman Melville. Die kleinen Wellen, die regelmäßig gegen das Glasfaser- und Gummimaterial unseres Bootes schlagen, wiegen uns in einen fast tranceähnlichen Zustand.

Wo kommt das Wasser eigentlich her? Eine ganze Menge stammt von Kometen, mit denen unser Planet in seiner Kindheit zusammengestoßen ist. Es kam in

Form von Eis aus den kalten äußeren Bereichen unseres Sonnensystems, bevor die Sonne und die anderen Planeten sich endgültig gebildet hatten.

»Schmutzige Schneebälle« aus Gestein, Staub und Eis rasen auch jetzt noch durch das Weltall. Sie sind Überbleibsel der Materie, aus der sich unser Sonnensystem in seiner frühen Phase zusammengesetzt hat, als noch alles herumflog und in einer kernphysikalischen Ragnarök kollidierte, kollabierte, schmolz und verdampfte, die Milliarden von Jahren anhielt. Bis sich die Materie

endlich beruhigte und das Sonnensystem mit seinen kleinen und großen Planeten einigermaßen stabil wurde.

Vor mehr als vier Milliarden Jahren, vor der Entstehung der Meere, als die Erde noch von Seen aus flüssigem Magma bedeckt war, wurde sie von Objekten aus dem Weltall bombardiert. Eine Kollision war so heftig, dass große Stücke aus der Erde herausgesprengt und weggeschleudert wurden. Einige der Teile begannen, in Bahnen um unseren Planeten zu kreisen, darunter auch das Stück, das wir heute Mond

nennen.

Vor knapp fünfhundert Millionen Jahren drehte sich die Erde erheblich schneller um ihre eigene Achse als jetzt, und der Abstand zum Mond war geringer. Der Tag dauerte einundzwanzig Stunden, und das Jahr hatte vierhundertsiebzehn Tage. Zu dieser Zeit war gerade genug Sauerstoff entstanden, um Feuer zu ermöglichen. Fünfhundert Millionen Jahre vor Christus, wohlgemerkt.

Mitunter benehmen wir uns noch wie Affen, die gerade erst von den Bäumen geklettert sind. Manche von

uns kaufen lange Seile mit Kette und Haihaken, den sie mit einem großen Stück Walspeck beködern und ins Meer werfen, um einen großen Fisch zu fangen, für den sie keine Verwendung haben. Zugleich gelingt es uns als Art, eine Sonde in die Tiefen des Weltalls zu schicken.

Nach zehn Jahren hatte sich die Raumsonde »Rosetta« eine halbe Million Kilometer von der Erde entfernt. Dort stieß sie auf den Kometen 67P, auch Tschuri genannt, der die Form einer Badeente hat und mit einer Geschwindigkeit von zehntausend Stundenkilometern

durchs All saust. Rosetta konnte den kleinen Landeapparat Philae ausschicken, der sich auf dem Kometen festsetzte. Ziel war es, Analysen vom Wasser des Kometen zur Erde zu senden, um zu klären, wie viel des irdischen Wassers aus dem Weltall stammt – eine Frage, die viele führende Naturwissenschaftler schon seit Langem beschäftigt. Einer Theorie zufolge hat die Erde kurz nach ihrer Entstehung ihre Atmosphäre eingebüßt. Die Gase zwischen uns und dem Weltall lösten sich auf. Aber wasserhaltige Kometen und andere Partikel bombardierten

die Erde, sodass eine neue Atmosphäre entstand. [42](#)

Die Sonde Philae landete so unglücklich, dass sich die Solarmodule nicht mehr aufladen konnten. Ein paar Daten wurden jedoch zur Erde geschickt, bevor die Batterien leer waren. Und etliche Monate später, im Juni 2015, erwachte die Sonde wieder zum Leben und begann, kurze Meldungen zur Erde zu senden.

Hugo hat Kopfhörer auf und hört Radio. Auch er scheint die Situation zu genießen und hat es nicht eilig,

nach Skrova zurückzufahren. Ich bedeuete ihm, den Kopfhörer abzunehmen, und frage ihn, ob er weiß, warum es im Universum Wasser gibt. Er lächelt, schüttelt den Kopf und setzt den Kopfhörer wieder auf. Vermutlich denkt er, ich mache Witze.

Dabei lässt sich diese Frage durchaus konkret beantworten. Der einzige Grund, weshalb es im Universum Wasser gibt, ist der, dass sich Wasserstoff mit Sauerstoff verbindet. Um den Kern des Sauerstoffatoms schwirren sechs negativ geladene Elektronen. Aber

der Kern hätte gern noch zwei weitere Elektronen. Und es gibt dafür den perfekten Partner: das Wasserstoffatom. Zwei Wasserstoffatome und ein Sauerstoffatom gehen eine Verbindung ein, und es entsteht H_2O , also ein Wassermolekül. Die Wassermoleküle wiederum bilden durch Wasserstoffbrückenbindung sogenannte Cluster. Dabei tut sich jedes Molekül fortwährend mit anderen Molekülen zusammen – in einer Art Tanz, bei dem der Partner mehrere Milliarden Mal pro Sekunde gewechselt wird.

Die Moleküle setzen sich in schwindelerregendem Tempo zu ständig neuen Variationen zusammen, so wie sich Buchstaben zu neuen Wörtern fügen, um dann zu Sätzen und am Ende zu ganzen Büchern zu werden. Stellt man sich die Wassermoleküle als Buchstaben vor, könnte man sagen, dass das Meer alle Bücher enthält, die jemals in bekannten oder unbekannten Sprachen geschrieben wurden. In den Meeren entstanden auch andere Sprachen und Alphabete, beispielsweise die RNA- und die DNA-Moleküle, die letztlich

festlegen, ob am Ende eine Blume, ein Fisch, ein Seestern, ein Glühwürmchen oder ein Mensch entsteht.

Ein sanfter Wind weht von der umfangreichen Bibliothek des Meeres zu uns herüber. Das Licht über uns wird durch die Wolken gebrochen, und die Strahlen, die ins Wasser schießen, werden wie unregelmäßige Verben gebeugt.

Im Weltall gibt es enorme Mengen an Wasser. In unserem Sonnensystem jedoch findet sich Wasser in flüssiger Form anscheinend nur auf einem

einzigsten Planeten. ⁴³__Die Erde hat genau die richtige Entfernung von der Sonne. Wären wir weiter draußen im Sonnensystem, wäre alles Wasser Eis oder Dampf, wie im Schweif der sich von der Sonne wegbewegenden Kometen.

Die Erde ist groß genug, um mit ihrer Schwerkraft die Atmosphäre an ihrem Platz zu halten, auch wenn das nicht selbstverständlich ist. Außerdem befinden wir uns nicht in der Nähe eines Riesenplaneten, dessen enorme Schwerkraft jede Flut zu einer mehrere Hundert Meter hohen

Flutwelle anschwellen ließe, die den gesamten Planeten überspülen würde, wie im Film *Interstellar*. Oder wie auf dem Eisplaneten Neptun, wo Winde von zweitausendeinhundert Stundenkilometern ununterbrochen die Oberfläche des Planeten polieren. Der Abstand der Erde zur Sonne ist so, dass der größte Teil des Wassers tatsächlich nass ist. Ohne das Zusammenfallen dieser Umstände könnte das Leben, wie wir es kennen, nicht existieren.

Vom Boot aus sehen wir immer mehr Sterne am dunkelblauen Himmel über

den Bergen im Osten. Die Galaxien und Planeten rasen ohne Reibungswiderstand durchs All, immer weiter und weiter, in einer niemals endenden Explosion. Sie werden nicht langsamer, nein, sie werden schneller, ohne dass die Astrophysiker wüssten, warum. Der Grund ist die sogenannte Dunkle Energie, wobei es sich aber nur um ein Codewort für etwas handelt, was sich bislang nicht genau erklären lässt. Es besagt, dass irgendwo, Millionen von Lichtjahren entfernt, ein kosmisches Rollo heruntergelassen wird. Alles, was

sich hinter diesem Punkt befindet, liegt versunken auf dem dunklen Grund des Sternenmeers und wird dem Menschen für alle Zeit unbekannt bleiben.

Allmählich wird es spät. Der Mond ist gut zu sehen, aber die Netzbojen würden wir nicht mehr erkennen, wenn wir nicht wüssten, wo sie sind. Ich kann sie gerade noch erahnen. Sie dümpeln immer noch an derselben Stelle vor sich hin, während wir mit einer Geschwindigkeit von mehreren Knoten von ihnen wegtreiben. Hugo scheint tief in seine Radiosendung

versunken zu sein, vielleicht denkt er aber auch nur nach. Ich werde ihm nicht vorschlagen, jetzt nach Hause zurückzukehren.

Schon das Mondlicht braucht mehr als eine Sekunde, bis es die Erde erreicht. Das Sonnenlicht braucht acht Minuten. Astronomen sind im Grunde nichts anderes als Archäologen oder Geologen, die nach Lichtfossilien suchen. Nichts geschieht in Echtzeit, alles, was wir sehen, ist Vergangenheit. Wir sind immer etwas im Hintertreffen. Auch in unserem sozialen Umgang miteinander, ja, sogar in unserem

Kopf hinken wir eine
Millionstelsekunde hinterher.

Allein unsere Milchstraße, die nur eine von Milliarden Galaxien ist, hat einen Durchmesser von hunderttausend Lichtjahren. Die am weitesten entfernte Galaxie, die das Weltraumteleskop Hubble entdeckt hat, ist ein tiefroter Fleck mit dem prosaischen Namen UDFj-39 546 284. Das von dort ausgeschickte Licht hat viele Milliarden Jahre gebraucht, um die Erde zu erreichen. Die gesamte Galaxie kann bereits seit Milliarden von Jahren erloschen sein.

Wir können solche

Entfernungen und Zeiträume nicht erfassen. Wir sind dazu geschaffen, auf der Erde zu leben und uns mit Bäumen, Autos, Schreibtischen, Bergen, Tieren, Booten und anderen Menschen zu befassen, also mit Dingen, die wir verstehen und spüren können, egal ob sie eine glatte, raue, weiche oder harte Oberfläche haben. Das Meer, das uns fast unendlich vorkommt, ist im Universum nicht mehr als ein Tropfen.

Wenn man in einer Situation wie dieser anfängt, über die Sterne nachzudenken, stellt sich über kurz

oder lang die Frage: »Gibt es irgendwo dort draußen Leben?«

Da viele Milliarden Planeten existieren und das Universum möglicherweise unendlich ist, müssten die Chancen eigentlich gut stehen. Auch wenn wir 99,99 Prozent der Planeten außer Acht lassen, weil ihnen vermutlich die Eigenschaften fehlen, die zur Erhaltung hoch entwickelten Lebens erforderlich wären, bleiben noch viele Hundert Milliarden übrig. ⁴⁴ In einer Hinsicht scheinen sich die Forscher einig zu sein: Auch auf anderen Planeten hängt Leben höchstwahrscheinlich

von Wasser ab. Das ist reine Chemie. Man geht davon aus, dass die Bausteine im ganzen Universum die gleichen sind und Wasser damit überall der große Initiator sein muss – in Verbindung mit Kohlenstoff. Wasser birgt nicht notwendigerweise Leben, aber dort, wo es kein Wasser gibt, kann es schwerlich Leben geben. Daher suchen Astrophysiker, wenn sie den Mars und andere Planeten erforschen, nicht in erster Linie nach Leben. Sie suchen nach Wasser. Aber sie finden vor allem Eis und Dampf, manchmal in aberwitzigen Mengen. Zwei

NASA-Teams haben 2011 ein Dampfreservoir entdeckt. Es umgibt einen Quasar, der zwölf Milliarden Lichtjahre von der Erde entfernt ist. Man schätzt die Wassermenge auf hundertvierzig Billionen Mal größer als die gesamte Wassermenge auf der Erde.

Forscher am Zentrum für Exoplaneten und bewohnbare Welten der Penn-State-Universität haben in den vergangenen Jahren in hunderttausend Galaxien nach hoch entwickeltem Leben gesucht. Ausgehend von der Theorie, dass höher stehende Zivilisationen Energie

verbrauchen müssen, die Wärme abgibt, halten sie nach ungewöhnlichen Mengen mittlerer Infrarotstrahlung Ausschau. Bisher wurde nichts Aufsehererregendes entdeckt. Es herrscht sozusagen tote Hose.

Im Sommer 2015 gab die NASA bekannt, dass sie einen Planeten außerhalb unseres Sonnensystems identifiziert habe, der der Erde ähnlicher sei als jeder bisher entdeckte Planet. [45](#)__Er könnte bewohnbar sein. Aber seine Sonne gibt mehr Wärme ab als unsere, sodass der Planet vielleicht nur eine

Steinwüste mit Atmosphäre ist, wie auch die Erde sie eines Tages sein wird. Heute ist die Erde nicht nur mit einer Atmosphäre und enormen Mengen flüssigen Wassers gesegnet, sondern auch mit nährstoffreichem, landwirtschaftlich nutzbarem Boden, der allein vielen Milliarden Menschen und Haustieren Nahrung geben kann.

Die Barszene aus dem Film *Krieg der Sterne*, in der eine bunte Mischung an Zechkumpanen verschiedener Galaxien in Verbrüderung oder Schlägereien aufeinandertreffen, ist durchaus unterhaltsam, doch selbst wenn es

viele Milliarden Galaxien gibt, könnte der Mensch das einzige Geschöpf sein, das jemals in einer Bar gesessen hat.

Entlang den Tiefseegebirgsketten, die sich um die ganze Erde ziehen, gibt es viele vulkanische Ventile oder »Schornsteine«. 1977 fanden Wissenschaftler heraus, dass es in ihnen von Leben wimmelt. Aus den Ventilen strömt eine schwefelhaltige, kochende Flüssigkeit, die wegen des enormen Drucks vierhundert Grad Celsius heiß ist. Niemand hatte damit gerechnet, dass unter solchen

Bedingungen Leben möglich sein könnte. Für einige größere Arten ist es jedoch völlig normal, den Alltag in achtzig Grad heißem Wasser zu verbringen.

In den wirklich großen Tiefen gibt es kein Licht und somit keine Pflanzen. Dort entsteht Energie durch chemische Reaktionen. Giftstoffe werden von Bakterien zersetzt und zu Nahrung für andere Lebewesen. Das Leben dort unten wird nicht durch Fotosynthese aufrechterhalten, sondern durch Chemosynthese. Einige Wissenschaftler vermuten, dass das Leben auf der Erde um

solche Tiefseeventile herum entstanden ist. Andere glauben, es habe seinen Ursprung weit draußen im Sternenmeer.

Hugo setzt den Kopfhörer ab, sieht sich um und holt uns aus dem Trancezustand. Ich habe eine Flasche Whisky im Boot, für besondere Anlässe. Heute ist ganz und gar kein Anlass für auch nur irgendwas, was so gesehen schon etwas Besonderes ist, also mache ich die Flasche auf. Hugo rührt nichts Hochprozentiges an, aber zufälligerweise haben wir drei Liter Wein an Bord. Ich nehme

einen großen Schluck Whisky. Die Wärme breitet sich wie ein kleiner Golfstrom vom Magen bis in die nördlichsten und südlichsten Gefilde meines Körpers aus. Unser Boot ist schon etwas beschwipst, als Hugo sich erneut umschaut, diesmal so, als ginge ihm plötzlich auf, wie spät es geworden ist. Das Meer ist dunkel wie Rotwein, und die Sterne leuchten wie durch einen perforierten Lampenschirm.

Hugo nimmt sich noch die Zeit für eine Geschichte aus der Zeit, als er mit seinem Onkel Arne den Vestfjord mit der »Helnessund« überquert hat.

Arne war für seine kräftige Stimme bekannt. Bei größeren Zusammenkünften, beispielsweise am Nationalfeiertag oder bei Festen im Jugendheim, war er mit seinem lauten Organ immer vorneweg. Hugo, der bei besagter Vestfjord-Querung vierzehn war, ging in den kleinen Raum hinter dem Steuerhaus, in dem Echolot und Radio standen. Auf dem Tisch mit den Seekarten lag eine aufgeschlagene Kladde. Onkel Arne hatte ein Gedicht geschrieben. Einige Verse haben sich fest in Hugos Gedächtnis eingebrannt: »So steh ich hier nachts / unter des Himmels Feuer

/ die Hand am Steuer.«

Genau in dem Moment, als der Leuchtturm von Skrova angeht, sagt Hugo: »Wir müssen die Leine einholen und zusehen, dass wir nach Hause kommen. Es ist ja fast dunkel.«

Licht schießt in die Dunkelheit hinaus und friert uns in einem blitzartigen Moment ein, bevor es sich weiterdreht und seine Strahlen weit hinaus aufs Meer schickt.

Von allen sinnlosen Dingen, die uns hätten einfallen können, kommt mir unser Projekt auf genau die richtige Weise sinnlos vor.



16

Ein Schwimmer ist erst dann interessant, wenn er sich bewegt. Je länger es dauert, bis er sich bewegt, desto langweiliger wird er. Wir sind täglich von morgens bis abends auf dem Meer. Und mit jedem Tag, der vergeht, sinkt die Wahrscheinlichkeit, dass überhaupt noch etwas passiert. Manchmal ziehen wir den Haken hoch, um

nachzusehen, ob der Speck noch dranhängt. Es sind keine Bissspuren zu erkennen, nur kleine Krabbeltiere vom Meeresgrund. Mag der Eishai etwa keinen Zuchtlachs? Sind ihm andere Aasfresser zuvorgekommen? Der Nordatlantische Schleimaal beispielsweise kann das Fleisch eines großen Heilbutts innerhalb weniger Stunden vertilgen, wenn dieser zu lange an der Leine hängt. Dann können die Fischer nur noch die Haut aus dem Wasser ziehen. Oder ist der Walspeck womöglich so sauber und geruchsfrei, dass der Eishai ihn gar nicht wahrnimmt?

Vom Meer aus können wir den stattlichen Leuchtturm von Skrova sehen. Auf dem Weg hierher kommen wir direkt an ihm vorbei. Am dritten Tag beschleicht mich das Gefühl, dass das Auge des Leuchtturms uns anstarrt.

Wir würden gerne beim Leuchtturm an Land gehen, aber wegen der Strömungen im Sund ist das leichter gesagt als getan. Man kann mit einem kleinen Boot kaum anlegen, ohne es am Kai hochziehen zu müssen.

Der Leuchtturm wurde 1922 erbaut. In den ersten Jahrzehnten

wohnten zwei Familien gleichzeitig darin. Das war vermutlich am besten so, denn bekanntlich verloren Leuchtturmwärter, die zu lange allein waren, bisweilen den Verstand. Viele hielten die Isolation nicht aus. Das Norwegische Leuchtfeuerwesen verfügte – vielleicht als Maßnahme zum Erhalt der psychischen Gesundheit der Wärter – über eigene Wanderbibliotheken, die von Leuchtturm zu Leuchtturm weitergegeben wurden. Durch Zufall haben einige dieser Bücher den Weg in meine persönliche Bibliothek gefunden, unter anderem mehrere

Isländersagas. Wenn ich einen der Bände aufschlage und das Logo des Leuchtfeuerwesens auf dem Innendeckel sehe, stelle ich mir vor, dass er sich schon in allen Leuchttürmen Norwegens befunden hat, zu einer Zeit, als diese noch bemannt waren. Ich sehe den Leuchtturmwärter vor mir, der die isländischen Sagas liest, während der Sturm im dunklen Winter gegen die Scheibe peitscht und das Leben im Leuchtturm voller Sehnsüchte und Träume ist.

Nebel muss eine besondere Belastung gewesen sein, weil der

Leuchtturm seine Position dann auch mit Sirenen anzeigte. Seit 1959 sendete ein sogenanntes Supertyphon tiefe, klagende Töne aus, die noch in einer Entfernung von mehreren Kilometern durch Mark und Bein gingen.

Während des Kriegs hatten die Deutschen den Leuchtturm von Skrova besetzt. Ein Soldat namens Kurt soll sich im Leuchtturm erhängt haben, was die Einwohner von Skrova nicht vergessen haben, auch wenn die Geschichte unter Umständen gar nicht wahr ist. In

letzter Zeit reden die Leute jedoch vor allem über eine viel aktuellere Tragödie. Kürzlich kam die Fähre »Røst« in den Sund zwischen Leuchtturm und Skrova. Sie sollte den Abstand zu der den Sund querenden Hochspannungsleitung messen. Einem mit der Aufgabe betrauten Arbeiter unterlief ein fataler Fehler: Von der Spitze des Fährmastes aus versuchte er, die ungefähre Höhe der Leitung zu messen – mithilfe einer Angel. Die Angel berührte die Hochspannungsleitung, wodurch dem Mann zwanzigtausend Volt

durch den Körper gejagt wurden und er auf der Stelle starb.

Andere Länder haben grandiose Bauwerke in Form von Kirchen, Moscheen, Palästen und dergleichen errichtet. Der Leuchtturm von Skrova steht auf einer kleinen Insel, die einer etwas größeren Insel vorgelagert ist. Er sieht aus, als wäre er dort fertig montiert hingestellt worden oder wie eine steinerne Pflanze von selbst gewachsen, jedes Jahr ein Stückchen höher, bis er schließlich die richtige Höhe erreicht hat.

Die Realität ist wesentlich

arbeitsintensiver. Der Leuchtturm selbst und die beiden Leuchtturmwärterhäuser – man hat auf dem Holm nämlich nicht nur ein Haus, sondern gleich zwei große Gebäude errichtet – wurden Stein für Stein und Brett für Brett von Seeleuten, Bauarbeitern und Ingenieuren bei wechselhaften Strömungs- und Wetterverhältnissen per Boot auf die Insel gebracht.

Die Reflektoren und Leuchtsektoren im Auge des Leuchtturms basieren auf naturwissenschaftlichen und mathematischen Erkenntnissen.

Zunächst muss ein Leuchtturm nur eine Anforderung erfüllen: Er sollte weit draußen auf dem Meer zu sehen sein, muss also ziemlich hoch sein. Dieser funktionale Anspruch hat dazu geführt, dass hoch aufragende Bauwerke von architektonischer Harmonie entstanden sind. Sie wurden auf Landzungen, Klippen, Holmen und kleinen Inseln weit draußen im Meer errichtet, wo sie Wind und Wetter ausgesetzt sind. Die Standorte verleihen den Leuchttürmen eine Aura von Triumph und Energie, als wären sie von einer Zivilisation erbaut worden,

die Licht ins Dunkel bringt und über die Kräfte der Natur siegt. Sie wirken am besten, wenn man sie vom Meer aus betrachtet.

In einem Lied über Skrova geht es um den Leuchtturm. Der Verfasser des Liedtextes betrachtet ihn von einem Standpunkt weit draußen auf dem Meer: »Einen stolzeren Anblick gibt es nicht / als den Leuchtturm auf Skrova und sein blitzendes Licht.«

In Schottland war bei allen siebenundneunzig Leuchttürmen, die zwischen 1790 und 1940 entlang der

schottischen Küste erbaut wurden, eine Familie involviert: die Familie Stevenson. Robert Louis Stevenson, bekannt durch seine Klassiker *Die Schatzinsel* und *Der seltsame Fall des Dr. Jekyll und Mr. Hyde*, hätte der Familientradition entsprechend Leuchtturmingenieur werden sollen. Robert Louis wurde zwar reich und weltberühmt, galt jedoch als das schwarze Schaf der Familie, weil er – anders als sein Großvater, sein Vater, sein Onkel und sein Bruder – nie einen Leuchtturm geplant, entworfen oder gebaut hat. Die Stevensons errichteten ihre Leuchttürme häufig

auf kleinen Inseln, die bei Flut unter Wasser stehen. Sie befinden sich an der Stelle, wo Nordsee und Atlantik zusammentreffen und gewaltige Strömungen und Wellen erzeugen, die so gut wie alles mit sich reißen können.

Bevor der Leuchtturm von Skrova auf Saltværsøya errichtet wurde, hatte fast siebzig Jahre lang ein sogenannter Fischerleuchtturm auf der Insel Skjåholmen gestanden, die etwas näher bei der Einfahrt nach Skrova liegt. Der alte Leuchtturm auf Skjåholmen war der erste in

Nordnorwegen. Seine mit Petroleum betriebenen Lampen brannten lediglich vom 1. Januar bis zum 14. April, also während des Winter- und Lofotenfischfangs.

Das bescheidene norwegische Pendant zur schottischen Dynastie der Stevensons ist die Familie Mork, die aus der Gemeinde Volda am Dalsfjord stammt. Ole Gammelsen Mork baute 1825 seinen ersten Leuchtturm auf der Insel Runde. Sein Sohn, Martin Mork Løvik (1835–1924), war 1856 Vorarbeiter beim Bau des alten Leuchtturms von Skrova.

Die Familie Mork brachte vier Generationen von Leuchtturmbauern hervor. Im Gegensatz zu den Stevensons in Schottland waren sie keine innovativen Architekten und Ingenieure. Die Morks beschäftigten Arbeiter, die im Sommer Leuchttürme, Seezeichen, Häfen oder Straßen bauten und sich im Winter als Fischer betätigten. Während die frühen Leuchttürme relativ niedrige Konstruktionen aus Holz und Stein waren, wurden die späteren gen Himmel strebenden, schlanken Türme aus Gusseisen gebaut. Martin Mork Løviks Sohn Ole Martin ließ

den höchsten Leuchtturm Norwegens errichten, den Leuchtturm von Sletringen auf Frøya. [46](#)

Der berühmteste Wärter des alten Leuchtturms von Skrova war Elling Carlsen (1819–1900), der seinerzeit als Entdecker und Eismeerfahrer bekannt war. Er wuchs sozusagen auf dem Wasser auf, denn sein Vater arbeitete als Lotse. Schon als Dreijähriger durfte er im Winter auf einem kleinen Boot von Tromsø nach Trondheim mitfahren. [47](#) 1863 umsegelte Carlsen als Erster Spitzbergen. In den Jahren danach entdeckte er in der Karasee weiter im

Osten mehrere Inseln und pflegte einen guten Kontakt zum Nomadenvolk der Nenzen (frühere Bezeichnung: Samojeden). Außerdem stieß er 1871 an der Nordostseite der russischen Inselgruppe Nowaja Semlja auf den Lagerplatz von Willem Barents, der 1596 die Bäreninsel und Spitzbergen entdeckt hatte. Wertvolle Karten, Bücher und Kisten mit Ausrüstung und anderen Gegenständen wurden nach Norwegen gebracht und für 10 800 Kronen – damals eine astronomische Summe – an einen Engländer verkauft. Im Jahr darauf nahm

Carlsen als »Eismeister« und Harpunier an der Polarexpedition von Julius von Payer und Karl Weyprecht teil, deren Ziel die Suche nach einer Nordostpassage war.

Die Expedition wurde im Auftrag der Doppelmonarchie Österreich-Ungarn durchgeführt. Im ersten Winter fror die »Admiral Tegetthoff« im Eis ein. Die Mannschaft kämpfte gegen Hunger, Skorbut, Tuberkulose, geistige Umnachtung, Streitigkeiten und den Tod. Nach zwei Wintern gaben die Männer die Hoffnung auf, dass das Schiff jemals wieder freikommen

könnte, und zogen mit drei kleinen Booten über das Eis in der Hoffnung, offenes Fahrwasser zu erreichen. Selbst der besonnene Carlsen verlor die Fassung. Nachdem sie drei Monate lang die Boote gegen die Treibrichtung des Eises geschleift hatten, trafen sie bei Nowaja Semlja auf russische Lachsfischer. Die Russen brachten die völlig erschöpften Männer mit ihrem Schoner nach Vardø in Nordnorwegen.

Die Expedition wird in Christoph Ransmayrs historischem Roman *Die Schrecken des Eises und der*

Finsternis beschrieben. Als Quelle nutzt der Autor die Tagebücher und Memoiren der österreichischen Expeditionsteilnehmer. Während das Schiff im Eis feststeckte, brach Julius von Payer mit Schlitten und Hunden zu einer Expedition nach Norden auf und entdeckte Franz-Josef-Land. Als er nach Österreich zurückkehrte, glaubte man ihm nicht. Er malte großformatige Landschaftsbilder von der Eiswüste. Seine Gemälde fanden allerdings nicht viel Anklang, und von Payer starb verarmt und einsam im Jahr 1915. Über Elling Carlsen heißt es bei Ransmayr:

»Der Alte, der so viele Jahre seines Lebens im Eismeer verbracht hat, trägt stets seine weiße Lockenperücke, wenn er an die Tafel der Offiziere geladen wird; an den kirchlichen Festtagen jener Märtyrer, die er besonders verehrt, heftet er sogar den Olafsorden an seinen Pelz. (Aber wenn die Wogen und Schleier des Nordlichts am Himmel aufflammen, legt Elling Carlsen alles Metall ab, das er am Körper trägt, auch die Gürtelschnalle, um die Harmonie der fließenden Figuren nicht zu stören und die *Wut der Lichter* nicht auf sich zu ziehen.)« [48](#)

Carlsen wurde für seinen Einsatz mit einem österreichisch-ungarischen Orden ausgezeichnet. In einer kleinen Biografie charakterisiert ihn sein Zeitgenosse, der Polarhistoriker Gunnar Isachsen, folgendermaßen:

»In seiner Familie war Carlsen nicht glücklich, und seinen beiden Söhnen war ein tragisches Schicksal beschieden. Von denen, die mit ihm gefahren sind, wird er als tüchtiger Seemann und Walfänger beschrieben. Wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, konnte man es ihm nicht recht machen; ansonsten war er

angenehm im Umgang, ja, er wird sogar als herzensguter Mensch bezeichnet.« [49](#)

1879 wurde Carlsen Wärter auf dem alten Leuchtturm von Skrova, wo er fünfzehn Jahre blieb. Er muss ein zäher Bursche gewesen sein. Gleichzeitig galt er als eitel und sehr religiös, ja sogar abergläubisch. Häufig trug er goldene Ohrringe, die er aber vermutlich bei Nordlicht ablegte, wenn man Ransmayrs Schilderungen Glauben schenkt.

Wenn die Stürme heulten und er inmitten des Petroleumdunstes im Leuchtturm saß und auf die Einfahrt

nach Skrova blickte, hatte Carlsen ausreichend Zeit, auf sein Leben zurückzuschauen. Er hatte viel erlebt und Länder gesehen, die vor ihm niemand gesehen hatte. Das Eis und die Inselreiche auf dem Weg zum Nordpol waren für ihn keine weißen Flecken auf der Landkarte, sondern Orte voller Leben und Eigenheiten, die kaum jemand auf der Welt besser kannte als er.

Doch es ist nicht Carlsens alter Leuchtturm, der Hugo und mich anzustarren scheint, sondern der »neue« Leuchtturm von Skrova, der

1922 auf Saltværsholmen errichtet wurde. Er ist wie viele andere Leuchttürme aus dieser Zeit rostrot und mit zwei weißen Streifen versehen. Mich erinnert er an eine strenge, hagere Gestalt, die einen Pullover trägt.

Der Leuchtturm von Skrova wurde 1920 von Carl Wiig erbaut. Er war auf der Insel Magerøya zur Welt gekommen, die am Rand des Eismeers in der Finnmark liegt, wenige Kilometer Luftlinie vom Nordkap entfernt. Sein Vater war Kaufmann in Leirpollen am Porsangerfjord. Wiig war erst fünfundzwanzig und noch

nicht lange im Dienst des Norwegischen Leuchtfeuerwesens, als er den Leuchtturm von Skrova entwarf. Erfahrenere Konstrukteure und Ingenieure müssen ihm mit Rat und Tat zur Seite gestanden haben. Beim Bau waren wieder Arbeiter aus Volda im Einsatz. Leiter der Gruppe war Kristian E. Folkestad. 50 Die Folkestads stammen aus dem gleichnamigen Ort am Dalsfjord. Es gibt gewisse Parallelen mit der Familie Mork, denn auch die Folkestads haben über Generationen hinweg am Bau von Leuchttürmen an der nordnorwegischen Küste

mitgewirkt. Im Sommer schickte fast jeder Hof am Dalsfjord Männer in Richtung Norden, um den Leuchtturmbau zu unterstützen.

Die Zeugnisprotokolle von Trondheims Technischer Lehranstalt zeigen, dass von den ungefähr zweihundertfünfzig Ingenieuren, die im Zeitraum zwischen 1910 und 1915 ihr Examen ablegten, Wiig fast am schlechtesten abgeschnitten hat. Demnach stammt der Entwurf des Leuchtturms von Skrova von einem Schulversager aus der Finnmark. [51](#) Ich selbst komme aus einem Ort in der Finnmark, der den samischen

Namen Ákkolagnjárga trägt, was den Quellen zufolge »Eishaikap« bedeutet. Nicht einmal gelehrte Samen können erklären, wie es zu dieser Bezeichnung gekommen ist. Die an der Küste lebenden Samen werden kaum Eishaie gefangen haben, denn deren Fleisch ist ungenießbar, die Fische halten sich in mehreren Hundert Metern Tiefe auf und lassen sich von kleinen Booten aus nicht fangen.

Das Auge des Leuchtturms blickt unentwegt auf Hugo und mich herunter, während wir mit einer

Geschwindigkeit von sechs Knoten über das Wasser treiben, zwei winzig kleine Punkte inmitten eines kosmischen Mahlstroms. Immer wenn wir uns so weit von den Netzbojen entfernt haben, dass wir sie nicht mehr sehen können, lässt Hugo den Motor an und fährt ein Stück zurück. Aber die meiste Zeit dösen wir im Boot vor uns hin, plaudern ein wenig oder folgen dem Fluss unserer Gedanken und Assoziationen. Bisher hat noch keiner von uns begonnen, an unserer selbst auferlegten Aufgabe zu zweifeln. Im Gegenteil, wir wissen, dass der Eishai

unter uns herumschwimmt, und sind davon überzeugt, dass wir ihn nach oben holen werden.

Robben und Schweinswale strecken den Kopf aus dem Wasser. Vielleicht kennen sie uns mittlerweile, vielleicht fragen sie sich auch, was wir vorhaben. Wir gehören an Land, sie ins Meer. Wann immer sie in flachem Wasser unterwegs sind und Land sehen, blicken sie auf ein für sie gefährliches und unbekanntes Element.

Das Meer zeigt uns in diesen Tagen ein graublaues und ausgesprochen nichtssagendes

Gesicht. Es ist glatt und fahl, nahezu kraftlos, die Herbstluft ist kühl und klar. Beiderseits des Vestfjords liegt auf den höchsten Berggipfeln schon Schnee. Die Silhouette der Lofotenwand wirkt wie mit einem scharfen Messer ausgeschnitten, ansonsten sind die Konturen weich und ohne Kontraste oder Schatten. Im Südwesten trennen feine Fäden die verschiedenen Wolkenschichten am Himmel und lassen ihn wie Marmor aussehen. »Nichts ist so geräumig wie das Meer, nichts so geduldig.« [52](#)

Meistens unterhalten wir uns über das, was wir auf dem Meer

erleben, aber wenn alles ruhig ist, driftet unser Gespräch gelegentlich in bizarre Themenbereiche ab. Eines Nachmittags erzähle ich Hugo, wie Tiere im Mittelalter und sogar bis ins 19. Jahrhundert hinein wegen Verstößen gegen die Gesetze der Menschen vor Gericht gestellt wurden. Hunde, Ratten, Kühe, ja, sogar Tausendfüßler wurden verhaftet und aller möglichen Vergehen beschuldigt – von Mord bis zu ungebührlichem Benehmen. Es wurden Verteidiger bestellt und Zeugen geladen. Spatzen wurden angeklagt, weil sie während eines

Gottesdienstes zu laut gezwitschert hatten. Schweine, die kleine Kinder angegriffen hatten, wurden zum Tode verurteilt. In Frankreich wurde ein Schwein in einen Anzug gesteckt, zum Galgen geführt und gehängt, während ein Esel 1750 nach einem unglücklichen Zwischenfall freigesprochen wurde, weil ein Pastor bezeugen konnte, dass das Tier bis dahin ein tugendhaftes Leben geführt hatte. Warum die Leute damals so etwas taten, ist für uns schwer nachzuvollziehen. Sie müssen wohl Chaos und Anarchie gefürchtet haben und der Meinung gewesen

sein, dass auch die Natur moralischen Gesetzen zu folgen habe.

Hugo fragt mich, ob ich schon mal von Topsy, dem Elefanten, gehört habe. Ich verneine.

»Topsy hatte zwei Tierpfleger getötet und wurde 1903 in einem Vergnügungspark in New York vor einem zahlenden Publikum öffentlich hingerichtet«, berichtet Hugo und fügt nach einer Kunstpause hinzu: »Sie haben ihn in sandalenähnliche Kupferteile gesteckt und siebentausend Volt Wechselstrom durch seinen Körper gejagt. Eigentlich hatten sie vorgehabt, ihn

an einem Kran aufzuhängen, aber das haben sie nicht hinbekommen. Das Ganze diente allein als Werbemaßnahme für den Vergnügungspark. Die Hinrichtung wurde übrigens von Thomas Edisons Filmgesellschaft gefilmt. Der Titel des Films lautet: *Electrocuting an Elephant.*«



Als ein neuer Herbststurm Skrova trifft, ist es mit den schönen faulen Tagen vorbei.

Wieder müssen wir unser Boot und den schwimmenden Bootsanleger besonders sorgfältig festmachen und warten, bis sich der Sturm gelegt hat. Er bläst heftig aus Südwest und drückt direkt in die Bucht. Sogar die Fähre und das Schnellboot stellen den Verkehr ein. Nachts hält mich das Unwetter wach.

Draußen auf dem Fjord heult der Meerdraug, ein Wiedergänger, der nach dem Volksglauben sein halbes Boot durch die dunkle

Sturmnacht steuert. Unter dem Haus klatscht das Wasser gegen die tragenden Pfähle und Felsen, der Wind pfeift um die Ecken, und das Gebäude stöhnt bei jeder Sturmbö auf. Irgendetwas, möglicherweise das Dach, vibriert in einem tiefen Ton, der an eine Motorsäge erinnert. Geschlossene Schiebetüren klappern in ihren Schienen, Meer und Wind atmen durch die Räume, denn überall sind Ritzen, Spalten und kleine Öffnungen, die für Durchzug sorgen.

Das ganze Haus ist von Geräuschen erfüllt, wie eine Kathedrale vom Klang eines Chores

oder einer Orgel. Sie vereinen sich zu einem vollen, vielstimmigen Brausen: das helle, unregelmäßige Platschen unter dem Kai und das tiefe Dröhnen, das vom offenen Meer herüberkommt. Das ganze Gebäude streckt sich und knarrt wie ein Holzschiff, das sich bald von seiner Vertäuerung losreißt.

Ich liege im Bett und lausche. Mir fällt noch ein anderes Geräusch auf. Es ist nicht so wuchtig und orchestral und muss aus dem Haus kommen, vom Dachboden. Irgendetwas oder irgendjemand gibt ein Geräusch von sich, das wie

Schluchzen klingt. Vielleicht ein Vogel, der ins Haus geflogen ist? Ich versuche wieder einzuschlafen, aber das klagende Schluchzen hört nicht auf. Eine Weile ist es still, und ich frage mich, ob ich es mir nur eingebildet habe. Dann geht es wieder los. Ich sollte hochgehen und nachschauen. Aber der riesige Dachboden ist voller Stolperfallen, es gibt weder Strom noch Licht und mir ist kalt. Ich krame einen Pullover aus dem Rucksack und erwäge, nach oben zu gehen, lege mich dann aber wieder hin und schlafe ein.

Im Schlaf werde ich von

Wogen umspült. Ich träume, dass ich unter einer steilen Klippe stehe. Das Meer liegt vor mir, schwillt an, um sich zu einer Flutwelle zu erheben. Die Welle schiebt eine Wand aus Dingen vor sich her, die sie vom Meeresboden hochgeholt hat: alte Schiffswracks, tote Wale und allerlei Schrott. Tintenfische, die sich in Tang und Plastik verheddert haben und mit den Armen rudern wie Furien, große Schnepfenfische und aufgeblähte, schleimige Kreaturen aus der Tiefe zusammen mit Ungeheuern und Monstern, die nur in alten Büchern vorkommen – das alles

rast auf mich zu. Da ich auf einem schmalen Landstreifen zwischen dem Meer und einer steil aufragenden Klippe stehe, kann ich nicht fliehen. Kurz bevor mich die Flutwelle erreicht, wache ich auf. Zum Glück war es nur ein Traum. Den Verdacht hatte ich schon, als ich noch darin gefangen war.

Aber irgendetwas stimmt nicht, wieder höre ich vom Dachboden dieses leise Schluchzen. Diesmal schlüpfe ich in meine Hose, zünde eine Kerze an und gehe die Treppe hinauf. Es zieht so sehr, dass die Kerze erlischt. Ich bleibe mitten

auf der Treppe stehen und zünde sie erneut an. Dabei höre ich ganz deutlich etwas, das mir wie das Wimmern einer Frau erscheint und das ganz hinten vom Dachboden kommt. Eigentlich sollten nur drei Menschen im Haus sein, Hugo und Mette schlafen in ihrem Zimmer, das Wand an Wand zu meinem liegt. Keiner von ihnen würde auf die Idee kommen, mitten in der Nacht auf den Dachboden zu gehen, denn niemand nutzt diesen Raum, schon gar nicht, um dort zu weinen, das ist völlig abwegig.

Über lange Strecken sind wir

auf dem Aasjordbruket so allein, dass man sich an Bord eines Schiffes weit draußen auf dem Meer wähnen könnte. Hätten Mette und Hugo noch andere Gäste erwartet, hätte ich davon längst erfahren, und dieser Besuch würde sich unter gar keinen Umständen nachts auf dem Dachboden aufhalten. Nicht einmal ein Einbrecher, wenn es so etwas auf Skrova gäbe, hätte den Weg dorthin gefunden. Der Treppenaufgang liegt in einer versteckten Ecke im ersten Stock des großen, stockfinsternen Gebäudes. Die Türen sind zwar immer offen, aber wenn sich jemand

hereingeschlichen hätte, um Schutz vor dem Sturm zu suchen, hätte er dreißig Zimmer zur Auswahl gehabt, um sich darin zu verstecken. Er hätte den Dachboden ganz sicher nicht gefunden, selbst wenn er danach gesucht hätte.

Es muss ein verletzter Vogel sein. Oder ein Otter? Nein, ein Otter würde höchstens im Erdgeschoss auf Stockfischjagd gehen, niemals aber würde er Treppen steigen. Ein Hermelin? Auch für dieses Tier wäre der Dachboden als Aufenthaltsraum ohne Fluchtmöglichkeiten vor den Menschen viel zu riskant. Vielleicht

doch ein Vogel? Aber es hört sich wirklich nicht so an. Er würde mit den Flügeln schlagen und nicht wimmern wie eine unglückliche Frau.

Auf dem Dachboden angekommen, fällt mir als Erstes auf, dass der Fußboden glitschig und nass ist, als wäre etwas Schleimiges dort entlanggekrochen. Das Geräusch ist lauter geworden, und mittlerweile bin ich mir ziemlich sicher, dass es von einem Kind oder von einer Frau stammt. Vielleicht eher Letzteres, denn jetzt klingt es fast verführerisch. Ein wehmütiges leises Singen, das vom Meer

herübergetragen wird und fast im Wind erstickt. Aber es ist nicht der Wind und auch nicht das Meer. Zwischen mir und der Stimme sind keine Wände, und ich gehe weiter in den Raum hinein. Im schwachen Schein der Kerze muss ich aufpassen, dass ich nicht über irgendwelche Netze stolpere oder mir an rostigen Fassreifen die Haut aufschürfe.

Der Lockgesang der Sirenen hat Seefahrer dazu gebracht, mit ihren Schiffen auf Grund zu laufen. Kirke hat Odysseus' Männer in Schweine verwandelt. In einer Ecke des Dachbodens kann ich eine Gestalt

erkennen. Ich habe keine Angst, denn etwas sagt mir, dass mir die Gestalt, die dort liegt, keinen Schaden zufügen will oder kann. Die Umrisse sind nicht klar zu erkennen. Ich nähere mich mit kleinen Schritten und versuche herauszufinden, was es ist. Langes blondes Haar, nackter Oberkörper und Brüste, aber der Unterleib ... sieht aus wie ein Fischeschwanz, es ist ...

In dem Moment wache ich schweißgebadet und so nass auf, als wäre ich im Wasser gewesen.

Als ich am nächsten Morgen die Augen aufschlage, fühle ich mich,

als wäre ich längere Zeit krank gewesen. Hugo sagt, er habe in der Nacht Schreie aus meinem Zimmer gehört. Ich sei beinahe in meinen eigenen dunklen Fluten ertrunken, antworte ich. Er habe auch gehört, fügt er hinzu, dass ich aufgestanden und herumgelaufen sei. Daran kann ich mich nicht erinnern.



Da wir nicht zum Fischen rausfahren können, freut sich der Eishai im Vestfjord seines Lebens, frei von jeglicher Bedrohung in Gestalt zweier hochmotivierter Männer in einem Schlauchboot.

Am zweiten Sturmtag (der Wind hat sich zu einer steifen Brise abgeschwächt) gehe ich an den Klippen und Stränden von Skrova spazieren. Das Meer ist grau und hat große weiße Wellenkämme. Im Lauf der Nacht sind die Wassermassen kräftig durcheinandergewirbelt worden. Am Strand stoße ich auf mehrere Pollacks, die der Sturm an

Land geworfen hat. Die Strömung muss die Fische an die Wasseroberfläche getrieben und dann an Land gewirbelt haben. Lange können sie hier noch nicht liegen, sonst hätten Otter, Nerze, Raben, Krähen oder Seeadler sie längst gefressen. Ein Stück weiter finde ich eine tote Robbe, die bereits durch Gase aufgebläht ist.

Auf den Orkneyinseln erzählt man sich Sagen von »Selkies«, Robbenmännern, die als Robben im Meer schwimmen, an Land aber Menschengestalt annehmen. Sie sollen große Frauenverführer sein,

was sie besonders für Jungfrauen gefährlich macht. In Nordnorwegen fürchtete man den Meerdraug, der als Wiedergänger eines ertrunkenen Fischers galt. Er hatte rote, leblose Augen und trug einen altmodischen Südwester aus Leder. Sein Kopf bestand aus einem Klumpen Tang. Ein weiteres Merkmal waren seine ungewöhnlich langen Arme. Gern fuhr er in seinem halben Boot mit den zerrissenen Segeln neben den Schiffen der Menschen her. Schrie und jammerte er, durfte man auf keinen Fall antworten. Der Draug kündigte denen, die ihn sahen, den

Tod an, wenn er sie nicht gleich an Ort und Stelle ins Wasser zog. Auch ohne sich zu zeigen, konnte der Draug ein Todesbote sein. Dann brachte er nachts, wenn das Boot an Land lag, die Ausrüstung durcheinander. Waren die Ruder so gedreht worden, dass ihre Blätter nach vorne zeigten, hatten diejenigen, die vorne im Boot saßen, schlechte Karten. [53](#)

Im Lauf seines Lebens ist Hugo vielen älteren Fischern begegnet, die an den Meerdraug glauben. Für sie ist er weder Folklore noch Mythologie, sondern etwas durchaus Reales.

Würde man sie direkt danach fragen, würden sie nicht zugeben, dass sie an den Meerdraug glauben, denn sie wissen, dass es etwas wunderbarlich klingen mag. Aber er ist tatsächlich noch nicht ganz verschwunden.

Am Ende des Strands muss ich über einen Felsen klettern und gelange dann zu einem weiteren Strandabschnitt. Er ist vollkommen sauber, ohne die geringste Spur von Tang oder etwas Grünem. Das Meer hat alles mitgenommen. Am anderen Ende des Strands befindet sich ein alter Bootslandeplatz, von dem

rostige Schienen zum Meer hinunterführen. Als Kind habe ich oft Eisenbahnschienen gesehen, die man auf flachen Felsen und Stränden verlegt hatte und auf denen man Boote zu einem Schuppen oder einer Helling zog. Ich hingegen stellte mir vor, dass sie für Züge gedacht waren, die zum Meeresgrund fuhren – mit wasserdichten Abteilen, durch deren Fenster man fantastische Dinge sehen konnte.

Ich gehe an den Felsen entlang, während der Sturm tobt und immer stärker wird, je weiter ich in den Westen der Insel vordringe. Der

Himmel fegt blauschwarz und tief
über Meer und Holme. Zymbale und
Basstrommeln erklingen. Einmal habe
ich einen Orkan miterlebt, nie wieder
werde ich das Geräusch vergessen.
Normale Stürme heulen und pfeifen.
Bei einem Orkan verschwinden diese
hellen, bekannten Töne. Zurück
bleibt ein tiefer, dunkler und
durchdringender Laut, als zeige die
Seele des Universums ihre kalte Wut.

Es riecht salzig, frisch, aber
auch ein kleines bisschen modrig, wie
in einem Schlafzimmer mit
geschlossenen Fenstern, wo zwei
Menschen eine warme, feuchte Nacht

miteinander verbracht haben. Das Wasser drückt in kleine schmale Spalten zwischen den Felsen und schießt am Ende wie ein Geysir in die Höhe. Jedes Mal nimmt es ein paar Körnchen der Klippen mit und trägt sie hinaus ins Meer. Vielleicht bilden sie eines Tages an einer weit entfernten Küste einen neuen Strand.

Das Wasser ist schwarz, und von den Wellenbergen peitscht der Wind kleine Tropfen in die Luft, die wie schwereloser Regen an Land geweht werden. Wenn die Wellen auf die Felsen treffen, werden sie gebrochen und zu Sprühnebel.

Wassermoleküle tanzen über die Weltmeere, wobei sie sich auflösen, verdampfen, abkühlen und immer neue Verbindungen eingehen. Die Tropfen, die mir ins Gesicht spritzen, waren schon im Golf von Mexiko und in der Biskaya, haben die Beringstraße durchquert und das Kap der Guten Hoffnung umrundet, ja, vielleicht waren sie im Lauf ihres Daseins schon in allen kleinen und großen Meeren dieser Welt. Als Regen sind sie über das Festland geflossen, wo sie zigtausendmal von Tieren, Menschen und Pflanzen getrunken wurden, um anschließend

zu verdampfen oder zurück ins Meer zu fließen. Die Wassermoleküle sind im Lauf von Milliarden Jahren schon überall auf der Erde gewesen.

Polternd und dröhnend schlägt das Meer mit scharfen, fauchenden Lauten gegen Klippen und Felsen. Der Wind verteilt die Wolken, aber die Sonne kommt nicht zum Vorschein. Das Licht scheint aus dem graugrünen Meer zu kommen, das auf das Land eindrischt. Plötzlich habe ich Angst, dass das Meer bis zu der Stelle vordringen könnte, an der ich stehe. Nein, ich werde vielmehr von der irrationalen Furcht gepackt, dass

das Meer genau das *anstrebt*. Obwohl ich selbst über diesen albernen Gedanken lache, kletterte ich auf einen höheren Felsen. Sogar die Möwen sind weit ins Land hineingeflogen, um sich zu verstecken.

Das Meer ist der Ursprung aller Dinge. Wellen einer weit zurückliegenden Urzeit durchströmen uns wie das leise Echo eines sanften Plätschens in einer unzugänglichen Höhle am Meer. Manchmal, wenn wir bei einem starken Sturm am Ufer stehen, hat es

den Anschein, als verlangte uns das Meer zurück. Eine Welle weit draußen am Horizont baut sich langsam auf, und man könnte glauben, dass sie bereits im Voraus weiß, wohin sie will und wie sie es dorthin schaffen kann. Der Wind steht ihr bei, der Rhythmus auf ihrem Weg zum Land ist perfekt. Andere Wellen klopfen ihr auf den Rücken, feuern sie an oder bahnen ihr den Weg. Wenn sie in flachere Gewässer kommt, nimmt sie noch einmal Fahrt auf und macht sich zum Sprung bereit.

An Land geht vielleicht ein

frisch verliebtes Paar spazieren. Vielleicht auch ein mürrisches Ehepaar aus Tschechien, ein Amateurfotograf aus der Gegend mit neuer Kamera oder eine Gruppe neugieriger Teenager, die sich zu Hause langweilen und noch nicht wissen, dass sie sterblich sind. Sie alle haben ihre warmen und sicheren Häuser, ihre behaglichen Hütten und Hotelzimmer verlassen, um die Gewalt des Sturms am eigenen Leib zu erfahren.

Sie gruseln sich ein wenig, erfreuen sich aber in erster Linie an den Kräften, die da draußen, in

sicherer Entfernung, toben. Wenn sie das Meer bei Sturm erleben, können Einzelne von ihnen vielleicht ermessen, wie alt die Erde ist. Die riesige Oberfläche, auf der der Wind Furchen in die Wellenfronten treibt und den Schaum wie weißes Haar aufpeitscht, das dumpfe Dröhnen und auch alles andere, was das Meer alt erscheinen lässt.

»Brandungspferde«, wie man die großen Wellen früher nannte, weil der Schaum auf ihrem Kamm an die Mähne eines Pferdes erinnerte, galoppieren heran. Dann kommt die Welle, strebt zum Land, krümmt den

Rücken, reißt das Maul weit auf. Voller Energie türmt sie sich weiter auf und setzt ihren Weg fort, bis sie an Land klatscht. Eine suchende Zunge streckt sich höher und höher, viel weiter ins Land hinein als andere Wellen, weit über den Strand, die schroffen Felsen hinauf. Denn diese Welle ist anders. Sie kämpft sich an natürlichen Barrieren aus Felsen, Steinen und Klippen vorbei und klettert viele Meter höher in ein Gebiet, das sonst ausschließlich zum Festland gehört. Wie der Arm eines Tintenfischs schießt die Welle aus dem Meer geradewegs auf den Ort

zu, an dem Menschen stehen, die nicht im Mindesten damit rechnen.

Die Strömung ist so stark, dass sie ihnen die Füße wegreißt, obwohl ihnen das Wasser nicht einmal bis zu den Knien reicht. Von dieser außergewöhnlichen Welle einmal abgesehen, könnte man sicher fünfzig Jahre lang an dieser Stelle stehen, ohne je nasse Füße zu bekommen.

Einer Eingebung folgend und völlig ahnungslos sind diese Menschen nach draußen gegangen. Nun wirft die Welle sie um. Bis jetzt könnte es noch eine unterhaltsame Geschichte für den Mittagstisch sein,

wenn nicht das Wasser wieder zurück ins Meer fließen und alles mit sich reißen würde, was sich ihm in den Weg stellt. Hände versuchen verzweifelt, sich festzuklammern, doch sie rutschen an glatten Felsen und glitschigen Steinen ab und werden von scharfkantigen Muscheln blutig gerissen. Tang und Sand bleiben an den Händen kleben. Der Sog ist stärker. Zunächst Verwirrung, als sich ihre Blicke für den Bruchteil einer Sekunde treffen und sie sich fragen, ob der andere sich diesen Scherz ausgedacht hat. Aber dann erkennen beide, dass es bitterer Ernst

ist, Schock und Panik schießen wie weiße elektrische Stöße durch ihren Körper. Das Gehirn lebt in diesem Moment in mehreren Dimensionen gleichzeitig. Die Zeit erstarrt. Das Adrenalin wird durch die Adern gepumpt, und alle Alarmglocken im Körper schrillen gleichzeitig. Was ein kleiner Strandspaziergang bei ungemütlichem Wetter sein sollte, vielleicht zur Appetitanregung vor dem Essen gedacht, gerät zu einem letzten Akt. Der Vorhang geht auf, das Leben entfaltet sich auf der Bühne, nicht als Posse, sondern als farbige Revue mit gedrücktem

Vorspulknopf.

Das Meer rollt die Zunge wieder ein, leckt sich die Lippen und schließt den Mund. Nur ein wenig weißer Schaum bleibt an Land zurück. Im Wasser werden Menschen herumgewirbelt wie in einer Waschmaschine, bis sie nicht mehr wissen, wo oben und wo unten ist. Vielleicht prallen sie gegen Steine und sind schon bewusstlos, bevor sie ertrinken. Vielleicht werden sie nie wiedergefunden. Spurlos verschwunden. Für alle Zeiten. Jeden Winter, wenn es an der Küste stürmt, ereignen sich solche Unglücksfälle.

Am Abend donnert das Meer von Westen heran. Große, schwarze Wolkenfelder treiben über Skrova dahin. Sie verdecken den Mond, und als der Strom ausfällt, ist es völlig dunkel. Die undurchdringliche Nacht bringt den Sturm zurück und drängt sich überall hinein.



19

Am nächsten Morgen flaut der

Sturm etwas ab, aber unsere umflutete kleine Insel liegt immer noch in sehr bewegtem Meer. Dem Wetterbericht zufolge wird es noch Tage dauern, bis wir überhaupt nur daran denken können, wieder rauszufahren, also bleibe ich im Haus, lese und mache mir Notizen, während Hugo weiter am Roten Häuschen herumzimmert. Glücklicherweise ist er mit den Arbeiten schon so weit gekommen, dass er drinnen werkeln kann. Dabei hört er Radio über einen Kopfhörer, den er gern an den seltsamsten Stellen liegen lässt und dann suchen

muss.

Das Unwetter verschafft mir die Gelegenheit, die mitgebrachten Bücher zu lesen. Ich ziehe ein dickes Buch mit weißem Einband heraus, das vor bald fünfhundert Jahren erschienen ist. Ich weiß, dass der Autor Olaus Magnus über absonderliche Gestalten geschrieben hat, die es seinerzeit in den Meeren gegeben haben soll, vor allem vor den Küsten Norwegens und Islands. Die Seeungeheuer, die er in seinem Buch beschreibt, hat er nämlich auf einer mir bekannten Karte eingezeichnet, der *Carta Marina* von 1539.

Olaus Magnus ist der lateinische Name des Schweden Olof Månsson aus Linköping. Er war katholischer Bischof, musste aber, als Schweden protestantisch wurde, ins Exil, zuerst nach Danzig und dann nach Rom. In Rom arbeitete er an der *Carta Marina* und an seinem großen Werk über die Geschichte der nordischen Völker, das 1555 in Rom unter dem Schutz von Papst Julius III. erschien. Das Werk, das in meiner einbändigen Ausgabe über 1100 eng bedruckte Seiten umfasst, erweist sich als wahre Schatzkiste. Olaus Magnus war außerordentlich gelehrt

und eignete sich auf allen Gebieten Wissen an, nicht zuletzt bei den Klassikern der Antike.

Wie damals üblich, sagt der vollständige Titel eine Menge über das Werk aus: »Geschichte der nordischen Völker — ihre verschiedenen Lebensbedingungen und Voraussetzungen, ihre Bekleidung, ihre religiösen und wissenschaftlichen Bräuche, Fertigkeiten und Leibesübungen, gesellschaftlichen Sitten und Lebensweisen, ihre Kriege, Bauwerke und Gerätschaften, Gruben und Bergwerke, wundersame Dinge zu

fast allen Tieren, die im Norden leben, und ihrer Natur. Ein Werk von wechselndem Inhalt, gespickt mit vielschichtigem Wissen, teils mit ausländischen Beispielen, teils mit Abbildungen von fürchterlichen Dingen beleuchtet, das in hohem Maße zu erfreuen und zu unterhalten vermag und den Leser zufriedenen Sinnes zurücklassen wird.« [54](#)

Olaus Magnus hat ein bedeutendes Werk verfasst, das in den nächsten hundert Jahren ins Englische, Deutsche, Niederländische und Italienische übersetzt wurde. Es sollte das gesamte Wissen über die

nordischen Länder zusammenfassen. Bereits im zweiten Buch beschreibt er die große Menge wunderbarer Geschöpfe, die im Wasser vorkommen, insbesondere im Meer Nordnorwegens. Es geht beispielsweise um isländische Vulkane, bei denen man die Geister und Schatten derer findet, die ertrunken oder auf besonders gewaltsame Weise ums Leben gekommen sind. Manche dieser Spukgestalten sind so deutlich sichtbar, dass man sie nicht von lebenden Menschen unterscheiden kann, sondern auf sie zugeht, wenn

man sie sieht, um sie per Handschlag zu begrüßen. Neben vielem anderen beschreibt Olaus Magnus die entsetzlichen Geräusche, die aus einigen Strandgrotten kommen, den Gestank von getrocknetem Fisch, die bemerkenswerte Beschaffenheit des Eises, die Kajaks der grönländischen Eskimos, mystische Klippen auf den Färöern, die unermessliche Wassertiefe der norwegischen Küste und die Flüsse in Nordschweden.

Teile von Olaus Magnus' Buch sind als ergänzende Beschreibung aller fantastischen Wesen und Ungeheuer gedacht, die er detailliert

in seine berühmte *Carta Marina* eingezeichnet hat. Seit 1580 galten jedoch alle bekannten Kopien der Karte als verschollen. Erst 1886 wurde ein Exemplar in der Bayerischen Staatsbibliothek in München entdeckt, und 1962 fand man ein weiteres in der Universitätsbibliothek Uppsala. Nicht auszudenken, dass dieser Schatz für immer hätte verloren sein können!

Olaus Magnus hatte auf langen Reisen zu Wasser und zu Land, innerhalb und außerhalb Skandinaviens

gründlich recherchiert. Ob er selbst die norwegische Küste besucht hat, über die er schreibt, ist nicht bekannt. Doch viele Beschreibungen in seiner Enzyklopädie stützen sich zweifellos auf Erzählungen von Fischern und Seefahrern und, in noch höherem Maße, auf alles, was die bekannten und unbekannten Autoritäten der Antike über die verschiedenen Phänomene und Lebensformen im Meer geschrieben haben, das mit »himmlischer und ewiger Fruchtbarkeit« gesegnet ist.

In Übereinstimmung mit vielen Gelehrten der damaligen Zeit

glaubte Olaus Magnus, alle Tiere auf dem Land fänden ihre Entsprechung im Meer. Zusätzlich gebe es zahlreiche rätselhafte Tiere, die nur im Meer zu Hause seien und nirgendwo sonst. Mit den Pflanzen verhalte es sich ebenso: Von allem, was an Land anzutreffen sei, fänden sich Varianten im Meer.

Im Meer gebe es also Vögel, Pflanzen und Tiere in eigenen maritimen Varianten – von Löwe, Adler und Schwein über Baum, Wolf und Grashüpfer bis zu Hund und Schwalbe. Manche Tiere wüchsen und gediehen bei Südwind, andere

bei Nordwind.

In der *Carta Marina* sind Wälder, Gebirge, Städte, Menschen und Tiere der skandinavischen Halbinsel sowie Dänemarks, Schottlands, Islands, der Färöer, Orkneys und Shetlands eingezeichnet. In den Wäldern, soweit vorhanden, sind Wölfe, Hirsche, Rentiere, Elche und andere wohlbekannte Arten abgebildet. Auf den Orkneys nimmt das Tierleben an Land allerdings märchenhafte Züge an. Dort soll es einen Baum geben, aus dessen Früchten lebende Entenküken schlüpfen. [55](#)

Berühmt geworden ist Olaus Magnus' *Carta Marina* allerdings wegen der äußerst lebendigen Zeichnungen von Ungeheuern in den Seegebieten zwischen den abgebildeten Ländern. Die zum überwiegenden Teil aus Meer bestehenden nördlichen und westlichen Teile der Karte sind mit Ungeheuern illustriert, von denen das eine aufsehenerregender ist als das andere. Einige haben infernalisch glühende Augen und einen vorspringenden Unterkiefer mit Hauern. Andere sind offenbar imstande, große Schiffe zu

verschlingen, oder sind allein wegen ihrer Größe lebensgefährlich. In seinem Buch liefert Olaus Magnus ergänzende Beschreibungen. Ahnungslose Seefahrer ankerten im Glauben, sich auf festem Boden zu befinden, auf dem Rücken solcher Seeungeheuer und machten ein Feuer, um sich Essen zu kochen. Natürlich weckte die Hitze des Feuers den Riesenfisch, woraufhin er abtauchte. Die Menschen auf seinem Rücken erlebten eine gewaltige Überraschung und wurden vielleicht sogar mit in die Tiefe gerissen. Die *Carta Marina* zeigt Meereseinhörner,

fliegende Riesenfische, gehörnte Seekühe, Meeresnashörner, Seepferde von der Größe eines Ochsen, giftige Seehasen, Meermäuse und den Polypus, der mit einer seiner zehn Klauen einen Mann aus dem Boot heben und vor seiner am Meeresgrund wartenden Familie wieder absetzen kann.

Zu Olaus Magnus' Zeit dürfte das Leben für Seeleute nicht einfach gewesen sein. Und wer die Kopien seiner Karte zu sehen bekam oder vielleicht sogar lateinkundig war und sein Buch lesen konnte, muss sich

noch mehr erschreckt haben. Als Seefahrer kannte man schon viele der Gefahren, die im Meer lauerten, doch der von Olaus Magnus zusammengestellte Katalog fürchterlicher Ungeheuer übertraf das Seemannsgarn der schlimmsten Hafenspelunken. Falls sich jemand daraufhin nach Arbeit an Land umgesehen haben sollte, wäre das höchst verständlich.

Denn was tut man, wenn man beispielsweise einem Ziphius begegnet, der auf der Karte im Meer vor den Färöern eingezeichnet ist? Das riesige Ungeheuer hat ein

Eulengesicht mit krummem Schnabel. Seine Rückenflosse benutzt es, um in den Schiffsboden große Löcher zu stechen oder zu sägen, und durch das Loch frisst es dann die Mannschaft.

Das behaarte Seeschwein hingegen hat Ähnlichkeit mit einem übergroßen Schwein, verfügt allerdings über vier Drachenfüße, zwei Augen auf jeder Seite des Körpers und ein Auge direkt neben dem Bauchnabel. Gelegentlich wird das Seeschwein von seinem Gefährten und »Stallbruder«, dem Seekalb, begleitet. Jedes für sich genommen sind die beiden Räuber schon

schlimm genug, aber zusammen
stacheln sie sich gegenseitig auf. Sie
gehören zum Furchtbarsten, was
einem begegnen kann.

Olaus Magnus schreibt, 1537
sei im »deutschen Ozean« ein
Seeschwein gesichtet worden,
woraufhin der Vatikan eine
Untersuchung eingeleitet habe, um
herauszufinden, ob das Tier ein böses
Vorzeichen sei, und wenn ja, wofür.
Die päpstliche Kommission gelangte
zu dem Schluss, dass das Seeschwein
als solches – nicht die Geschichten
darüber, sondern das Tier an sich, mit
all seinen widernatürlichen

physischen Attributen – für eine Verfälschung der Wahrheit stehe.

Das Buch enthält auch viele praktische Ratschläge für Seefahrer. Beispielsweise schreibt Olaus Magnus, einige Ungeheuer hielten sich fern, wenn man in Kriegstrompeten blase. Das gelte für den Kaschelott oder Bläser (Physeter), also den Pottwal, der ganze Sturzbäche an Wasser ausblasen und im schlimmsten Fall sogar das stärkste Schiff versenken könne. Der Klang von Kriegstrompeten quäle sie so sehr, dass sie zurück in die unermessliche Tiefe des Meeres

»flögen«. Als Quelle zitiert Olaus Magnus alte griechische und römische Autoritäten der Geografie und Naturgeschichte wie Strabon und Plinius den Älteren. Den Seefahrern wird außerdem geraten, mit Tonnen und großen Fässern nach den Seeungeheuern zu werfen, denn diese würden vielleicht damit spielen. Sollte das nicht helfen, könne man versuchen, mit Wurfmaschinen oder Kanonen auf sie zu schießen, weil der laute Knall sie möglicherweise vertreiben werde.

Laut Olaus Magnus können Schiffe auch von Vögeln angegriffen

werden. Eine Wachtelart setze sich in solcher Zahl auf Masten und Segel, dass selbst die stattlichsten Schiffe sänken. In solchen Fällen solle die Mannschaft Fackeln anzünden. Im Übrigen zeichneten sich nicht alle gefährlichen Fische durch eine außergewöhnliche Größe aus. So gebe es einen besonders tückischen Fisch, der nur etwa fünfzehn Zentimeter lang sei. Auf Griechisch heiße er »Echeneis«, auf Latein »Remora«, und im Volksmund werde er Schiffshalter genannt. Wie der Name schon andeutet, hängen sich diese Fische angeblich an Schiffe und

halten sie fest. Wie windig oder stürmisch es auch sein mag, das Schiff bewege sich nicht vom Fleck, als hätte es im Meer Wurzeln geschlagen, erzählt Olaus Magnus und beruft sich auf Isidor von Sevilla (circa 560 –636). Auch der heilige Ambrosius von Mailand (circa 337 – 397) erwähnt das Phänomen und nennt den Schiffshalter ein übles, erbärmliches Meeresgetier. [56](#)

Der Mensch werde überall von Feinden bedroht, schreibt Olaus Magnus und setzt die Beschreibungen der Meereskreaturen fort, von denen eine schrecklicher als die andere ist.

Sie hätten Löwen- oder Menschengesichter, und einige davon, wie der Kalmar, lähmten die Hände der Fischer, die sie berührten. Wer solche Tiere im Netz oder an der Angel habe und sie nicht sofort wieder freilasse, erlebe gefährliche Stürme, die Schiffe auf Grund laufen lassen könnten. Diese Kreaturen kündeten von Unfrieden und Krieg auf Erden oder vom plötzlichen Tod eines Herrschers.

Ganz im Norden der Karte, bei Grönland, streckt ein draugähnliches Wesen sein bärtiges Gesicht aus dem Meer. Meermänner hätten

Menschenkörper und keine
Fischschwänze wie Meerjungfrauen.
Sie hätten eine klagende, wehmütige
Stimme und kämen gelegentlich
nachts an Bord. Dann sei
nachweislich Gefahr im Verzug,
schreibt Olaus Magnus. Der Teil des
Schiffs, wo sich der Meermann
aufhalte, werde nach unten gedrückt,
und bleibe der Meermann lange
genug an Bord, gehe das Schiff unter.
Von angeblich glaubwürdigen
norwegischen Fischern will Olaus
Magnus gehört haben, dass man
sofort die Leine durchtrennen müsse,
sollte man das Pech haben, einen

Meermann zu fangen, sonst breche die Hölle los. Es komme ein so starker Sturm auf, dass der Himmel einstürze. Außerdem laufe man Gefahr, dass andere Meermänner und Ungeheuer Unheil witterten und mit bösen Absichten herbeiströmten. Dann hätten die Seeleute großes Glück, wenn sie mit dem Leben davonkämen. [57](#)

In seinem Werk vermittelt Olaus Magnus ein umfangreiches Panorama der Bräuche und Phänomene in den nordischen Ländern, von denen viele durchaus präzise beschrieben sind.

Allerdings ist seine Denkweise eine andere als heute, und er teilt die Welt auch anders ein. Der Titel des achten Kapitels in Buch 21 lautet zum Beispiel: »Von Feindschaft und Freundschaft zwischen einzelnen Fischen«. Olaus Magnus geht selbstverständlich davon aus, dass Fische nicht nur ein Bewusstsein, sondern auch einen Willen, eine Moral und eine gewisse Kultur hätten. Einige Fische lebten von Natur aus in Freundschaft zusammen, wie die Bartenwale. Andere seien überaus sozial und bildeten große Schwärme. Aber selbst Heringe und

andere Schwarmfische suchten sich einen Anführer, der ihnen den Weg weise, genau wie wir Menschen.

Auch bei den Fischen gebe es asoziale Einzelgänger, schreibt Olaus Magnus. Ja, einige lebten sogar in Feindschaft mit anderen. Der Eishai gehört definitiv in diese Kategorie. Einige Arten, wie der Hummer, formierten sich laut Olaus Magnus zu Truppen und großen Heeren, wenn zwischen Hummernationen auf dem Meeresgrund Krieg ausbreche.

Olaus Magnus hatte alle antiken Autoritäten gelesen und zitiert sie eifrig. Der heilige

Ambrosius war beispielsweise der Meinung, alle Tiere an Land wie im Meer verfügten über mindestens eine gute Eigenschaft, die Menschen zu ihrem Vorteil nachahmen könnten. An mehreren Stellen, wie im Kapitel mit dem Titel »Ein schöner Vergleich zwischen Fischen und Menschen« [58](#), beschreibt Olaus Magnus die große Elternliebe, die manche Fische empfinden. Schnöde Profitgier sei den meisten Fischen unbekannt, weil sie sich überhaupt nicht für Güter und Geld interessierten. Ja, zeige nicht die Geschichte von Jona im Bauch des Walfischs, dass die

Frömmigkeit im Meer am größten sei? Jona sei von den Menschen verstoßen worden, doch die Fische hätten ihn gut aufgenommen. Olaus Magnus' Lesepublikum stimmte mit ihm darin überein, dass die Geschichte von Jona auf Jesu Tod und Auferstehung verweise. Jesus habe nicht nur die Erde erlöst, sondern auch das Meer, wie es bei Olaus Magnus heißt.

Keine Gegend beschreibt er dramatischer als das Seegebiet, in dem Hugo und ich gerade in einem Schlauchboot herumdümpeln, um

einen Eishai zu fangen.

»An Norwegens Küsten oder im Meer davor kommen wunderliche Fische vor, für die man keinen Namen hat, sie werden jedoch zu den Walen gerechnet. Ihre Wildheit sticht beim ersten Anblick deutlich hervor, sie jagen jedem, der sie zu Gesicht bekommt, einen Schrecken ein (...) Sie wirken nämlich furchteinflößend mit ihren viereckigen Köpfen, die rundherum mit Stacheln und Spitzen besetzt und von langen Hörnern umgeben sind, die aussehen wie die Wurzel eines herausgerissenen Baumes (...) Wenn es dunkel ist, kann

der Fischer die Augen aus weiter Entfernung inmitten der Wogen leuchten sehen wie ein flammendes Feuer.« [59](#)

Außerdem hätten die Kreaturen Haare, die an Gänsefedern erinnerten. Sie seien dicht und lang und hätten Ähnlichkeit mit einem herabhängenden Bart. Verglichen mit dem riesigen Kopf sei der Rest des Körpers klein, schreibt Olaus Magnus. Dennoch könnten diese Geschöpfe mühelos große Schiffe voller kräftiger Seeleute umwerfen oder versenken.

Olaus Magnus' Beschreibungen sind für Hugo und mich vor allem an den Stellen interessant, wo es um Haie geht, die auch als Meerhunde bezeichnet werden. Im Kapitel »Über die Grausamkeit einiger Fische und das Wohlwollen anderer« [60](#) kommentiert Olaus Magnus eine Szene seiner *Carta Marina*. Die Abbildung zeigt einen Mann, der ein Stück südwestlich von Stavanger von Haien angegriffen wird. Einer der freundlich gesinnten Fische, genauer gesagt ein Rochen, kommt dem Mann zu Hilfe. Olaus Magnus erklärt, dass Haifische in großen Scharen und

außergewöhnlich brutal angreifen würden. Durch ihr Gewicht könnten sie Menschen in die Tiefe ziehen, um dort die weicheren Körperteile zu fressen. In diesem Fall greife ein Rochen ein, um der »Misshandlung« ein Ende zu setzen, wie der Autor schreibt. Der Rochen kämpfe entschlossen, bis der Mann weggeschwommen sei. Falls dieser dem Haiangriff jedoch zum Opfer gefallen sei, werde er so lange vom Rochen bewacht, bis die Leiche an die Oberfläche treibe, wenn das Meer sich auf natürliche Weise »reinige«.

Laut Olaus Magnus liegen

Haifische unter Schiffen auf der Lauer, um sich in ihrer angeborenen Bosheit Menschen zu schnappen. Sie attackierten Nase, Zehen, Finger und Geschlechtsteile und hätten eine besondere Vorliebe für alles Weiße am menschlichen Körper. Könnte dies eine erste, wenn auch unzuverlässige Beschreibung von Eishaien sein, die Menschen angreifen, und damit eine gewisse Bestätigung von Hugos Spekulationen zu diesem Thema?

Olaus Magnus verweist auf den gelehrten Albertus Magnus (circa 1195–1280), der behauptet, Delfine

würden ertrunkene oder ertrinkende Menschen immer an Land bringen – mit Ausnahme derjenigen, die im Lauf ihres Lebens Delfinfleisch gegessen hätten. Schon Herodot berichtet von einem Dichter und Musiker namens Arion, den die Seeleute des Schiffs, mit dem er nach Hause fahren möchte, über Bord werfen wollen, weil sie es auf die Gelder abgesehen haben, die er bei seinen Auftritten errungen hat. Er darf sich zuvor einen letzten Wunsch erfüllen und ein Lied singen. Damit lockt er einige Delfine an, die ihn sicher an Land bringen. In der Tat

gibt es viele Belege dafür, dass Delfine Menschen vor dem Ertrinken gerettet haben.

Olaus Magnus erklärt, dass Ungeheuer am ehesten vor der norwegischen Küste auftauchten, weil das Meer in dieser Gegend unermesslich tief sei. Trotz aller Gefahren wagten sich nordnorwegische Fischer weit hinaus aufs Meer, wo sie immer wieder auf die furchteinflößendsten Ungeheuer trafen.

Unweit des Seegebiets, in dem Hugo und ich auf Haifischjagd sind,

direkt südlich der Lofoten, lebt das von allen vielleicht spektakulärste Wesen. Es handelt sich um eine knallrote Riesenseeschlange von mindestens sechzig Metern Länge. Auf der Karte ist zu sehen, wie sie sich um ein großes Segelschiff windet und einen Mann im Maul hat. [61](#)

Olaus Magnus' Beschreibungen dieses Ungeheuers fanden im Lauf der folgenden Jahrhunderte große Verbreitung. So beschreibt der Bergenser Bischof Erik Pontoppidan in seinem *Versuch einer natürlichen Historie von Norwegen* (1753 / 1754) eine Reihe von

Seeungeheuern und erörtert die Möglichkeit ihrer Existenz. ⁶² Die Beweise, nicht zuletzt in Form von Augenzeugenberichten nordnorwegischer Fischer, waren offenbar so überwältigend, dass Pontoppidan nur zu dem Schluss kommen konnte, dass diese Ungeheuer tatsächlich existierten – ebenso wie es in Äthiopien und anderen afrikanischen Ländern Schlangen gebe, die Berichten zufolge groß genug seien, um Elefanten zu fressen, nachdem sie sich um ihre Beine geschlungen und sie zum Straucheln gebracht hätten.

Olaus Magnus erwähnt auch den Kraken, einen Riesentintenfisch, der angeblich vor der norwegischen Küste lebte. Als Kronzeugen für die Existenz dieses Wesens zitiert er Erik Valkendorf, den Erzbischof von Nidaros (dem heutigen Trondheim), der das Ungeheuer in einem Brief an Papst Leo X. aus dem Jahr 1520 beschrieben habe. Pontoppidans Schilderungen zweihundert Jahre später sind mindestens ebenso farbig. Er behauptet, es gebe einen Kraken, der eine Viertelmeile lang werden könne, Hörner so hoch wie die Masten von Segelschiffen habe und

mit seinem besonderen Geruch Fische in sein Maul locke. Wenn er abtauche, entstehe ein immenser Sog. Es handelt sich laut Pontoppidan »zweifellos« um das größte Seeungeheuer der Welt. [63](#)

Im Mittelalter glaubte man, vor Grönland gebe es Meerfrauen und Meermänner. [64](#) Fünfhundert Jahre später scheinen sie näher an unsere Küsten herangerückt zu sein, zumindest wenn wir Erik Pontoppidan Glauben schenken wollen. In seinem Werk versammelt er Aussagen von Zeugen, die

behaupteten, vor Dänemark und Norwegen Meermänner und Meerfrauen gesichtet zu haben.

Eine dieser Zeugenaussagen hatte ein dänischer Bürgermeister namens Andreas Bussæus eingeholt: Er hatte drei Fährleute vorgeladen, die einen Meeremann gesehen haben wollten, und ließ sie unter Eid aussagen. Die Sache sorgte für so viel Aufsehen, dass eine öffentliche Untersuchung anberaumt wurde. Der Meeremann soll betagt, aber stark und breitschultrig gewesen sein. Der Kopf sei klein gewesen, die Augen tief sitzend und das Haar lockig, ohne

über die Ohren zu reichen. Sein Gesicht habe mager und rau gewirkt, und er habe einen Bart gehabt, der offensichtlich gestutzt worden sei. Von der Taille abwärts sei er spitz wie ein Fisch gewesen. Zwanzig Jahre zuvor hatte einer der drei Augenzeugen, Peter Gunnersen, auch schon eine Meerfrau gesehen, mit langem, offenem Haar und – vielleicht noch wichtiger – auffallend großen Brüsten. [65](#)

Auch auf den Lofoten gab es die Vorstellung von Meermännern, die den bei Olaus Magnus und Pontoppidan beschriebenen ähnelten.

Sie hatten den Oberkörper eines Menschen und den Unterleib eines Fisches. Die Marmælen, wie sie genannt wurden, waren in der Regel viel kleiner als der Meerdraug, ja, die kleinsten von ihnen maßen nicht mehr als ein paar Zentimeter. [66](#)

Pontoppidans Naturgeschichte ist mit technisch ausgefeilten und hyperrealistischen Zeichnungen von norwegischen Säugetieren, Vögeln, Insekten und Fischen versehen. Eine davon zeigt die große Seeschlange in der Nähe eines Bootes, das sie vermutlich gleich versenken wird.

Als strenger Rationalist und Vertreter der Aufklärung wollte Pontoppidan in seinem Werk Aberglauben, Mythen und Märchen von harten Fakten unterscheiden. Auf der einen Seite kann niemand bestreiten, dass das Meer voll von außergewöhnlichen und wundersamen Dingen ist. Auf der anderen Seite wollte Pontoppidan nicht naiv erscheinen. Er stützte sich zwar auf Augenzeugenberichte von Fischern und Schiffern, aber ihm war bewusst, dass diese Zeugen selbst Fehlinterpretationen oder Übertreibungen beige-steuert haben

oder ihre Aussagen später von anderen verfälscht worden sein konnten.

So glaubte Pontoppidan nicht an die Geschichte vom Meermann, der eine Woche lang von Fischern in Hordaland gefangen gehalten worden sein soll und König Horleif ein unschönes Lied vorgesungen habe. Ebenso bezweifelte er, dass eine Meerfrau namens Isbrandt auf Samsø lange Gespräche mit einem Bauern geführt hatte. Doch auch wenn die Berichte über Meermänner und Meerfrauen oft übertrieben und allzu abenteuerlich erscheinen, so glaubte

Pontoppidan ganz grundsätzlich an die Existenz dieser Wesen – desgleichen an Meerpferde, Meerkühe, Meerwölfe, Meerschweine, Meerhunde und andere Lebewesen, die auch bei Olaus Magnus beschrieben werden.

Die *Carta Marina* war aller Wahrscheinlichkeit nach der Versuch, die Wirklichkeit wiederzugeben, wie sie sich in den Augen von Olaus Magnus und seinen Informanten darstellte, von den Schriftstellern der Antike bis zu den nordnorwegischen Fischern. Manche

der nordnorwegischen Fischer mögen den gelehrten Bischof ein wenig auf den Arm genommen haben, anderes ist vielleicht auch Verständnisproblemen geschuldet. Gewiss haben einige bewusst übertrieben, aber keineswegs alle.

Bedeutende Kartografen wie Sebastian Münster (1488 – 1552) und Abraham Ortelius (1527 – 1598) illustrierten ihre Werke ebenfalls mit Ungeheuern, die die Weltmeere unsicher machten. Sogar der Pfarrer Hans Egede, auch als »Apostel der Grönländer« bekannt, beschrieb Ungeheuer, die er selbst gesehen

haben wollte und die mitnichten hinter den Zeichnungen der *Carta Marina* zurückstehen. Egede war übrigens von 1707 bis 1718 Pfarrer in der Gemeinde Vågan, zu der auch Skrova gehört.

Als der niederländische Zoologe und Insektenexperte Anthonie Cornelis Oudemans (1858 – 1943) 1892 eine kritische Monografie über die große norwegische Seeschlange herausgab, listete er mehr als dreihundert schriftliche Quellen auf, in denen das Ungeheuer erwähnt wurde. Der Glaube an die Existenz einer Seeschlange war Ende des 19. Jahrhunderts noch weit verbreitet, in Oudemans' ausgesprochen gründlichem Buch werden jedoch viele Augenzeugenberichte als vorsätzliche Lügen und Schwindel entlarvt. Die

Arbeit des Niederländers versetzte dem Ungeheuer den wissenschaftlichen Gnadenstoß. Doch stiftete auch er eine gewisse Verwirrung, weil er die Meinung vertrat, viele hätten anstelle einer Seeschlange einen gigantischen, bis dahin unbekannten Seelöwen (*Megophias megophias*) gesehen, der aber auch nie existiert hat. [67](#)

Die Werke von Olaus Magnus, Pontoppidan und Hans Egede entstanden in einer Zeit, als man noch wenig über Wale, Fische und andere Tiere der Tiefsee wusste und bevor

die biologische Systematik die modernen Prinzipien zur Klassifizierung der Lebewesen etablierte. Viele der heute bekannten Lebensformen wirken fast absonderlicher als die Kreaturen, die Olaus Magnus sich ausgemalt hat.

An einer Stelle behandelt Olaus Magnus »Polypen« oder »Vielfüßer«. Laut seiner Beschreibung weisen sie acht Füße mit Saugnäpfen auf, von denen vier besonders lang seien (in der Tat verfügt der Tintenfisch über zwei Tentakel, die weitaus länger sind als die sechs Arme). Auf dem Rücken

hätten sie ein »Rohr«, durch das Wasser hinein- und hinausgelange, sie besäßen keinen Blutkreislauf, wohnten in Höhlen auf dem Meeresboden und passten ihre Farbe der Umgebung an. [68](#)

Das ist verglichen mit dem, was die heutige Zoologie über Tintenfische weiß, eine eher nüchterne Beschreibung. Wenn beispielsweise der Vampirtintenfisch (*Vampyroteuthis infernalis*, wörtlich: Vampirtintenfisch aus der Hölle) in den Tiefen des Meeres angegriffen wird, versprüht er keineswegs Tinte, denn das hätte in der Dunkelheit

wenig Effekt. Der Vampirtintenfisch hat einen ganz anderen Kniff auf Lager. Er beißt das Ende eines seiner acht Arme ab. Der Stummel treibt mit seinen blinkenden blauen Lichtlein allein durchs Wasser. Dies lenkt den Angreifer ab und ermöglicht dem Vampirtintenfisch die Flucht. Der Name rührt von den Augen her, die im Verhältnis zum Körpergewicht die größten im gesamten Tierreich sind. Im Normalzustand sind sie hellblau, können sich aber innerhalb von Sekundenbruchteilen blutrot verfärben. Das sieht dann aus wie ein Schockeffekt aus einem billigen

Horrorfilm.

Olaus Magnus schrieb, der gefräßige Haifisch könne notfalls Teile des eigenen Körpers fressen. Tatsächlich können einige Tintenfischarten ihren eigenen Arm verspeisen. Er wächst wieder nach. Noch beeindruckender ist vielleicht die Tatsache, dass viele Tintenfische Tintenwolken ausstoßen können, die die Form ihres eigenen Körpers annehmen und in manchen Fällen sogar Leuchtpartikeln enthalten. Menschen mit solchen und ähnlichen Eigenschaften kennen wir als Superhelden aus Comics und Filmen.

Ein Tintenfisch, der 2005 in Indonesien entdeckt wurde, ist in der Lage, die Form einer Scholle, einer Seeschlange oder verschiedener Fischarten anzunehmen. Im Grunde kann er fast alles nachbilden, was er vor sich sieht. Außerdem können die meisten Tintenfische blitzschnell Farbe und Muster ihrer Haut verändern, um mit ihrer Umgebung zu verschmelzen. Die Tintenfische der Tiefsee sind weder von oben noch von unten zu erkennen.

Die Arme oder Tentakel können wie Projektile hervorschießen, so schnell, dass wir

die Bewegung mit unseren Augen nicht wahrnehmen können. Jeder Arm ist eine Art lange Zunge mit Saugnäpfen, die als Geschmacksknospen dienende chemische Rezeptoren besitzen, während ein feinmaschiges Netz von Nervenbahnen dem Arm eine extreme Sensibilität verleiht.

Manche Tintenfische erreichen Geschwindigkeiten von bis zu vierzig Stundenkilometern. Sie haben blaues Blut, drei Herzen, Ganglien in jedem Arm und Nervenzellen wie wir. Bis heute kann die Wissenschaft nicht mit Sicherheit sagen, ob diese Tiere

jemals schlafen. Dass sie intelligent sind, ist unbestritten, und sie prägen sich schnell Symbole ein. [69](#)

Der Koloss-Kalmar (*Mesonychoteuthis hamiltoni*) ist der schwerste Tintenfisch der Welt. Bisher konnte man erst zwei unversehrte Exemplare bergen und untersuchen. Das Tier lebt in den Tiefen der Antarktis und der angrenzenden Seegebiete, aber wir wissen kaum mehr darüber als zu Olaus Magnus' Zeiten. Und bekanntlich übertrieb Olaus Magnus maßlos, wenn es um die Größe und Aggressivität der Seeungeheuer ging.

Die realen Tintenfische werden zwar nicht so groß wie Schiffe, verfügen jedoch über weitaus faszinierendere Eigenschaften, als Olaus Magnus ihnen zugebilligt hat.



20

Nach vier Tagen beruhigt sich das Wetter. Ich lege die Bücher zur Seite und verlasse mein improvisiertes Studierzimmer im

Aasjordbruket. Der Sturm hat eine blasse, feuchte Welt aus transparenten Grautönen hinterlassen. Landschaft und Gebäude scheinen ihre Konturen eingebüßt zu haben, während das Meer schwer und leblos wirkt, als wäre es nach dem Wüten der vergangenen Tage erschöpft. Selbst die Fische, die ich vom Kai aus sehe, schwimmen müde durchs Wasser, vermutlich haben sie gerade nichts Besseres zu tun.

Hinter dem grauen und missmutigen Nebel erreicht die Tide zweimal täglich den Leuchtturm von

Skrova. Während die Küstenströmungen in die Fjorde drängen, ziehen die mächtigen Strömungen des Atlantiks weiter zum Eismeer. Jetzt könnten wir rausfahren. Aber ich muss nach Oslo.

Hugo und ich haben schon damit begonnen, unseren Winterfischzug zu planen. Wir wollen uns von einem der Schweinezüchter in Steigen totgeborene oder missgebildete Ferkel besorgen. Dann werden wir einen Eishai fangen, versichern wir uns gegenseitig beim Abschied. Sehe ich da etwa einen Hauch von

Unsicherheit in Hugos Blick?

Nein, es ist sicher nur
Einbildung. Unsere inneren
Grubenarbeiter setzen ihre Arbeit
unverdrossen fort. Der Mangel an
Erfolg verstärkt unsere
Entschlossenheit. Eine
Schiffsschraube, die sich
unermüdlich weiterdreht, und ein
tiefer, rotierender Ton. Zwei Männer
in einem kleinen Boot, die nicht
sicher wissen können, was sie auf
dem Meer antreffen oder aus dem
Abgrund ziehen werden – unter dem
milchigen Strahl der Sterne und
elektrischen Mondsicheln, wo

Brecher und Brandung die Klippen angreifen wie wildgewordene Kühe und das irrlichternde Auge des Leuchtturms uns nie aus seinem Blick verliert.



21

Als ich das nächste Mal nach Norden fliege, angelockt von den alten Verheißungen des Meeres, die Abenteuer und Haifang versprechen,

ist es März. Berlin – Oslo – Bodø per Flugzeug, danach mit dem Schnellboot bis Skrova. In Brennsund und Helnessund steigt von den Schornsteinen weißer Rauch in die arktische Frostluft auf.

Es ist ungewöhnlich kalt. Der Winter an der Küste ist oft feucht und ungemütlich, aber selten so kalt wie jetzt. Der Golfstrom bringt jeden Tag so viel Wärme nach Europa, wie der Kohleverbrauch der ganzen Welt in zehn Jahren zu erzeugen vermag. Obwohl sich die Lofoten ein gutes Stück nördlicher als Grönlands Hauptstadt Nuuk befinden, liegt die

Jahresdurchschnittstemperatur fast zehn Grad höher. Ohne den Golfstrom wäre die norwegische Küste eine einzige Eiswüste, lediglich unterbrochen von kurzen arktischen Sommern.

In der Lokalzeitung lese ich, dass über hundert wildlebende Schafe von einer Flutwelle mitgerissen wurden. Sie hielten sich bei Niedrigwasser am Strand von Burøya auf. Ihre Wolle vereiste in der Kälte, die Flut kam und überspülte die Felsen. Die Tiere hatten keine Chance. Einhundertvier Schafe weilen nicht mehr unter uns. Nur drei haben

überlebt. Was hatten sie da draußen auf den Felsen verloren?

Hugo hat eine harte Nacht hinter sich. Am Tag zuvor hat er einen Fußboden gebeizt. Aber fünfzehn Grad minus sind für Skrova ungewöhnlich kalt, und das Wasser in den Rohrleitungen ist gefroren. Um die Beize vom Fußboden zu spülen, musste er Salzwasser aus dem Meer holen. Nun sind seine Fingernägel gesprungen und halb aufgelöst. Doch abgesehen davon und von der starken Erkältung, die er mit sich herumschleppt, ist er so positiv wie immer. Es hat zwar

Schwierigkeiten mit der Finanzierung gegeben, die für den Umbau des Aasjordbruket zu Galerie, Restaurant, Pub und Pension nötig ist, und die Arbeiten sind daher ins Stocken geraten, aber das scheint ihn nicht nennenswert zu plagen. »Und was ist mit deinem Magen?« Er verdreht nur die Augen und führt mich durch das Anwesen, um mir zu zeigen, was Mette und er seit dem letzten Mal geschafft haben. Es ist nicht wenig. Er ist mit den Innenarbeiten im Roten Häuschen weit gekommen. Außerdem hat sich in der Fabrik selbst viel getan. Das Stockfischlager,

der ehemalige Geräte- und Beköderungsraum sowie die gesamte unterste Etage des Hauptgebäudes sind aufgeräumt. Die alten Netze, Fässer, Werkzeuge und Ausrüstungsgegenstände sind verschwunden, denn in einer Woche soll auf dem Aasjordbruket ein großes Fest stattfinden. Den Tresen hat Hugo aus alten Kisten gezimmert, die mit Namen von Fischfabriken und Verarbeitungsbetrieben von Vardø bis Ålesund bedruckt sind.

Während des Winters haben Mette und er sich lange in Steigen aufgehalten, wo Hugo mehrere große

Ölgemälde gemalt hat, darunter ein sieben Meter langes Bild, das für die Bibliothek von Bodøs neuem Kulturhaus Stormen bestimmt ist. Ein paar andere sind, um es vorsichtig auszudrücken, vom Eishai inspiriert. Apropos Sturm: Der Orkan »Ole« ist über Skrova hinweggefegt und hat ein Haus am Kai ins Meer gedrückt, das anschließend mit dem Dach nach unten am Aasjordbruket vorbeigetrieben ist. Wäre das Anwesen nicht restauriert worden, sondern stünde immer noch auf wackligen, faulenden Pfählen, hätte es dem Unwetter sicher nicht

standgehalten.

Nachdem Hugo mich auf den neuesten Stand gebracht hat, frage ich, wie beim letzten Mal:

»Und sonst? Was hast du noch mit deiner Zeit gemacht?«

»Sonst?«

Diesmal kann ich die Maske nicht aufrechterhalten und fange an zu lachen.

»Und du?«, fragt er.

»Du weißt schon, die übliche Großstadtheftik – dreckiger Schnee, Latte macchiato, Fischstäbchen, Döner, jede Menge Knöllchen und Stress«, antworte ich.

Auch Hugo lacht. Er hat nichts gegen Großstädte einzuwenden, solange er nicht auf Dauer dort leben muss. Theoretisch könnten seine Boote auch bei Aker Brygge mitten in Oslo liegen, aber als ich versuche, das vor mir zu sehen, scheitere ich an meinem Vorstellungsvermögen.

Wir kommen auf ein aktuelleres Thema zu sprechen. In den Fernsehnachrichten haben wir vom Fang rekordverdächtig großer Eishaie vor Andenes und Westnorwegen erfahren. Ein Däne hat einen Eishai von 880 Kilo gefangen – mit der

Angel. Einem Schweden ist es gelungen, ein Exemplar von 560 Kilo aus dem Wasser zu ziehen – von einem Kajak aus! Gegenüber Presseleuten gestand er, seit seiner Kindheit vom Fang eines Eishais geträumt zu haben.

»Was ist daran so bemerkenswert?«, fragt Hugo.

»Als der Däne den Hai endlich oben hatte, ist er in Tränen ausgebrochen und hat das Erlebnis mit einer religiösen Offenbarung verglichen. Er hatte Taucher mit Unterwasserkamera, ein Begleitboot und einen Hubschrauber dabei, um

den Fang zu dokumentieren. Ein bisschen übertrieben, findest du nicht?«

Hugo schnaubt nur verächtlich. Die Nachricht vom reichen Dänen mit seiner fixen Idee beschäftigt Hugo und mich allerdings nicht sonderlich lange. In einem der tiefen Fjorde bei Stavanger soll ein Eishai mit einem Gewicht von circa tausendeinhundert Kilo gefangen worden sein. Auf der Grundlage der Fotos und unserer Kenntnisse über die Anatomie des Eishais zweifeln Hugo und ich an der Glaubwürdigkeit dieser Nachricht.

Wir verstehen nicht, wozu solche ziemlich offensichtlichen Schwindeleien und Prahlereien dienen sollen.

Auf dem im Internet veröffentlichten Film wirkt der Eishai völlig teilnahmslos, fast wie im Koma. Dazu habe ich eine neue Theorie entwickelt: Da der Hai so schnell aufsteigt, ist sein Blut voller Stickstoffbläschen. Möglicherweise leidet er an einer Art Taucherkrankheit. Hugo ist ganz und gar nicht überzeugt. Außerdem meint er, die beiden Typen, die den »Stavanger-Eishai« gefangen haben,

hätten nicht gewusst, was sie taten. Einer von ihnen ist nämlich ins Wasser gesprungen und neben dem Hai hergeschwommen.

»Wenn der Hai plötzlich zugeschnappt hätte, wäre das für den Kerl die letzte große Überraschung in seinem Leben gewesen«, kommentiert Hugo.

Er hat einen Fernsehfilm gesehen, in dem Eishaie auf dem Meeresboden große Stücke eines Walkadavers verschlingen. Fast wie Krokodile rammen sie die Zähne hinein und drehen sich dann mit ihrem kräftigen Körper, bis sich der

Speck löst. Ich verweise auf den Zigarrenhai, der in den Gewässern vor Kuba lauert. Manchmal schießt er von unten empor, beißt einen Delfin, Wal oder Hai und dreht sich dann um die eigene Achse. Jahrzehntlang haben sich Forscher gefragt, woher die runden, symmetrischen Fleischwunden stammen, bis jemand die Tiere bei ihren Bissen vor seine Filmkamera bekommen hat.

Im Internet hat Hugo neue Informationen gefunden, die darauf hindeuten, dass Eishaie auch Menschen angegriffen haben. Bei Pond Inlet an der Nordostküste

Kanadas wurde 1856 im Magen eines Eishais ein menschlicher Knochen gefunden. Er kann natürlich auch einem ertrunkenen Fischer, dem Passagier oder Besatzungsmitglied eines havarierten Schiffs, einem Selbstmörder oder Mordopfer gehört haben – man weiß es eben nicht. Alte Legenden der Inuit erzählen von Eishaien, die Kajaks angreifen.

Zu einer besonderen Begegnung zwischen einem Eishai und einem Menschen kam es 2003 in der Gegend von Kuummiut im Osten Grönlands. Die Besatzung des isländischen Trawlers »Eiríkur

Rauði« stand in Ölzeug im seichten Wasser, das voller Fischabfälle und Blut war, als der Kapitän vom Deck aus einen Eishai sah, der auf die Männer zuschwamm. Der Kapitän Sigurður Pétursson, auch der »Eismann« genannt, war für seine Furchtlosigkeit bekannt. Er sprang ins Wasser und lotste den Eishai näher an den Strand, wo er ihn mit seinem Ausweidemesser tötete. Später behauptete er, nur aus der Furcht heraus gehandelt zu haben, dass der Eishai die Mannschaft angreifen könnte. Aber der Vorfall müsste vielleicht eher als Angriff

eines Menschen auf einen Eishai klassifiziert werden als umgekehrt. [70](#)

Wir sollten uns wohl mit der Feststellung begnügen, dass Eishaie in Bezug auf ihre Nahrung nicht sonderlich wählerisch sind und durchaus Menschen fressen können, wenn sich ihnen die Möglichkeit bietet.

Abends ist die Luft klar und beißend kalt, und es liegt eine dünne Schicht Neuschnee auf dem Eis. Der Himmel ist tiefblau, aber am westlichen Horizont direkt über dem Gebirge geht das Blau in Gelb, Rot und Lila

über. Auf den höchsten Gipfeln ist noch ganz schwach das Sonnenlicht zu erkennen, wie der Widerschein eines weit entfernten Feuers.

Ansonsten wirken das Licht und selbst der Schnee blau.

Dieses intensive und zugleich gedämpfte Winterlicht findet sich auch in Hugos Gemälden. Er ist ein abstrakter, maritimer Künstler der Polarnacht, der sich bei der Motivwahl seiner unmittelbaren Umgebung bedient. Dabei ist seine Umwelt nicht wiederzuerkennen – oder aber überdeutlich, je nachdem, wie man es sieht.

Zum Abendessen gibt es gebratene Kabeljauzungen mit Rohkost und einer raffinierten Sauerrahmsoße, gewürzt mit Hugos eigener Currymischung. Manche Zungen sind groß wie Fischfrikadellen. Die Tiere, in deren Maul sie bis vor Kurzem noch waren, müssen dreißig Kilo gewogen haben. Hugos Großmutter in Svolvær hat die Zungen gern in weißer Soße gekocht. Die traumatischen Erinnerungen an die gekochten Kabeljauzungen seiner Großmutter haben Hugo bis heute nicht losgelassen.

Beim Essen reden wir über den

Lofotenfischfang, der gerade in vollem Gange ist. Vor Senja und Vesterålen, wo der Winterkabeljau auf seiner Reise von der Barentssee nach Süden zuerst vorbeikommt, wurden rekordverdächtige Mengen gemeldet. Jetzt haben riesige Schwärme die Spitze der Lofoten umrundet, und die Fangbedingungen vor Skrova sind wahrscheinlich besser als überall sonst auf der Welt – und das ist kein Anglermärchen.

Der Winterkabeljau steht quasi Schlange, um zu laichen. Und die Fischerboote stehen Schlange, um ihn bei der Firma Ellingsen auf der

anderen Seite der Bucht abzuliefern. Wenn die Boote nach Skrova kommen, sind sie so schwer beladen, dass sie kaum noch aus dem Wasser ragen. Viele Tausend Fische hängen bereits auf den Trockengestellen. Von der Fischverarbeitung Ellingsen aus schwimmen große Mengen Kabeljauleber am Aasjordbruket vorbei. Mit einem feinmaschigen Kescher hat Hugo sich ein Fass voll Leber herausgefischt, um daraus Farbe herzustellen.

Früher war die Bucht während des Lofotenfischfangs voll von Fischerbooten, Köderbooten,

Einsalzbooten und Transportbooten. Die Einwohnerzahl vervielfachte sich, und für ein paar Monate wurde aus dem Dorf Skrova eine Kleinstadt. Seit den 1970er-Jahren sind immer mehr Fischfabriken geschlossen worden. Dafür gibt es mehrere Gründe. Der Ertrag ist zurückgegangen oder sogar komplett ausgeblieben, aber es hat auch früher schon schlechte Zeiten gegeben, ohne dass man deshalb gleich aufgegeben hätte.

Die Fischerei ist seit jeher natürlichen Schwankungen ausgesetzt. In den 1970er-Jahren gab

es einige sehr schlechte Kabeljausaisons. Auch Hering, Heilbutt und Rotbarsch waren überfischt. Durch den von Fabriktrawlern betriebenen Raubbau war der Kabeljaubestand in der Barentssee stark gefährdet, und in der Folge wurden alle Quoten stark herabgesetzt, nicht nur für Trawler. Doch das schien nicht viel zu helfen. 1980 war ein miserables Jahr, und viele Menschen verloren eine Menge Geld, auch die Aasjords auf Skrova.

Die exponierte Lage, die immer ein Vorteil gewesen war, gereichte jetzt eher zum Nachteil.

Wer in Zukunft mithalten wollte, musste ans Straßennetz angeschlossen sein, und das wird für Skrova nie gelten – schließlich liegt es im Meer und fast zehn Kilometer entfernt von Svolvær, der größten Stadt der Lofoten. Norwegische Behörden wollten aus Fischern Bauern oder Fabrikarbeiter machen. Nationale Strategen im Süden hatten Fischer schon immer als unerwünschte und unstete Zeitgenossen erachtet. Bischof Eivind Berggrav reihte sich also in eine lange Tradition ein, als er 1937 Maßnahmen befürwortete, die den

nordnorwegischen Fischer beständiger machen sollten. Das werde allerdings Generationen brauchen, setzte Berggrav hinzu. [71](#) Heute lebt auf Skrova so gut wie kein Fischer mehr.

Man könnte meinen, der Zeitgeist hätte sich damals gegen alle Orte verschworen, deren geografische Lage so lange perfekt gewesen war, wie die Fahrrinnen der Schiffe die Hauptverkehrswege waren. Neue Zentren in günstigerer Lage wurden geplant. Sie lagen weiter im Landesinneren, oft an Stellen, wo bisher nur wenige Häuser

gestanden hatten. Viele von ihnen waren ärmliche Orte am Ende langer Fjorde. Außerdem wünschten sich die Behörden größere Zusammenschlüsse innerhalb der Fischereibranche, auf See wie auch an Land.

Die Welt wurde neu entworfen. Die Küstenfischerei, die sich seit über tausend Jahren an die Fangzeiten und natürlichen Schwankungen der Fischbestände angepasst hatte, galt plötzlich als Belastung – unmodern und ohne die Vorteile eines Großbetriebs, wie sie die Eisenhütten und Fabriken in

zentral gelegenen Gebieten boten, in denen Schichtarbeiter den Betrieb rund um die Uhr am Laufen hielten. Eine gewisse Trawlerromantik machte sich breit, und in einigen wenigen kleineren und größeren Städten, wie Tromsø, Hammerfest und Båtsfjord, wurden neue Filetierfabriken angesiedelt.

Wenige Wochen vor meinem erneuten Aufenthalt in Skrova hatte ich mich im legendären Seegebiet LoppHAVet in der westlichen Finnmark aufgehalten. Die Fischer dort versorgten sich früher mit Eis vom Gletscher Øksfjordjøkelen, der

in den Jøkelfjord kalbt. Das Gemeindewappen von Loppa zeigt einen Kormoran vor goldenem Hintergrund. Der Slogan der Gemeinde lautet: »Ein Meer von Möglichkeiten«.

Früher stand auf jeder zweiten Landzunge in Loppa eine Fischfabrik. Die Fischgründe sind immer noch sehr reich, aber heute gibt es in der ganzen Gemeinde keine einzige Fischfabrik mehr. In Loppa haben die Menschen jahrtausendelang vom Fisch gelebt. Heute haben sie das alleinige Recht auf die Nutzung der Meeresressourcen weitgehend

eingebüßt und profitieren nicht vom Gewinn, den andere dort erwirtschaften.

Bei seinem letzten Besuch in Barcelona hat Hugo auf den Fischmärkten Kabeljau in vielerlei Varianten gesehen, einschließlich Kabeljauzungen in Salzlake. Alles kam aus Island.

Das RIB hat Hugo an Land gebracht und winterfest gemacht. Es ist aber ohnehin kein Gefährt, das sich zum Angeln eignet, schließlich ist es ein Schlauchboot, das in der Nähe von Angelhaken immer die Luft anhält.

Wir müssen den 14-Footer nehmen, ein kleines, offenes Kunststoffboot. Aber auch der doppelwandige 14-Footer liegt seit dem Herbst an Land und hat dummerweise ein Leck im Rumpf, weshalb in den Hohlraum zwischen den Wänden, wo eigentlich Luft für den Auftrieb sorgen sollte, Regenwasser eingedrungen ist. In der Kälte ist das Wasser den Gesetzen der Physik gefolgt und zu Eis gefroren.

»Das Boot verhält sich leider nicht ganz so, wie es soll«, sagt Hugo, während ich mich im Stillen frage, ob wir wirklich in einem Boot, das ohnehin viel zu klein ist, aufs

Nordmeer fahren sollten. Und jetzt hat es auch noch einen viel zu geringen Auftrieb. Die Vorstellung gefällt mir ganz und gar nicht. Das Eis wird nach und nach schmelzen, aber es wird einige Tage dauern, da draußen Minustemperaturen herrschen. Auch im Meer sind es nur wenige Grad über null. Wir einigen uns darauf, einen Versuch zu wagen, wenn Wetter und Meer so ruhig bleiben wie jetzt.

»Wenn das Boot nicht seetüchtig ist, kehren wir einfach um.«

Ich nicke, sage aber nichts.



22

Am nächsten Morgen werde ich vom Klingeln meines Handys geweckt. Am anderen Ende der Leitung ist ein älterer Herr, den ich vor zwei Monaten in einem Antiquariat in Tromsø kennengelernt habe, wo er den Besitzer des Ladens vertreten hat. Nebenbei ließ ich fallen, dass ich mich für Eishaie interessiere und zusammen mit einem

Kumpel versuchen will, einen zu fangen. Obwohl wir keine Telefonnummern ausgetauscht haben, ruft er jetzt an, um mir Tipps für den Eishaifang zu geben. Seine beiden Brüder haben in den 1950er-Jahren nämlich im Eismeer am Eishaifang teilgenommen. Der eine Bruder lässt mir ausrichten, ich solle verdorbenen Hering in einen feinmaschigen Beutel füllen, zum Beispiel ein Orangennetz, und dann den Haken in die Heringsmasse bohren. Der Herr nimmt mir das Versprechen ab, mich hinterher bei ihm zu melden, um zu berichten, ob wir etwas gefangen

haben. Schließlich wünscht er uns viel Glück.

Hugo gefällt es nicht, dass unsere Pläne bekannt werden. Er meint, die Leute würden hinter unserem Rücken über uns lachen, wenn wir keinen Erfolg haben, und da hat er sicherlich recht. Wenn Fremde in tausend Kilometern Entfernung zum Telefon greifen, um sich zu erkundigen, wie es läuft, kann man nicht gerade von Anonymität sprechen.

Draußen liegt Skrova unter einer Schicht aus Pulverschnee und

Eiskristallen, die in dem schwachen Sonnenlicht glitzern und den Sehnerv zum Schwingen bringen. Es kommt selten vor, dass der Schnee so gleichmäßig über die Insel verstreut ist, normalerweise wird er weggeweht oder schmilzt im Regen eines vorbeiziehenden Tiefdruckgebiets dahin.

Kein Postkartenfotograf der Welt könnte diesem Anblick widerstehen. Selbst kleine Kinder begreifen instinktiv, worauf es ankommt. Auf ihren Bildern ist die Welt meist in klaren Farben gehalten, die Berge haben gezackte Umrisse,

und vielleicht kritzeln die kleinen Künstler noch ein bisschen grünes Gras oder blaues Meer dazu und vollenden ihr Werk mit ein paar altmodischen Holzhäuschen. Ohne dass man sie darum gebeten hätte, neigen die Kinder in ganz Norwegen dazu, die Lofoten zu malen.

Von der Rückseite Skrovas aus fahren wir in unserem 14-Footer aufs Meer hinaus. Durch die Bucht führt ein kleiner Kanal, der Risholmen und die größte der zu Skrova gehörenden Inseln voneinander trennt. Wir haben eine Flasche Wasser dabei, zwei Energieriegel, eine Handangel für

jeden und die aktuelle Ausgabe der *Lofotposten*. Darin steht, dass am Vortag bei Reine ein »Kaffeekabeljau« von vierundvierzig Kilo gefangen worden sei. Dabei handelt es sich um Kabeljaue, die über dreißig Kilo wiegen und deren Fang die *Lofotposten* seit den 1970er-Jahren mit einem Kilo Kaffee und möglicherweise einem Aufmacher belohnt. In der Zeitung ist auch ein Bericht über den diesjährigen Kabeljauumzug zu lesen, bei dem die Kinder in Svolvær verkleidet durch die Straßen laufen.

Das Meer ist nicht gerade

ruhig, das wissen wir, noch ehe wir aus dem Schutz der Inseln herausgekommen sind. Der 14-Footer liegt auffallend tief im Wasser, und wir wissen nur zu gut, warum. Wir könnten das Boot als Gefriertruhe nutzen. Es enthält bestimmt Eis genug für zweitausend Drinks. Ist es wirklich schlau, sich mit so einem Boot aufs Nordmeer zu wagen?

Sogar die Sonne wirkt kalt. Die Möwen schweigen. Der Schnee ist blendend weiß. Da ich erst am Tag zuvor aus der Großstadt gekommen bin, ist die klirrend klare Umgebung mit dem weiten Horizont Balsam für

meine Seele. Dennoch hat das Meer für mich heute etwas Beunruhigendes. Was lauert hinter der silberweißen, zähflüssigen Fassade? Es kommt einem vor, als würde man in ein Glasauge starren.

Draußen auf dem Vestfjord sieht Hugo eine Gruppe Fischkutter und hält auf sie zu. Sie haben ein Echolot an Bord, und unter ihnen schwimmen garantiert große Schwärme Winterkabeljau. Mir gefällt der Plan, nicht zuletzt deshalb, weil dann jemand da wäre, der uns notfalls aus dem Wasser fischen könnte. Zum

Glück ist nicht viel Seegang, nur eine lange Dünung, die unser schweres, träges Boot nicht auf die Probe stellt.

Nach einer Viertelstunde hat uns unser 30-PS-Außenbordmotor zum Fanggebiet getuckert. Wir bleiben in angemessenem Abstand zu den Kuttern liegen, aber nah genug, um sehen zu können, wie Netze und Langleinen voller ausgewachsener Fische an Bord gehievt werden.

Wir brauchen bloß die Handangel auszuwerfen, deren Haken von wenig überzeugenden Gummikappen umhüllt sind. Der Winterkabeljau hält sich in einer

Tiefe von gut vierzig Metern auf, und sobald die Haken dort angekommen sind, kann man die Angel auch schon wieder einholen. Dass dieser Fisch sich gerade dort tummelt, hängt mit der Temperatur zusammen. Er fühlt sich im Grenzbereich zwischen der warmen Schicht in der Tiefe und der kälteren nahe der Oberfläche sehr wohl. Der bereits erwähnte Meeresforscher Georg Ossian Sars hat dies als Erster erkannt. Er reiste 1864 auf die Lofoten, um die Biologie des Winterkabeljaus zu studieren. Vermutlich ruderte er von Skrova aus mit ein paar Inselbewohnern über

den Vestfjord. Im Fischerdorf Skrova gibt es einen kleinen versteckten Park, den man auch für den Garten eines der angrenzenden Häuser halten könnte. Hier steht ein Gedenkstein, der 1966 von Angehörigen des Meeresforschungsinstituts und des Fischereiministeriums zu Ehren von Georg Ossian Sars aufgestellt wurde. Die Inschrift verrät, dass er »die wesentlichen Eigenschaften des Kabeljaus« entdeckt hat.

Während der Laichperiode frisst der Winterkabeljau phasenweise wenig bis gar nichts. Davon merken wir

kaum etwas. Die größten Exemplare, die wir hochholen, wiegen fünfzehn bis zwanzig Kilo, einer sogar knapp dreißig. Bei vielen steckt der Haken außen am Maul, im Auge oder in der Seite. Die müssen dann quer zum Wasser hochgezogen werden, was nicht ganz einfach ist.

Es ist kaum zu übersehen, dass der Abstand zwischen Meer und Bootsrand geringer ist, als es streng genommen wünschenswert wäre. Selbst die Männer auf den Kuttern zucken zusammen, wenn sie uns plötzlich auf dem Kamm einer Welle sehen, bevor wir in den Wellentälern

verschwinden. Manche rufen und winken, und wir winken zurück. Vielleicht glauben sie, wir seien in Seenot. Aber das sind wir nicht, jedenfalls nicht nach unserem Verständnis. Wir konzentrieren uns darauf, Winterkabeljaue an Bord zu holen.

Auch wenn das Boot klein ist, keinen Auftrieb hat und gerade mit mehreren Kilo Fisch befüllt wird, müssten wir schon über besondere Eigenschaften verfügen, um jetzt zusammenzupacken und zurück an Land zu fahren. Doch uns fehlen diese Eigenschaften. Dabei ist ein

sinkendes Boot für den Lastentransport denkbar ungeeignet.

Der Winterkabeljau ist prall gefüllt mit Rogen und Milch. Unten über dem Meeresboden, in einer Tiefe zwischen fünfzig und hundert Metern, schwimmen die Fische dicht nebeneinander, das Männchen an der Seite des Weibchens. Rogen und Milch werden von Weibchen und Männchen synchron abgegeben, dann wirbeln die Fische alles mit dem Schwanz durcheinander, damit die Eier befruchtet werden. Der Winterkabeljau, den wir an Bord

holen, ist noch voller Eier und Samen, hat also noch nicht gelaicht. Aber bald werden sie laichen, und dann schwimmen ein paar Hundert Billionen (und hier sind tatsächlich Billionen gemeint) Kabeljaueier im Lofotenbecken herum.

Jedes Weibchen kann bis zu zehn Millionen Eier in sich tragen, aber das Leben im Meer ist voller Gefahren, und es kann allerhand schiefgehen. Anfangs ernähren sich die Kabeljaularven von ihrem Dottersack. Die herumschwimmenden Eier können beschädigt oder gefressen werden.

Wenn die Larven nach ein paar Wochen schlüpfen, wird auch der größte Teil von ihnen dieses Schicksal erleiden. Sie versuchen, Plankton zu erhaschen, erst Phytoplankton, dann Zooplankton und Krill. Wenn sie vier Wochen alt sind, verlassen die kleinen, durchsichtigen Fische die oberen Wasserschichten. Von jetzt an versuchen sie, am Grund zu überleben, und lassen sich mit dem Golfstrom nach Norden in die Barentssee treiben.

Sein erstes Lebensjahr ist das gefährlichste, danach hat der

Kabeljau nur noch wenige Feinde. Kabeljau, der sieben Jahre überlebt hat, ist bereit für den langen Weg zurück zu den Lofoten, wo er laicht. Von den vielen Millionen Eiern, die jedes Weibchen abgibt, müssen mindestens zwei Exemplare durchkommen, um den Bestand stabil zu halten. Warum ausgerechnet dieses Jahr eine Toppsaison ist und viele Hundert Millionen Winterkabeljaue unter uns schwimmen, kann kein Mensch sagen.

Es ist allgemein bekannt, dass die meisten Kabeljaubestände im

Wasser vor den Lofoten und Vesterålen laichen. Dieses Gebiet ist aber auch für den im Winter laichenden Heilbutt von großer Bedeutung ebenso wie für den Hering, dessen Laichzeit der Frühling ist. Außerdem finden sich große Bestände an Rotbarsch, Seelachs, Schellfisch, Seewolf und Seeteufel. Traditionell gibt es auf den Lofoten wie auch an anderen Orten entlang der norwegischen Küste und auf den norwegischen Inseln Millionen von Seevögeln. Doch viele Bestände sind auf ein alarmierend niedriges Niveau gesunken. Das hat verschiedene

Gründe, aber ein wichtiger Faktor ist wahrscheinlich, dass viele Fischarten, von denen die Vögel abhängig sind, wie der Sandaal, die Lodde, der Blaue Wittling und der Stintdorsch, überfischt sind. Sie landen nicht auf unseren Tellern, sondern als Lachsfutter in den Zuchtstationen.

Kabeljau und Ölgesellschaften mögen im Prinzip das Gleiche: nämlich Plankton. Während der Kabeljau im Meer frisches Plankton frisst, bevorzugen die Ölgesellschaften zweihundert Millionen Jahre altes Plankton, das sich in eine klebrige, schwarze

Substanz verwandelt hat. Das neue Norwegen braucht diesen Stoff, wie das alte Norwegen den Kabeljau, Tran und Heringsöl gebraucht hat. Früher gossen die Fischer Öl ins Meer, um die Wellen zu brechen, wenn sie versuchten, die Besatzung eines sinkenden Schiffs auf ein anderes Schiff zu retten. Heute gießen die Industrietrawler Fische ins Meer, und die wichtigsten Laichgründe der Welt werden vom Öl bedroht. Sollte es zu einem Blow-out kommen, wird die Lofotenwand zu Norwegens größter »Öllinse«. Schon winzige Ölrückstände können Fischlarven

töten.

Finge Tansania an, in der Serengeti nach Öl zu bohren, würde die Weltgemeinschaft protestieren, und Norwegen vermutlich ganz vorneweg. Wir fänden es barbarisch und würden dem Land womöglich eine Milliarde Kronen zahlen, damit es die Bohrungen unterließe. Norwegen verteilt bereits Milliarden, um den tropischen Regenwald in Brasilien, Ecuador, Indonesien, im Kongo und anderswo zu retten. Selbst ist es jedoch im Besitz eines ebenso einzigartigen Ortes, einer Serengeti unter Wasser. Und dort wird das

reichste Land der Welt vermutlich bald anfangen, nach Öl zu bohren.

Während wir weiter Winterkabeljau hochholen, erzähle ich Hugo von einer Hypothese sowjetischer Meeresbiologen aus den 1960er-Jahren, nämlich dass der Pottwal sein Stimmorgan als Waffe nutze, als »Ultraschallprojektor« oder »Tonlaser«. Gebündelte und gezielt eingesetzte Schallwellen ermöglichten es ihm, Tintenfische und andere Beutetiere zu lähmen. Amerikanische Wissenschaftler haben diesen Forschungsansatz

weiterverfolgt in der Hoffnung, die Ergebnisse ließen sich militärisch nutzen.

Wie der Eishai fängt auch der Pottwal Tiere, die schneller sind als er (Tintenfische können ein Tempo von vierzig Stundenkilometern erreichen), und zwar in der kompletten Dunkelheit der Tiefsee. Aber noch hat niemand den Pottwal in Aktion erlebt. Um die Jahrtausendwende haben dänische Walforscher die Hypothese vom Stimmorgan als Waffe vor Andøya überprüft. Mithilfe hoch entwickelter Hydrofone fanden sie heraus, dass

der Pottwal seine Klicklaute durchaus auf bestimmte Ziele richten kann. [73](#)

Bevor die Weltmeere vom Lärm der Schiffsschrauben und Maschinen erfüllt waren, konnten Wale einander über Entfernungen von circa tausend Kilometern hören. Vor Andenes, den Vesterålen, den Lofoten und vielen anderen Orten weiter nördlich sind in den vergangenen Jahren zahlreiche seismische Untersuchungen durchgeführt worden. Fischer auf Andøya nehmen an, das sei der Grund, weshalb es im Vestfjord, ja, in der ganzen Region von Makrelen

nur so wimmelt. Die Seismik hält Zwergwale, Grindwale, Schwertwale und andere Makrelenfresser fern.

Küstenfischer, Naturschützer und Walforscher befürchten, dass die Schockwellen Wale – und vielleicht auch Fischlarven – verletzen oder töten können. Sie weisen darauf hin, dass sich Wale in Gebieten, in denen seismische Untersuchungen stattfinden, äußerst untypisch verhalten, was an einer Beeinträchtigung ihres Gehörs liegen könnte. Walen muss diese Beschallung wie ein akustisches Flächenbombardement vorkommen.

Mit dem Geräusch sollen schließlich mehrere Gesteinsschichten auf dem Meeresboden durchdrungen werden.

[74](#)

Hugo schüttelt den Kopf, als wollte er sagen, er lebe jetzt schon so lange, dass ihn nichts mehr wundere. Er hat in den Nachrichten gesehen, dass sechszwanzig Grindwale in der Gemeinde Vikna in Nordwestnorwegen gestrandet sind, als in der Nähe seismische Untersuchungen im Meer durchgeführt wurden.

Mir fällt etwas anderes ein, was ich vor Kurzem gelesen habe. Der

amerikanische Wissenschaftler Dr. Harry Wexler will in den 1950er-Jahren herausgefunden haben, dass es für die Erde, zumindest für die USA, von Vorteil sein könnte, wenn der Nordpol eisfrei wäre. Der weltweite Warentransport würde einfacher werden und arktische Rohstoffe wären leichter zugänglich. Wexler war der Ansicht, man könnte unter dem Polareis einige Wasserstoffbomben zünden und damit genug Dampf erzeugen, um den gesamten Nordpol unter einer dicken Wolkenschicht einzukapseln. In der Folge könnte das Eis kein

Sonnenlicht mehr reflektieren. Die Wärme wäre gefangen – der Treibhauseffekt war bereits gut bekannt –, sodass das restliche Eis schmelzen würde.

Jetzt sieht mich Hugo an, als hielte er das Ganze für einen Witz.



23

An diesem Meer, das sich in jedem Augenblick erneuert, glitzert

alles. Mit mechanischen Bewegungen ziehen wir einen weiteren großen, zappelnden Raubfisch aus dem Wasser. Dann braten wir ihm mit dem Landungshaken eins über, bevor wir ihn an Bord des 14-Footers hieven, wo wir ihm schnell das Messer in die Gurgel rammen.

Alle Fische, die an Bord der dicht an dicht liegenden Boote gelandet sind, haben im Lauf mehrerer Jahre einige Tausend Kilometer zurückgelegt. Jetzt geht es den Winterkabeljauen einzig und allein ums Laichen, weshalb sie kaum noch etwas fressen. Kommt ihnen

jedoch eine irritierende, kleine Beute vors Maul, schnappen sie zu, auch wenn es nur eine kleine Gummikappe ist, die mehr schlecht als recht einen Haken verdeckt. Der Winterkabeljau lernt nichts dazu, aber er hat ein Nervensystem. Was für ein Schock muss es für ihn sein, plötzlich festzuhängen, um dann an einer unsichtbaren Schnur mit Gewalt ans Licht gezerrt zu werden – weg vom übrigen Schwarm (ob die anderen merken, wenn einer von ihnen verschwunden ist?), aus einer Tiefe von fünfzig oder sechzig Metern bis an die Wasseroberfläche. Natürlich

wehrt er sich mit aller Kraft, und vielleicht gelingt es ihm sogar, sich loszureißen (ist er dann erleichtert?). Die meisten jedoch werden auf ein Boot gezogen, in dem schon viele andere Artgenossen liegen, die dasselbe Schicksal ereilt hat. (Ob sie wohl irgendeine biologische oder intuitive Vorstellung davon haben, dass sie sterben werden, oder kennzeichnet das nur höher entwickelte Tiere?)

Noch einer und noch einer. Es fühlt sich jedes Mal gleich gut an, und das ist das Problem. Unfassbare Mengen Winterkabeljau schwimmen

unter uns. Und auch im Boot haben wir allmählich unfassbare Mengen Fisch.

Hugo erzählt, dass Kühe früher mit der proteinreichen Milch und dem Rogen des Winterkabeljaus gefüttert wurden, wenn dieser nicht mehr als Kaviar verwendet werden konnte. Er behauptet auch, dass Japaner und einige Lofotenbewohner die Fischmilch als Cocktail oder Aperitif trinken. Hugo wird von seiner eigenen Geschichte übel, aber übergeben kann er sich ja nicht.

Wie immer auf dem Meer ist alles in Bewegung. Als wir anfangen zu angeln, war der Rhythmus der Wellen ruhig und regelmäßig wie der Atem eines riesigen schlafenden Wesens. Jetzt werden sie steiler und aufgewühlter. Unser Boot wendet den Wellen das Heck zu, und eine Zunge schwappt über den Bootsrand. Etwas verändert sich gerade. Draußen über dem offenen Meer schweben schwarze Felder. Es ist ein beeindruckender Anblick, denn an anderen Stellen bricht die Sonne durch die Wolkendecke und bildet dabei vertikale Lichtschächte, die

durch die sich ständig verschiebenden Wolken mal ab- und mal angeschaltet werden, wie in einem Zeichentrickfilm oder einer Opernkulisse.

Ich weiß nicht, ob Hugo es mitbekommt, aber zum ersten Mal in all den Jahren, in denen wir zusammen auf dem Meer gewesen sind, fühle ich mich nicht sicher. Das RIB kann – im Gegensatz zum 14-Footer – eigentlich nicht sinken. Zumindest nicht völlig. Auch wenn alle Schläuche platt wären, würde der Rumpf es mehr oder weniger über Wasser halten.

Generell ist Hugo außerordentlich seeerfahren und kennt sich zudem in den Gewässern, in denen wir unterwegs sind, hervorragend aus. Er hat auf dem Meer schon die unglaublichsten Situationen erlebt. Aber gerade weil es »am Ende immer gut gegangen ist«, frage ich mich jetzt, ob er vielleicht etwas unachtsam geworden ist. Schließlich reicht es, wenn es ein einziges Mal am Ende nicht gut geht. Das ist dann das eine Mal, von dem alle erzählen müssen.

In altnordischer Zeit glaubte man an Rán, die Göttin der

Meerestiefe, die mit ihrem Netz ertrunkene Seeleute fing und mit hinunter in ihr Reich auf dem Meeresgrund nahm. Rán war mit Ægir verheiratet, dem Bruder des Windes und des Feuers. Sein Haupt war mit Tang gekrönt, und er herrschte über das Meer. Ihre neun Töchter waren nach unterschiedlichen Wellentypen benannt. Die altnordischen Dichter erzählen, dass gesunkene Schiffe in Ægirs Rachen verschwanden, während Rán die Mannschaft in ihr Unterwasserschloss entführte. Ægir herrschte über Windstille und Sturm.

Er braute das Met des Lebens aus Baldurs Blut, und sein Becher füllte sich von selbst. Ægir war ein Symbol für Wohlstand – nicht nur, weil er über Met in unbegrenzter Menge verfügte und weil er mit Rán in einem Palast aus Gold lebte. Die wahre Quelle ihres unermesslichen Reichtums war das Meer.

Vielleicht ist unser Boot das, was man früher einen schwimmenden Sarg genannt hätte. Immerhin tragen wir Floatinganzüge. Allerdings haben die nur einen begrenzten Auftrieb, erklärt Hugo, als ich ihn wie zufällig

darauf anspreche. Bei unseren Anzügen handele es sich keinesfalls um Überlebensanzüge, sagt er, während er sich ein Stück Blockschokolade in den Mund steckt. Blockschokolade und Haselnüsse hat er auf dem Meer immer zur Hand, und dabei handelt es sich im wahrsten Sinne des Wortes um Notproviant. Eine Nachwirkung seiner missglückten Magenoperation besteht darin, dass er manchmal schlagartig alle Energie verliert. Dann kann er sich buchstäblich nicht mehr auf den Beinen halten. Das ist ihm bisher nur wenige Male passiert,

aber in höchst ungünstigen Situationen. Beim letzten Mal war er im Wald hinter seinem Haus bei der Hasenjagd. Auf dem Rückweg musste er über den Rasen kriechen und sich auf die Veranda schleppen, das Gewehr zog er hinter sich her. Der Schweiß kam ihm aus allen Poren, und er konnte nicht sprechen, aber Mette begriff sofort, dass er etwas zu essen brauchte. In der Küche stand eine Schüssel Heringe und innerhalb von zehn Minuten hatte Hugo acht Scheiben Brot mit geräuchertem Hering verdrückt.

Manchmal helfen nicht einmal

Überlebensanzüge. Vor ein paar Jahren trieb ein Mann im Hafenbecken von Svolvær. Es stellte sich heraus, dass er aus Melbu stammte, Fischer war und schon seit einiger Zeit vermisst wurde. In einem Überlebensanzug kann man lange überleben, abhängig von der Jahreszeit und der Kleidung, die man unter dem Anzug trägt. Was hat sich der Mann wohl gedacht, als sein Kutter anfang zu sinken und er in den Anzug stieg? Wahrscheinlich, dass alles gut gehen würde. Das war aber nicht der Fall, vermutlich waren seine Finger so kalt geworden, dass er

es nicht mehr schaffte, den Reißverschluss die letzten Zentimeter hochzuziehen. So konnte Wasser in den Anzug eindringen, und der Mann war zum Tode verurteilt.

Oft entscheiden wenige Sekunden. Fast zur selben Zeit war ein sechsundsechzigjähriger Fischer mit seinem Kutter draußen und hatte eine Motorpanne. Sein Anker fand keinen Halt, und die Strömung trieb das Schiff direkt auf die Schären zu. Der Fischer hatte keinen Überlebensanzug zur Hand, nur normale Kleidung und eine Schwimmweste. Bevor er ins Wasser

sprang, konnte er per Handy noch die Notrufnummer wählen und berichten, dass er in Seenot war und wo er sich ungefähr befand. Der Kutter stand kurz davor, an den Schären zerschmettert zu werden. Es war bereits dunkel, es herrschten zehn Grad unter null, und es ging ein starker Wind, als der Fischer ins eiskalte Wasser musste. Aber es gelang ihm, sich auf eine kleine glatte Schäre zu ziehen und sich dort festzuhalten, nachdem ihn die Wellen zunächst mehrmals heruntergespült hatten. Nach zwanzig Minuten kam der Rettungshubschrauber. Mithilfe

von Scheinwerfern entdeckte die Besatzung den Fischer und ließ einen Mann im Rettungskorb zu ihm hinunter. Der Fischer hatte da schon jegliches Gefühl in den Fingern verloren, und auch sein restlicher Körper war fast taub, aber er überlebte.

Gerade mal eine Woche, bevor ich nach Skrova kam, war ganz in der Nähe ein älterer Mann ertrunken aufgefunden worden, daneben kreiste sein leeres Freizeitboot. Er war zum Angeln rausgefahren und aus unbekannten Gründen über Bord gegangen.

Schon als Harald Schönhaar (circa 852 – 933) Norwegen zu einem Reich einte, war der Lofotenfischfang eine feste Einrichtung. Der Beruf des Fischers ist Norwegens gefährlichster. Niemand weiß, wie viele Fischer im Lauf der Jahrhunderte beim Lofotenfischfang ertrunken sind. Über fünfhundert Fischer sollen an einem einzigen Tag umgekommen sein, als 1849 ein gewaltiger Sturm losbrach. Mehrere Tausend Menschen verloren ihren Vater, Ehemann und Hauptversorger.

Wenn man die Zahlen in den Annalen der Fischereiaufsicht auf den

Lofoten aus den Jahren 1887 bis 1896 zusammenzählt, stellt man fest, dass zweihundertvierzig Fischer bei Schiffbrüchen ertrunken sind, deren Hauptursache war, dass die Boote von Sturzwellen überspült oder umgeworfen wurden. ⁷⁵—Unzählige Fischer sind auf diese Weise im Vestfjord ertrunken. Es ist der Prototyp des Schiffbruchs, ja, die reinste Mathematik: überladenes Boot plus Sturzwelle plus kaltes Wasser gleich Tod durch Ertrinken.

»Was glaubst du, wie viele Fischer über all die Jahre beim Lofotenfischfang ertrunken sind?

Fünftausend? Zwanzigtausend?«

Hugo denkt einige Sekunden nach, bevor er antwortet:

»Wer weiß, ob nicht auch ein Eishai einige von denen verschlungen hat, die schon im Wasser lagen?«

Solange sich andere Schiffe in unserer Nähe befinden, sind wir sicher, versuche ich mich zu überzeugen.

»Was meinst du, ist es nicht langsam genug?«, fragt Hugo. Das halbe Boot ist voller Fisch. Sobald wir uns bewegen, treten wir darauf.

»Bist du sicher?«, gebe ich ironisch zurück und schöpfe mit einer

alten Farbdose, die Hugo zu diesem Zweck bestimmt hat, Kabeljaublut und Wasser aus dem Boot.

»Wir holen die Leinen ein«, sagt Hugo.

Ich schaue aufs Handy. Der Akku ist fast leer, aber eine Stunde hält er sicher noch durch. Ich habe eiskalte Finger, denn auch wenn es bei Weitem keine fünfzehn Grad minus mehr sind wie an den vergangenen Tagen, ist es immer noch kalt. Außerdem sind meine Hände schmierig, weil ich zum Aufschneiden der Fische meine Handschuhe ausgezogen hatte. Das

Telefon rutscht mir wie ein Stück Seife aus der Hand. Es fällt in das blutige Wasser, könnte jetzt aber genauso gut in achtzig Metern Tiefe liegen. Hugo schaut auf sein Handy. Es hat noch etwas mehr Saft.

Die Wellen sind höher als zu Beginn unserer Bootstour, daran besteht kein Zweifel. Der klirrend klare Tag wechselt gerade die Kluft. Hugo schaut auf das offene Meer und lässt den Eindruck kurz auf sich wirken. Es sieht aus, als wäre ein Vorhang zur Seite gezogen worden und als waberte nun dichter Zigarrenrauch in unsere Richtung.

Hugo wirft den Außenbordmotor an und nimmt Kurs auf Skrova.

»Es wird gleich schneien«, sagt er und gibt etwas mehr Gas. Das Boot ist so schwer, dass wir kaum voranzukommen scheinen.

Wenige Minuten später werde ich von den ersten nassen Schneeflocken getroffen. Wir sind noch weit draußen auf dem Fjord, mitten in dichtem Schneetreiben.

Unsere gewohnten Orientierungspunkte, Skrova und die Inseln drum herum, lösen sich sofort auf. Auch der Leuchtturm hilft jetzt nicht viel. Die Welt ist auf einen

Schlag monochrom geworden. Das Schneegestöber verdunkelt den Himmel, und um das Boot herum scheint sich ein Sack zusammenzuschüren.

»Das hier ist nicht weiter wild«, bemerkt Hugo und fährt mehr oder weniger blind weiter. Er weiß, dass es noch ein ganzes Stück ist, bis wir in gefährliches Fahrwasser mit Riffen und Untiefen geraten könnten, selbst wenn wir vom Kurs abkommen sollten. Hinter Skrova, auf das wir zuhalten, ist das Wasser an einigen Stellen zwischen den Schären gefährlich niedrig.

Mal ist die Sicht gleich null, mal können wir eine der Inseln schwach erkennen. Nur welche ist es? Sie scheinen sich zu bewegen und von einer Sekunde zur nächsten Form und Position zu verändern. Wo ich eben noch einen Blick auf Lille Molla erhascht zu haben glaubte, oder war es der höchste Gipfel von Skrova, sehe ich jetzt in derselben Richtung etwas, das an einen kleinen Holm erinnert, den ich überhaupt nicht einordnen kann. Die Welt verschwimmt, die Proportionen verschieben sich, als würde man durch eine alte Glasscheibe schauen.

Wenn man Schönbergs Musik in Bilder verwandeln würde, dann ähnelten sie vielleicht dieser kontrapunktischen Aussicht.

Das Boot ist überladen wie ein vereister Zweig, kurz bevor er bricht. Wir werden alle verschwinden. Und diejenigen, die im Meer verschwinden, verschwinden vollständig, plötzlich, für immer. Beim Gedanken daran gruselt es die meisten. Ein früherer Bekannter von mir blieb mit dem Fuß in den Seilen hängen, als das Schleppnetz auf dem Weg in die Tiefe war. Er wurde nie gefunden. Das ist jetzt dreißig Jahre

her, aber ich denke immer noch an ihn. Mein Ururgroßvater ist zwar im Meer ertrunken, aber wir legen keinen gesteigerten Wert darauf, daraus eine Familientradition zu machen.

Das tiefe, salzige, schwarze Meer brandet uns entgegen, kalt und gleichgültig, ohne jede Empathie. Es ist sich selbst genug, es braucht uns nicht, es schert sich nicht um unsere Hoffnungen, unsere Ängste – und schon gar nicht um unsere Beschreibungen. Die dunkle Masse des Meeres ist von überlegener Kraft. Viele Menschen sind bereits in so

eine Situation gekommen, seit ein paar übermütige Vorfahren von uns einen ausgehöhlten Baumstamm aufs Wasser gesetzt haben, auf schlummernden Wellen losgepaddelt sind und zu weit aufs Meer getrieben wurden, wo die Strömungen stärker waren als Arme und Paddel oder sie vielleicht von schlechtem Wetter überrascht wurden. Alle müssen denselben Kälteschauer gespürt haben, als ihnen aufging, dass das Meer wahrhaftig keine Sentimentalität kennt und kein Gedächtnis hat. Was es verschluckt, verschwindet, wird zu Nahrung für

Fische, Krebse und Borstenwürmer,
für Schleimaale, Plattwürmer,
Ringelwürmer und all die
Schmarotzer in der Tiefe. Versunken
und umfängen vom ewigen Ganzen.

Als Gott Jona bestrafen wollte,
schickte er einen großen Fisch, damit
dieser ihn verschlucken möge. Jona
rief Gott um Gnade an, als ihn das
Meer von allen Seiten umschloss. Im
Bauch des Walfischs reichte ihm das
Wasser bis zum Hals, Tang schlang
sich um seinen Kopf. Aber der Herr
wollte Jona nur eine Lehre erteilen
und befahl dem Wal, ihn aus dem
Totenreich wieder nach oben zu

bringen und an Land auszuspucken. Der Schreck ließ Jona zu einem treuen Gefolgsmann Gottes werden. Auch der Islam begegnet dem Wal mit Respekt, denn im Koran steht, der Wal, der Jona verschluckt habe, gehöre zu den zehn Tieren, denen Einlass ins Paradies gewährt werde. [76](#)

Verdammt, was für ein Schneegestöber! Früher gerieten Fischer vermutlich ständig in Situationen wie diese, in Booten, die vielleicht nicht größer oder seetüchtiger waren als unseres, doch obwohl sie nur Segelboote hatten,

meisterten sie die Situation, diese hartgesottenen und erfahrenen Kerle. Moment mal. Das stimmt ja gar nicht. Sie ertranken zu Hunderten in fast jeder Saison, zu genau derselben Jahreszeit und genau in diesem Gebiet. Wie heißt es noch im berühmten Skrova-Lied, das davon handelt, dass das Meer seine Schatzkammern so freigebig öffnet? »Doch im Nu schlägt es um in brodelnden Hass, / fordert mit Zins, was es hat gegeben. / Vom Boot bleiben Splitter nur und Streben. / Das Meer kann geben, doch es nimmt sich auch was, / hält die Mannschaft

im Tanggrab fest so nass.« [77](#)

Ich schaue verstohlen zu Hugo hinüber. Er wirkt nicht besorgt. Andererseits: Habe ich je erlebt, dass er auf dem Meer besorgt aussieht? Zumindest hat er keinen Kopfhörer auf. Was passiert, wenn die Strömungen zwei Wellen zusammenschieben, sodass sie doppelt so groß werden und zu einem Brecher anwachsen?

Der Boden unseres Bootes ist komplett mit Fischen bedeckt, aus deren Kiemen Flüssigkeit läuft. Sie nutzen die gleichen Muskeln und

Nerven, die unsere Vorfahren aus dem Meer mitgebracht haben und die uns viele Hundert Millionen Jahre später das Sprechen ermöglichen. Fische erzeugen Töne, die wir nicht hören können. Sie kommunizieren miteinander.

In der Dunkelheit unter uns strömt das Wasser ungehindert über Sandboden und glatte Steine. Selbst die Seesterne auf dem Grund halten sich fest. Der Fingertang wiegt sich hin und her wie hohes Gras bei starkem Wind. Der Heilbutt lässt sich ruhig in größere Tiefen sinken. Auf dem Grund scharrt er einen

Schlafrock aus Sand über sich und legt sich zur Ruhe. Die Larven von Kabeljau, Seelachs, Pollack, Schellfisch, Hering und Makrele bleiben im unruhigen Tang. Der Eishai liegt halb blind im Dunkeln, so tief, dass er kaum merkt, was an der Oberfläche vor sich geht.

Hugo nimmt etwas Tempo raus und bittet mich, Ausschau zu halten. Solange wir nichts sehen und das Boot von der starken Strömung mitgezogen wird, haben wir ein Problem. Im Fahrwasser um Skrova, besonders auf der Meerseite, gibt es so viele Untiefen und Schären, dass

man genau wissen muss, wo man sich gerade befindet. Hugo ist sich dessen natürlich bewusst, aber für ihn ist das Meer etwas anderes als für mich. Er liest aus den kleinen Augenblicken mit Sicht viel mehr heraus als ich. Und auch wenn er kein Land sieht, ist das Meer für ihn kein einförmiges, undifferenziertes Element. Jede Position auf dem Meer lässt sich als Ort mit einzigartigen Strömungen, Bodenverhältnissen, Untiefen und wichtigen Eigenheiten begreifen, wenn man das erforderliche Wissen hat. Die alten Fischer sind alle Experten, auch Hugo hat ausgeprägte

Fähigkeiten auf diesem Gebiet, so oft wie er sich auf dem Meer aufgehalten hat.

Wir wechseln fast kein Wort mehr, er fragt mich zwischendurch nur, was ich denke. War das Lille Molla, was wir da drüben gesehen haben? Land und See scheinen andauernd ihre Plätze zu tauschen. Hugo fragt mehr der Form halber, denn in dieser Situation verlässt er sich am ehesten auf sich selbst. Auch ich verlasse mich am ehesten auf ihn, denn ich bin ziemlich desorientiert, ich kann lediglich Ausschau halten und Bescheid geben, wenn ich direkt

vor mir etwas sehe. In Momenten, wenn der Schnee besonders dicht fällt, machen es einem die Flocken schwer, die Augen offen zu halten, und wenn es mir trotzdem gelingt, sehe ich kaum mehr als ein paar Bootslängen voraus. Der Schnee ist wie eine bedrohliche schwarze Wand, die alle Konturen auslöscht. Meine größte Sorge ist nicht, dass wir an Land krachen, sondern dass wir es nicht tun. Denn der Wind hat zugenommen und damit auch der Wellengang. Es überrascht mich immer wieder, wie schnell der Wind das Meer aufpeitscht.

Der 14-Footer wirkt kleiner
denn je und das Meer immer größer.
Das Boot, Hugo und ich sind
stocknüchtern. Das Meer wirkt
berauscht und betrunken. Wie viele
Male habe ich mich nicht schon über
einen Bootsrand gebeugt und in den
Abgrund gestarrt? Jetzt starrt er
zurück. Im Skrova-Lied werden
diesem Gefühl ein paar Verse
gewidmet: »Schwerer Sturm und
schwere See sind Mächte, die
erdrückend groß, / das
Menschenkind ist im Vergleich ein
winzig Samenkörnchen bloß.«

Ausnahmsweise hat Hugo

weder Seil noch Anker an Bord. Sie liegen im RIB. Ich frage ihn, ob wir genug Benzin im Tank haben. Er runzelt die Stirn, schaut nach und nickt. Hugo ist ungewöhnlich still, er wirkt äußerst aufmerksam und konzentriert, als hätte er gerade einen anonymen Anruf erhalten und wüsste nicht, ob er ihn ernst nehmen soll.

Im Bug spritzt mir die Gischt ins Gesicht, deshalb ziehe ich mich auf die mittlere Ruderbank zurück. Durch meine Bewegung ändert sich die Gewichtsverteilung im Boot. Hugo sitzt wie immer hinten mit einer Hand am Außenbordmotor, der

größer und schwerer ist, als für dieses Boot zugelassen, was den Schwerpunkt von vornherein verschiebt. Genau in dem Moment, in dem ich mich bewege, kommt von achtern eine große Welle. Die Fischkisten rutschen nach hinten, während die Welle über das Heck schwappt. Hugo stemmt die Füße gegen eine der Kisten, schiebt sie mit aller Kraft weg und wirft sich hinterher. Bei so viel Gewicht an der falschen Stelle hätte das Boot im Nu voll Wasser laufen und sinken können.

Ich verziehe mich

schuldbewusst zurück in den Bug, diesmal, um auf meinem Posten zu bleiben.

Es ist erst März, und bald wird es dunkel. Aufgrund der dicken Wolkendecke, die fast bis aufs Meer herunterreicht, ist es ohnehin nicht ganz hell. Wind und Dunkelheit kommen uns entgegen wie zwei Alliierte, die sich mit dem blauschwarzen Meer verbündet haben. Das Wasser wirbelt um die Holme und Unterwasserklippen, denen wir uns immer mehr nähern. Die nassen, dichten Flocken werden

allmählich hart. Dort, wo sie herkommen, muss es noch kälter sein.

Der 14-Footer hüpfte auf und ab wie ein Kirmespferd. Da ist eine Klarheit in der vertikalen Bewegung, die in den Ozean hinabführt. Sie ist vor uns, über uns, in uns. Aber am allermeisten unter uns. Unten auf dem Grund des dunklen Meeres, wo wundersame Fische leben.

»Dann findet ein Lichtstrahl durch Wolken den Weg / nach Skrova mit Hoffnung und Freuden.« Denn plötzlich wird der Vorhang mit einem kräftigen Ruck zur Seite gezogen.

Wir haben wieder die erforderliche Sicht. Schneebedeckte Inseln mit gezackten schwarzen Granitbergen erheben sich einige Kilometer vor uns auf der Backbordseite wie eine Fata Morgana. Hugo erfasst mit einem Blick, wo wir sind. Wir sind viel weiter nach Westen abgetrieben, als man es für möglich halten sollte, insbesondere weil Wind und Strömung aus dieser Richtung kommen. Wären wir noch eine Stunde so weitergetuckert, wären wir in unbekanntes Fahrwasser geraten, weit von Skrova entfernt.

Jetzt ist alles wieder wie

zuvor. Wir fahren langsam weiter, essen unsere Schokolade und trinken ein paar Schluck Wasser, sagen jedoch kein Wort, denn manche Situationen verlangen nicht nach einem Kommentar.

Zwanzig Minuten später fahren wir in den Hafen von Skrova ein, kommen aber aus der entgegengesetzten Richtung. Der 14-Footer ist immer noch voller Winterkabeljau. Wir mussten nichts davon über Bord werfen, um uns über Wasser zu halten.

Später an Land bezeichnet keiner von uns die Angeltour als

dramatisches Erlebnis. Und vielleicht war sie das auch nicht. Eigentlich ist ja alles so verlaufen wie geplant. Wir sind zurückgekommen, und damit ist es ein Ausflug geworden, den ich nicht missen möchte.



24

War man auf dem Nordmeer unterwegs, kann man nicht einfach am Kai festmachen und ins Bett

gehen. Die Hälfte der Arbeit steht uns noch bevor. Wir müssen uns jetzt um den Fisch kümmern. Wir stellen einen Tisch auf den Anleger, und bald verteilen sich die Innereien über den ganzen Kai. Hugo schneidet mit einer schnellen japanischen Bewegung die Zungen heraus.

Bei der von uns verwendeten Methode der Stockfischherstellung wird die Rückengräte entfernt, damit der Kabeljau mit dem Schwanz nach oben über einen Stock gelegt werden kann und zu beiden Seiten ein grätenfreies Filet herunterhängt. Diese Methode ist am

zeitaufwendigsten, aber sie liefert das wohlschmeckendste Ergebnis. Einige hängen den ausgenommenen Fisch ungeteilt auf, aber dann läuft man Gefahr, dass sich der Bauch schließt. Schon Olaus Magnus berichtet, dass die auf diese Weise gewonnenen Stockfischfilets besonders geschätzt und für die erlesensten Gerichte verwendet wurden. [78](#)

Während Hugo schneidet, ist es meine Aufgabe, eine Schnur um den Schwanz zu binden, damit der Fisch nicht durch sein Eigengewicht abreißt. Außerdem sind Leber, Rogen und Zungen zu verarbeiten. Den

Rogen füllen wir in einen Behälter und bestreuen ihn schichtweise mit Salz. Die Eier dürfen in ihrer Entwicklung nicht zu weit sein, denn kurz vorm Laichen sind sie zu fett und von einer gallertartigen Konsistenz. Von ihnen haben wir aber nur wenige. Wenn der Rogen getrocknet ist und die Salzlake ihm die Flüssigkeit entzogen hat, wird Hugo ihn räuchern und Kaviar daraus machen. Einige der Winterkabeljaue salzen wir ein, um sie später zu Klippfisch zu trocknen.

Die Leber landet in einem großen Plastikeimer. In den nächsten

Wochen und Monaten wird sie sich aufspalten, bis oben reines Tranöl schwimmt. Das wird anschließend mit Farbstoffen vermischt und an die Wände des Aasjordbruket gepinselt, die einen Anstrich nötig haben. Auf dem Boden des Eimers bleiben Leberreste zurück, fette Abfallstoffe, die furchtbar stinken, wenn sie verfaulen. Damit wollen wir den Eishai füttern. Hugo erzählt, dass sie früher aus den Leberresten Platten gepresst und um die Wasserrohre gewickelt haben, damit diese im Winter nicht zufroren. Das hat funktioniert, weil ein biologischer

Prozess wärmeerzeugendes Gas
entstehen lässt.

Das aus Kabeljauleber
gewonnene Öl eignet sich
hervorragend zur Farbherstellung.
Aber Farbe, die mit dem Öl einer
Eishaileber angerührt wurde, ist eine
Klasse für sich. Auf den Lofoten
stehen noch Häuser, die vor fünfzig
Jahren damit angestrichen worden
sind. Die Farbe wird so hart, dass sie
sich nicht mehr abkratzen lässt, und
so glatt, dass keine andere Farbe auf
ihr hält. Soll das Haus eine andere
Farbe bekommen, muss die
Holzverkleidung komplett

ausgetauscht werden. Raumschiffe sollte man mit Eishaiöl streichen, auch wenn sich der Gestank im Weltraum verbreiten würde und unseren Planeten in Verruf bringen könnte.

Während wir mit den Fischen beschäftigt sind, fällt mir ein, was ich am Morgen in der Lokalzeitung gelesen habe. Der Tag, den wir überlebt haben, wird von alters her »der große Schnapstag« genannt. Der Hintergrund dieser Bezeichnung ist unklar. Möglicherweise wurde dieser Tag auf den 25. März gelegt, weil die Neulinge auf einem Kutter dann so

viel verdient hatten, dass sie der übrigen Mannschaft einen Schnaps ausgeben konnten. Einige vermuten, dass die Tradition bis in die katholische Zeit zurückreicht und mit Mariä Verkündigung zusammenhängen könnte, dem Tag, an dem der Erzengel Gabriel der Jungfrau Maria verkündet haben soll, dass sie schwanger ist. Wie da der Alkohol ins Bild passt, weiß man nicht, aber es heißt ja nicht umsonst: Gottes Wege sind unergründlich. Apropos, habe ich nicht noch eine Flasche Whisky in meinem Zimmer? Ich habe sie auf den Orkneyinseln

gekauft, weil es hieß, dies sei der beste »salzige« Whisky in ganz Schottland.

Mette kommt mit Eiszapfen im Haar von einem Bad im Meer zurück und lächelt über den Anblick, der sich ihr bietet. Auch sie hat ihr ganzes Leben in einem Fischerumfeld verbracht. Überall stehen Eimer und Kübel mit Innereien, Rogen, Leber und Zungen herum. Im Halbdunkel werden glänzende, eiskalte Winterkabeljaue über die Stöcke drapiert. Aus einem Teil des Stockfisks soll zu gegebener Zeit »Lutefisk« werden, das traditionelle

Weihnachtsessen, für das der getrocknete Fisch in Lauge gewässert wird. Unser Lutefisk ist anders als der, den man im Laden kaufen kann. Der wird nämlich aus drittklassigem Stockfisch hergestellt und verträgt kein Wasser mehr, sondern fällt völlig auseinander.

Das Trocknen ist immer ein bisschen Glückssache, denn die Qualität des Stockfisches hängt vom Wetter ab. Er sollte nicht zu lange bei starkem Frost hängen, dann platzt er auf. Zu viel direktes Sonnenlicht ist auch nicht gut, er kann dann angesengt werden. Glücklicherweise

fällt der Lofotenfischfang in die beiden Monate, in denen die Bedingungen optimal sind. Käme der Kabeljau später zu den Lofoten, wäre es zu warm, und der Fisch würde von Insekten, Schimmel und Bakterien bedroht. Käme er früher im Winter, würden die Minustemperaturen den Trocknungsprozess aufhalten, und der Fisch würde möglicherweise Frostschäden erleiden. Dass auf den Lofoten schon seit langer Zeit Stockfisch produziert wird, ist also einer Kombination glücklicher Umstände zu verdanken.

Für den Fisch, den wir gerade

aufhängen, wünschen wir uns
möglichst viel leichten, etwas
feuchten Wind, viel Licht, aber keine
Wärme, nur ein paar Grad über null,
damit der Fisch in der richtigen
Geschwindigkeit trocknet und reift.
Etwas Regen ist nicht schlimm, aber
viel Regen über lange Zeit ist nicht
gut. Auch sollte die Luft nicht zu
trocken sein. Warme, stehende Luft
wirkt sich negativ auf die Qualität
aus. Aber von einer solchen
Witterung wird Skrova zum Glück
eher selten geplagt.

Verläuft der
Trocknungsprozess gut, bekommen

wir vielleicht einen der haltbarsten, vielseitigsten, eiweißreichsten und schmackhaftesten Rohstoffe, die es gibt. Der Kabeljau ist ein magerer Fisch und behält im getrockneten Zustand alle Nährstoffe in konzentrierter Form bei. Er war von jeher Norwegens wichtigster Exportartikel. In der *Saga von Egill Skalla-Grímsson* wird erzählt, dass Torolv Kveldulvsson bereits im Jahr 875 Stockfisch von den Lofoten nach England exportiert habe. Die ältesten realgeschichtlichen Quellen berichten, Vágar (heute Vågan) sei die erste Handelsniederlassung

gewesen, die Stockfisch exportiert habe.

Wenn Prüfer die Stockfische für den Export begutachten, entscheidet eine ganze Reihe von Faktoren: Farbe, Geruch, Länge, Dicke, Konsistenz und Aussehen. Zeigt der Fisch Spuren von dem Schlag mit dem Gaff? Weist er Blutränder und Blutflecken oder vielleicht Leberreste in Nacken oder Bauch auf? Haben Vögel an ihm gepickt? Natürlich darf er keinerlei Spuren von Schimmel oder Stockflecken zeigen.

Seit die Stockfischprüfung

1444 durch einen königlichen Erlass zur Pflicht geworden ist, haben die Stockfischprüfer eine eigene Sprache entwickelt. Die Verbreitung des Stockfisches lässt sich anhand von Quellen aus der Mitte des 18. Jahrhunderts demonstrieren. Sie stammen aus der Hansestadt Bergen, deren Bedeutung in hohem Maße auf den Stockfischhandel zurückgeht. In diesen Quellen tragen die verschiedenen Qualitätsstufen Namen wie »Lübecker Zartfisch«, »Dänischer Zartfisch«, »Holländischer Zartfisch«, »Hamburger Hökerfisch«, »Lübecker Lotsenfisch« und so weiter.

Heute arbeiten die Stockfischprüfer mit dreißig verschiedenen Qualitätsstufen, von denen einige noch aus der Hansezeit stammen. Die drei Hauptkategorien sind Prima, Sekunda und Afrika. Die Italiener bezahlen am meisten für die Güteklasse Ragno, einen dünnen makellosen Fisch von mehr als sechzig Zentimetern Länge. Der Bauch muss für die Prüfung offen sein. Alle Fische der Qualitätsstufe Prima und Sekunda sind im Prinzip für den italienischen Markt bestimmt. Andere, billigere Handelsklassen gehen häufig nach

Afrika.

Neben mir im Flugzeug nach Bodø saß ein nigerianischer Gentleman, der als Erwachsener überwiegend in Manchester gelebt hat. Er war Fischmakler und wollte auf die Lofoten, um mit den Stockfischproduzenten Terminkontrakte abzuschließen, besonders für getrocknete Kabeljauköpfe, die in einigen westafrikanischen Ländern hoch im Kurs stehen. Im späten Frühjahr wollte er die getrockneten Kabeljauköpfe, die noch gar nicht aus dem Meer geholt worden waren, nach

Afrika verkaufen.

Zum Abendessen gibt es kleine Wangenfilets, die Hugo aus den großen Kabeljauköpfen geschnitten hat. Man brät sie mit der Hautseite nach unten. Das Fleisch schmeckt etwas anders als der Rest, es ist fester, hat gröbere Fasern und einen schalentierartigen Geschmack.

Beim Essen erzählt Hugo eine seltsame oder vielmehr groteske Geschichte. In seiner Kindheit, also Mitte der 1960er-Jahre, wurden in Helnessund drei große Pyramidengestelle errichtet. Darauf

hängte man – mitten im Sommer – zigtausend Seelachse zum Trocknen auf. In Nordnorwegen trocknet man normalerweise keinen Seelachs, aber dieser hier war für einen anderen Markt bestimmt. In vielen Teilen Afrikas gab es damals Bürgerkriege und Hungerkatastrophen.

Doch es setzten sich Fliegen in den Fisch. Vor dem Export besprühten ihn daher Männer in weißen Ganzkörperanzügen mit dem hochgiftigen Insektenvernichtungsmittel DDT. Zum Glück wurde der Export von getrocknetem Seelachs in

afrikanische Entwicklungsländer
nach ein paar Jahren wieder
eingestellt, soweit Hugo sich
erinnern kann.

Jemand sollte in der Nacht
Wache halten, damit sich der Nerz
nicht am Fisch bedient – das ist mein
letzter Gedanke, bevor ich
vollständig angezogen ins Bett falle
und auf der Stelle einschlafe.



Am nächsten Morgen gehe ich mit einer Tasse Kaffee auf den Anleger. Der Winterkabeljau hängt unversehrt auf seinem Gestell, aber ein Otter schwimmt in der Bucht vor dem Aasjordbruket, direkt vor dem schwimmenden Bootsanleger. Er verhält sich alles andere als diskret, springt aus dem Wasser und wieder hinein wie ein Delfin. Plötzlich hält er inne, reibt sich die kleinen Vorderpfoten und schaut zu mir herüber. Hugo kommt zu mir auf den Kai, und ich zeige ihm den Otter, der

nach ein paar Sekunden weiterschwimmt, auf die gleiche delfinähnliche Weise wie zuvor. Wir schauen ihm amüsiert zu. Hugo hat noch nie einen Otter so schwimmen sehen, und es ist etwas ungewöhnlich, dass das Tier am helllichten Vormittag die offene Bucht von Skrova durchquert.

Beim Angeln in den Gewässern der Umgebung hat Hugo schon häufig Otter beobachtet, die insbesondere im Winter gern herumtollen. Sie rutschen von vereisten, steilen Felsen ins Meer, um anschließend wieder hochzuklettern

und noch einmal hinunterzurutschen. Dieses Spielverhalten dient keinem ersichtlichen Zweck, deutet aber auf überschüssige Intelligenz hin. Der Otter ist ohnehin als cleveres Tier bekannt. Er lässt sich gern auf dem Rücken im Wasser treiben, hält einen Stein in der Pfote und bricht damit auf seiner Brust Muscheln auf.

Der Otter ist in dieser Landschaft heimisch, im Gegensatz zum Nerz, der vor über fünfzig Jahren für die Pelztierzucht aus Amerika eingeführt wurde. Vielen Nerzen gelang natürlich die Flucht, und sie passten sich mehr oder

weniger an das Leben in freier Natur an. Allerdings dringt der Nerz überall ein, kackt hin, wo es ihm passt, und verwüstet alles, wenn sich ihm die Gelegenheit bietet. Außerdem frisst er große Mengen an Seevögeln.

Am Nachmittag unternehmen wir eine kleine Bootstour, nicht sehr weit und bei gutem Wetter, doch schon nach kurzer Zeit wissen wir, was wir wissen wollten: Der 14-Footer taugt nicht dazu, auf dem offenen Meer auf Eishaifang zu gehen. Natürlich ist das schade, in meiner kleinen

Reisebibliothek habe ich nämlich ein Buch, aus dem man schließen könnte, dass es in der Tiefe gerade jetzt von Eishaien nur so wimmelt.

Johan Hjort (1869 –1948) war einer der bedeutendsten norwegischen Meeresforscher. Im Jahr 1900 begab er sich mit dem neuen Dampfschiff der »Fischereiforscher«, das nach Michael Sars benannt war, auf eine jahrelange Reise entlang der nordnorwegischen Küste. Er war nicht nur Wissenschaftler, sondern zu dieser Zeit auch Direktor der norwegischen Fischereibehörde. Auf seiner Reise

untersuchte er alle Fischereizweige und veröffentlichte die Ergebnisse 1902 in seinem Buch *Fiskeri og Hvalfangst i det nordlige Norge* (Fischerei und Walfang im nördlichen Norwegen) – und diesen Band habe ich mit nach Skrova genommen.

In der Einleitung schreibt Hjort, er wolle Fragen beleuchten, die die Bevölkerung Nordnorwegens schon länger beschäftigten und die der Allgemeinheit besonders durch den alten Streit zwischen Fischerei und Walfang bekannt geworden seien. Dieser alte Streit beruhte darauf, dass die Küstenfischer der

Finnmark der Ansicht waren, der Wal treibe normalerweise große Mengen Lodde in Richtung Küste. Durch die Jagd auf den Wal verschiebe sich jedoch das gesamte Gleichgewicht. Die Lodde komme nicht mehr an die Küste, und schuld daran seien die Walfänger. Während einer einzigen Fangsaison töteten sie allein im Varangerfjord manchmal bis zu hundert Blauwale und zig Finnwale. Außerdem meinten die Küstenfischer, der Abfall aus den Kochereien und Fabriken verschmutze den Meeresboden.

Hjort untersuchte die

ökonomischen und
meeresbiologischen Faktoren aller
Fischereizweige und konnte damit
auch den Eishai nicht außer Acht
lassen. Er räumte ein, dass die
Kenntnisse der Wissenschaft über
diese Tierart höchst unvollkommen
seien, hielt aber fest, dass der Eishai
in großer Zahl in den arktischen
Meeren vorkomme. Im Norden werde
er auch in großem Umfang bejagt.
Und im Winter fange man ihn sogar
im Bunnefjord bei Kristiania – dem
heutigen Oslo! An den Küsten
Nordlands fänden sich im Spätwinter
zur selben Zeit wie der

Winterkabeljau zahlreiche Eishaie ein. Damit der Kabeljaufang beginnen könne, müssten zuerst die Eishaie verjagt werden, die sich ebenso im flachen Wasser wie in sehr großen Tiefen aufhalten könnten, schreibt Hjort.

Allein in der Finnmark, besonders von Hammerfest und Vardø aus, machte man mit sechs Booten und einundzwanzig motorisierten Schiffen Jagd auf den Eishai. 1898 erzielte man damit einen Gesamtgewinn von zweiundsiebzigtausend Kronen, was der heutigen Kaufkraft von knapp

fünf Millionen Kronen entspricht.

Hjorts Beschreibung der Fangtechnik beweist, dass Hugo und ich nicht völlig danebenliegen. Im Roten Häuschen treffe ich Hugo beim Verlegen eines Fußbodens an und lese ihm vor:

»Zum Fang verwendet man einen großen kräftigen Eisenhaken mit einer dünnen Eisenkette als Vorfach und einem großen Eisenlot als Gewicht. Als Köder nimmt man Robbenspeck, und an Bord gehoben wird der Fisch mit einer kleinen Winde. Auf diese Weise können bis zu 60 Eishaie am Tag gefangen

werden.« [79](#)

»Sechzig am Tag? Als ob das eine Leistung wäre«, sagt Hugo und lacht.

Die von Hjort befragten Haijäger waren davon überzeugt, dass der Eishai große Strecken zurücklegt. Im April fingen sie ihn an der Küste, aber schon im Mai draußen auf dem Meer. Im Sommer mussten sie ihm bis ins Treibeis des Weißen Meeres, ins sogenannte »Osteis«, folgen, und im September verlagerte sich der Fang in das Gebiet zwischen Bäreninsel und Spitzbergen. Im Gespräch mit Hjort berichteten

Fischer, die an diesen Fahrten teilgenommen hatten, dass sich im Magen von Eishaien, die sie an der Eisgrenze gefangen hatten, häufig Überreste von Netzen und Langleinen befunden hätten. Derartige Fanggeräte wurden im Eismeer damals nicht verwendet, sodass die Eishaie sie an der Küste verschluckt haben mussten. Die Fischer waren der Meinung, der Eishai folge dem Kabeljau auf seinen Wanderungen ins Eismeer und von dort zurück. Im Magen der Eishaie fanden sie oft große Mengen Kabeljau, die lebend verschlungen worden waren.

Gegen Ende des Buchs ergeht sich Hjort in einer generellen Betrachtung zum Eishaifang, die sich auf den Punkt mit den Erfahrungen deckt, die Hugo und ich gemacht haben:

»Der Eishaifang ist äußerst beschwerlich. In diesen nördlichen Gewässern stürmt es meist das ganze Jahr, dann mit den kleinen Kuttern bei Kälte und starkem Wellengang ›schwoiend‹ auf Anker zu liegen und die schweren Eishaie hochzuziehen, ist selbstredend eine große Plackerei.« [80](#)

Einige von Hjorts Informanten

hatten ihr ganzes Leben dieser Mühsal gewidmet. Ein Eismeerfischer war dreißig Sommer hintereinander auf Eishaifang gewesen und erzählte, er allein habe wohl siebzigtausend Liter Eishaileber hochgeholt, das Einzige, was sie an dem Fisch interessierte. Ich klappe das Buch des guten Hjort zu, der zum Zeitpunkt der Niederschrift noch eine glänzende Karriere als Erforscher der Tiefsee vor sich hatte. [81](#)

Der Winterkabeljau tummelt sich direkt vor unserer Haustür, und die kühnsten Eishaie sind ihm möglicherweise den ganzen Weg vom

Eismeer gefolgt. Doch selbst wenn wir ein vernünftiges Boot hätten, könnten wir jetzt nicht rausfahren. Denn in Skrova steht das große Fest zur WM im Kabeljaufischen vor der Tür.



26

Vergangenes Jahr hatten wir diese Veranstaltung eher zufällig besucht. Wir waren morgens wach

geworden und hatten festgestellt, dass im Lauf der Nacht starker Südwestwind aufgekommen war, der direkt in die Bucht drückte. Hugo hatte die Befürchtung, dass der 14-Footer nicht sicher vertäut wäre. Damals gab es am Aasjordbruket noch keinen schwimmenden Anleger, und wir hatten das Boot nach einer Angeltour vor der Firma Ellingsen festgemacht.

Hugos Bauchgefühl erwies sich als richtig. Als wir auf der anderen Seite der Bucht ankamen, war das Boot voller Wasser. Wir brauchten eine halbe Stunde, um es leer zu

schöpfen, und mühten uns dann ab, es im Unwetter so zu drehen, dass es mit dem Bug zu den Wellen lag. Und da wir nun schon einmal diesseits der Bucht waren, gingen wir zum Fest der WM im Kabeljaufischen, das in Ankas Gjestebud abgehalten wurde.

Hinter dem Lokal lagen zwei Erwachsene auf der Erde und buddelten in einer Schneewehe, vielleicht versuchten sie, sich eine Schneehöhle zu bauen. Eine Bluesband mit einem bekannten norwegischen Schauspieler als Sänger grölte im Hintergrund: »Eine Möwe / warst du, und daß du / so enden

würdest! / Die anderen steigen im Sturm, / du bleibst zurück auf einer Schäre und schreist.« [82](#)

Es war nicht einmal zwölf Uhr mittags. Das stabile Partyzelt neben dem Haus bot Platz für mindestens hundert Menschen, wurde aber gerade evakuiert. Der Wind hatte soeben einen ernsthaften Versuch unternommen, es mit Mann und Maus ins Wasser zu blasen.

Ankas Gjestebud war brechend voll, und die Leute tranken beidhändig. Sie schrien einander an, als stünden sie immer noch draußen im Sturm. Es waren nur Erwachsene

da, und die Frauen waren genauso aggressiv wie die Männer. Als ich mich an den Tresen stellte, um Wein zu kaufen, starrte mich der Mann neben mir die ganze Zeit an. Schließlich starrte ich zurück.

»Wollen wir uns nicht ein bisschen prügeln?«, schlug er vor.

Das brachte mich etwas aus der Fassung, und ich fragte den Mann, ob er nicht so freundlich sein könne zu warten, bis ich betrunken sei. Er hatte wohl einen Witz gemacht, allerdings zeigte er nicht die Spur eines Lächelns. Hugo hatte den Auftritt aus der Ferne verfolgt,

und als ich an den Tisch zurückkam, erkundigte er sich, worüber wir gesprochen hätten. Er war nicht überrascht und erzählte mir, der Mann sei dafür bekannt, dass er anderen gern den Arm breche. Daher riet er mir, mich von ihm fernzuhalten.

Dann fiel Hugo eine Geschichte aus seiner Kindheit ein. Von seinem Zimmer aus hatte er eines Morgens gesehen, wie ein Mann aus einem Zelt stürmte, in das er zuvor mit seinem Messer eine Öffnung geschlitzt hatte. Zwei andere Männer stürzten hinter ihm her, während er

zum Strand rannte. Kurz darauf schlugen Flammen aus dem Zelt. Denn auf dem Weg nach draußen oder bei der Schlägerei drinnen hatten die Männer offenbar den Campingkocher umgestoßen. Der Flüchtende hatte das Meer erreicht und schwamm los. Die zwei Verfolger holten ein Gewehr und schossen auf den Mann, der versuchte, sein Boot zu erreichen. Er hatte es an einer Netzboje fünfzig Meter draußen im Innersund vertäut.

Tags darauf tauchte der zuständige Polizeibeamte auf. Jemand musste ihn gerufen haben. Der lange

Arm des Gesetzes brachte die drei Männer dazu, sich zu versöhnen, und forderte sie auf, gemeinsam für das abgebrannte Zelt aufzukommen. Alle waren sofort einverstanden, und somit war die Sache aus der Welt.

Mette war auch zum WM-Fest in Ankas Gjestebud mitgekommen. Sie hat gute Nerven und überhaupt nichts gegen eine Feier einzuwenden, aber die johlende und fast barbarische Energie an diesem Ort voller Betrunkener, die das Trinken nicht gewöhnt waren und jetzt kollektiv in einen nahezu karnevalistischen Zustand gewechselt

hatten, in dem so gut wie alles erlaubt zu sein schien, war ihr zu viel, und sie verzog sich schnell.

Hugo und ich blieben sitzen, fast trotzig, denn auch uns machte die Stimmung nervös. Es war nicht ohne Weiteres zu erkennen, in welcher Disziplin die Weltmeisterschaft ausgetragen wurde. Die sonst übliche Zurückhaltung der Leute war einem hemmungslos direkten Umgang gewichen, der befremdlich wirkt, wenn man nicht von Anfang an dabei war. Um die Stimmung erträglicher zu gestalten, kippten wir fleißig

Rotwein in uns hinein. Zum Glück endete das Fest um vier Uhr nachmittags, ohne dass jemand vom Kai ins Wasser gefallen oder geweht worden wäre.

Ich erinnere mich an Hugos letzte Worte, als wir vornübergebeugt durch den Schneesturm zurück zum Aasjordbruket gingen: »Dieses Fest werden wir bei uns nicht feiern. Im Leben nicht!«

Genau dieses Fest soll in fünf Tagen im Aasjordbruket stattfinden. Ankas Gjestebud hat inzwischen

geschlossen. Daraufhin wurden Mette und Hugo gefragt, ob sie das WM-Fest in ihren großen Räumlichkeiten ausrichten könnten, die dafür am besten geeignet schienen. Wo sich die Gelegenheit nun schon einmal bot, konnten sie sie nicht ausschlagen. Sie haben große Investitionen getätigt und brauchen auch Einnahmen. Auf dem Anwesen soll noch viel gebaut werden, was große Summen an Geld verschlingt, und die Banken stellen ihre Forderungen. Vielleicht ist es etwas zu früh für so ein großes Fest, aber irgendwann muss man schließlich ins kalte Wasser springen.

Vor nur drei Jahren war das Aasjordbruket abbruchreif gewesen, eine Beleidigung für das Auge eines jeden, der nach Skrova kam, ja, fast ein Schandfleck für den ganzen Ort. Die morschen Wände und der baufällige, noch morschere Anleger signalisierten der Umwelt allzu deutlich, dass Skrova wie viele andere kleine Küstenorte kurz vor dem Untergang stand. Dass man einen Kampf gegen die Zeit führte, mit dem Rücken zur Wand, denn hier gab es keine Zukunft. Das Aasjordbruket war keine pittoreske alte Burgruine, sondern eine quälende

Erinnerung daran, dass der Fortschritt seinen unerbittlichen Lauf nimmt, Hand in Hand mit Abwanderung und Verfall. Vielleicht ist es gar nicht so. Es sah aber so aus.

Jetzt wird das neue Aasjordbruket zum ersten Mal seine Tore öffnen. Und es soll ein besonderer Tag werden, nicht nur für Mette und Hugo, nicht nur für die alte Fabrik an sich – sondern für ganz Skrova. Ziel ist ja, dass das Aasjordbruket zum Gemeinschafts- und Kulturhaus für die ganze Insel wird, kurz gesagt zu Skrovas guter Stube. Die alte Fischfabrik hat im

Lauf der Jahre wer weiß wie viele Millionen Kabeljaue entgegengenommen. Was könnte da als erste Veranstaltung im wiederauferstandenen Aasjordbruket passender sein als das Fest zur WM im Kabeljaufischen?

Die letzten Tage werden zu einem Wettlauf mit der Zeit, es ist schließlich eine Großveranstaltung. Für den Tag werden Hunderte von Gästen erwartet, also mehr Menschen, als auf der ganzen Inselgruppe leben. Die Leute kommen mit großen RIBs, mit Fischkuttern

und Hubschraubern von Svolvær und Kabelvåg. Dort sind die Hotels bis zum letzten Bett belegt, denn die Besucher kommen von weit her, um an der Weltmeisterschaft teilzunehmen. Dabei geht es ihnen nicht in erster Linie darum, ein paar Fische aus dem Meer zu holen, und schon gar nicht darum, diesen Wettbewerb zu gewinnen. Viele Firmen laden ihre Angestellten oder Geschäftspartner hierher ein. Die schöne Landschaft, die vielen Boote auf dem Meer (gutes Wetter vorausgesetzt) und die ausgedehnten Kabeljaubankette sollen Teamgeist

und Begeisterung wecken. Die Feste, und nicht nur das auf dem Aasjordbruket, sind die Hauptsache.

Mette und Hugo sind seit Wochen Tag und Nacht mit der Planung, den Bestellungen und tausend praktischen Dingen beschäftigt, die geregelt sein wollen, von der zusätzlichen Stromversorgung bis zu den Anträgen auf Schankerlaubnis und der Veranstaltungsgenehmigung seitens der Feuerwehr. Wände mussten gekalkt, Tresen gebaut, Geländer gezimmert, Räume aufgeräumt und dekoriert werden. Es

musste eine Küche eingerichtet werden, denn es sollen Walfleisch und Fischburger serviert werden. Vieles von dem, was benötigt wird, leihen sich die beiden auf der ganzen Insel zusammen, aber einiges muss von Svolvær herbeigeschafft werden.

Hugo hat sogar einen tonnenschweren alten Dampfkessel aufgetrieben, der per Kran auf den Kai gehievt und von dort durch die Flügeltür in den früheren Geräte- und Beköderungsraum gerollt wird. Da keine Straße zum Aasjordbruket führt, muss alles, was ein bestimmtes Gewicht oder eine gewisse Größe

überschreitet, per Boot angeliefert werden. Vom Deck der »Havgull«, die sich früher im Besitz der Familie Aasjord befunden hat, werden eine Palette mit 1512 Bierdosen und ein Tank mit tausend Litern Diesel für die Brenner auf den Anleger gehoben.

Es zeigt sich deutlich, dass ganz Skrova das Fest zu einem Erfolg machen will. Mette und Hugo merken, wie die einflussreichsten Personen der Insel ihre schützende Hand über die Veranstaltung halten und im Hintergrund die Fäden ziehen, wenn sich die kommunale Bürokratie mal wieder unnötig stur

zeigt. Starke Männer schleppen schwere Teile heran. Es ist fast so, als wüssten alle instinktiv, was zu tun ist.

Sogar das Wetter zeigt sich von seiner besten Seite, mit klarem Himmel und perfekten Trocknungsbedingungen für den Stockfisch. Das Meer ist blau und weiß, wie in fröhlichen Seemannsliedern. Als der engagierte Musiker aus Bodø am Freitagnachmittag von Bord der Fähre geht, sind die Vorbereitungen nahezu abgeschlossen.



27

Schon um zehn Uhr morgens treffen die ersten Gäste ein. Einige von ihnen waren möglicherweise seit vierzig Jahren nicht mehr auf dem Aasjordbruket und sind neugierig, wie es dort jetzt aussieht. Den Tag über herrscht ein gleichmäßiger Zustrom, viele kommen in RIBs aus Svolvær. Einige jugendlich wirkende Rentner vertäuen am kürzlich

renovierten Kai ihre restaurierten alten Kutter und Segelboote, auf denen sie Kabeljau zum Trocknen an Masten und Stangen gehängt haben.

Das Fest erfüllt alle Hoffnungen, sämtliche Befürchtungen erweisen sich als unbegründet. Viele sprechen dem Alkohol zu, einige schon seit Tagen. Ein Teil der Gäste hat sich im Lauf der Jahre den Ruf erarbeitet, auf Festen gerne mal die Fäuste einzusetzen, es sind große Kerle, in deren Pranken Halbliterkrüge aussehen wie kleine Wassergläser.

Die Gäste, die lange bleiben,

stammen überwiegend aus der Gegend. Im Haus trifft Hugo einen Mann wieder, den er seit fünfzig Jahren nicht mehr gesehen hat. Damals war er in den Sommerferien bei seiner Urgroßmutter in Fleines auf den Vesterålen gewesen. Hugo, der ein gutes Gedächtnis für Details hat, erzählt mir, dass der Junge immer eine braune Strumpfhose unter den Shorts getragen habe, wenn es warm war. Außerdem habe er eine zahme Krähe besessen. Sie waren nicht eng befreundet, der Mann kann sich an Hugo kaum erinnern. Als sie zufällig nebeneinanderstehen, dreht

Hugo sich plötzlich zu ihm um und fragt: »Kennst du einen, der eine zahme Krähe hatte?« Der Mann zuckt regelrecht zusammen, er hatte es selbst fast schon vergessen.

Auf dem Kai komme ich zufällig mit einem Fischer aus Hamarøy ins Gespräch. Er fischt viel nach Heilbutt und kann berichten, dass ihm Eishaie großen Ärger machen, wenn sie in die Netze gehen und sie zerreißen. Sollten Hugo und ich kein Glück haben, könnte ich bei ihm mitfahren, dann bekäme ich meinen Eishai in jedem Fall. Ich merke mir seinen Namen, erkläre ihm

aber, dass Hugo und ich vorhaben, Eishaie auf unsere Art zu fangen.

Essen und Getränke gehen in rauen Mengen weg. Der Spirituosenvorrat nimmt so schnell ab, dass man glauben könnte, heute sei der große Schnapstag. In Svolvær muss Nachschub geordert werden. Die am häufigsten zu hörende Auskunft an diesem Nachmittag lautet: »Mehr Schnaps kommt mit der Fähre.« Als die Fähre endlich in die Bucht gleitet, folgen ihr vom Aasjordbruket aus viele wachsame Augen. Ein älterer Herr mit Kapitänsmütze und einem

sardonischen Lächeln bestellt fünfzig Gläschen Aquavit. Er und seine Mannschaft trinken gemächlich eins nach dem anderen aus, dann erheben sie sich, um auf ihr Boot zu gehen. In der Zwischenzeit hat die Ebbe eingesetzt, sodass sie vom Anleger nach unten klettern müssen. Die Männer haben das in ihrem Leben schon so oft gemacht, dass sie kein funktionsfähiges Gehirn brauchen, um dieser Aufgabe gewachsen zu sein.

Während sie ablegen, segelt ein zwanzig Meter langes, auf traditionelle Weise gebautes

Wikingerschiff in die Bucht und legt dann am Aasjordanleger an. Es ist noch ziemlich neu und bietet mit den Drachenköpfen zu beiden Seiten des symmetrischen Rumpfs einen majestätischen Anblick.

Den ganzen Tag und Abend über sind keine Anzeichen von Randalen oder Ärger zu erkennen. Es ist ein Fest für nette, gut gelaunte, erwachsene Menschen, die essen, trinken, Runden schmeißen und tanzen. Dieses Mal werden die Leute von einer milderen, positiveren Stimmung angesteckt. Wie vor einem Jahr potenziert sich die Stimmung.

Im Unterschied zu damals geht die Kurve allerdings nach oben.

Fast den ganzen Abend ist der Himmel über dem Vestfjord sternenklar. Als sich das Fest dem Ende zuneigt, trete ich auf den Anleger hinaus. Ein paar Schneeflocken rieseln langsam auf die dunklen Hausdächer, die Anleger und Felsen von Skrova. Die Bluesmusik aus der Einsalzerei dringt bis in die abgelegensten Winkel des Anwesens vor, sie steigt bis zum Dachboden, und der Bass sinkt zwischen die Kaipfähle. Die Musik legt sich über das Wasser in der

Bucht, in der immer eine gewisse Strömung herrscht, und zieht dann weiter in den Vestfjord hinein. Wenn kein Wind geht, entstehen nachts über dem Wasser lang gezogene Klangtunnel.

Für gewöhnlich ist es in Skrova abends vollkommen still. Man hört höchstens den Wind und ein Kühlaggregat oder das Gebläse, das bei Ellingsen immer läuft. Die Möwen machen fast keinen Lärm, sie finden ja genug zu fressen. Jetzt mischen sich die Musik und das Lachen von drinnen mit den luftigen Schneeflocken, die sachte

herabrieseln und im Meer schmelzen. In der Tiefe schwimmt der Winterkabeljau, um hier zu laichen. Wie Unterwasserzugvögel sind die Fische Tausende Kilometer durch die Barentssee geschwommen, um dorthin zurückzukehren, wo sie vielleicht geboren wurden.

Die Fenster des Aasjordbruket glühen schwach, und die Laterne am Mast eines Bootes wirft ihren sanften Schein auf die weiße Fassade. Wird das Stockfischlager zum ersten Mal in seiner Geschichte künstlich beheizt? Nach so vielen Jahrzehnten der Stille und des Verfalls strahlt die

wiederauferstandene Fabrik frische Energie aus, wie wenn sich eine neue Jahreszeit festbeißt und ihre Vorgängerin vertreibt. Eine weitere unsichtbare Uhr wird im Aasjordbruket an die Wand gehängt. Im Gegensatz zu all den anderen steht sie auf Gegenwart.



28

Das Aufräumen dauert zwei

Tage. Danach können wir uns wieder auf den Eishai konzentrieren. Der 14-Footer ist jetzt in weitaus besserer Form, weil der größte Teil des Eises in seinem doppelwandigen Rumpf geschmolzen und aus dem Boot gelaufen ist. Aber am Morgen bläst ein starker, eisiger Ostwind. Der Vestfjord ist weiß. Unsere Bootstour können wir vergessen. Ein anhaltender Wind schleift Eiskristalle scharf, die in der tief stehenden Wintersonne glitzern.

Wir hatten schon einmal einen Eishai am Haken. Wir werden es auch ein zweites Mal schaffen. Aber nicht

bei diesem Anlauf. Bis zu meiner Abreise bessert sich das Wetter nicht mehr. Während meines Aufenthalts ist der Eishaihaken nicht ein einziges Mal mit dem Wasser in Berührung gekommen. Aber der Kabeljau baumelt im kalten Wind und trocknet gut, und das ist ein befriedigender, ja, ein wunderschöner Anblick.



Der Frühling kommt, und ein weiteres Mal zeigt meine innere Kompassnadel gen Norden. Rolf Jacobsen schrieb in seinem berühmten Gedicht *Norden*: »Es ist lang, dieses Land. / Und der Großteil ist Norden.« ⁸³ _Aber wenn man erst einmal im Norden ist, liegt ja der Großteil im Süden.

Von den vier Himmelsrichtungen war der Norden stets diejenige, um die sich die meisten Mythen rankten. Weil der äußerste Norden bis vor Kurzem eine Gegend war, die hinter dem Horizont lag, außerhalb der menschlichen

Reichweite, hat nur die Fantasie den Vorstellungen Grenzen gesetzt. Die Geschichte vom mythischen Norden beginnt bereits mit dem bedeutenden griechischen Astronomen und Geografen Pytheas von Massalia. Im vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung segelte er vom Mittelmeer bis zum heutigen England und dann weiter an den britischen Inseln entlang zur Nordspitze Schottlands. Von dort aus hielt er sechs Tage lang Kurs nach Norden, bis er ein unbekanntes Land erreichte. Er war an einen Ort gelangt, wo es im Winter

vollkommen dunkel war, im Sommer hingegen die Sonne Tag und Nacht schien. Die Menschen waren freundlich und hatten eine Reihe seltsamer Bräuche. Es war neblig, und das Meer war von Eis bedeckt. Pytheas nannte das Land Thule.

Seine Aufzeichnungen sind allesamt verschollen, nur Teile seines Berichts sind uns dank ihrer Erwähnung in anderen Werken erhalten geblieben. Seit zweitausend Jahren zerbrechen sich die Gelehrten den Kopf über die Reise des Pytheas. Welchen Ort mag er damals erreicht haben? Die Orkneys, die Shetlands,

das Baltikum, Island, Norwegen oder vielleicht Grönland?

Der Grieche Strabon hielt die Berichte für reine Erfindung und Pytheas für einen Scharlatan. Schließlich sei doch allgemein bekannt, dass die britischen Inseln die nördlichste bewohnte Region der Welt seien. Nur Irland sei barbarischer, denn dort habe man Sex mit seinen Schwestern und verspeise seine Eltern, wenn sie alt würden. Daher müsse Pytheas sich das rätselhafte Land Thule ausgedacht haben.

Doch der Mythos von Thule

starb nicht, sondern erstarkte über die Jahrhunderte. Der römische Dichter Vergil verwendete den Namen Ultima Thule – das fernste oder äußerste Thule –, eine schattenhafte Welt im äußersten Norden. Das Land auf dem Weg zur Nacht.

Für Fridtjof Nansen bestand keinerlei Zweifel. Nur ein einziges Land oder Gebiet passe zu den Details aus Pytheas' Beschreibung, und das sei weder Shetland noch Island, sondern der äußerste Norden Norwegens. Vielleicht stimmt nicht alles überein, denn das Eismeer, das

Pytheas in seiner Schilderung erwähnt haben soll, gibt es in Norwegen nicht – es sei denn, der Nordatlantik war vor zweitausendvierhundert Jahren erheblich kälter. Nansen ging davon aus, dass die Norweger Pytheas vom Eismeer erzählt hatten, zum Beispiel als er an der Küste Helgelands oder noch weiter nördlich unterwegs war, wo er womöglich auch die Mitternachtssonne erlebt hatte. Vielleicht handelt es sich bei der Insel Værøy, die Hugo und ich weit draußen im Meer erkennen können, wenn wir mit dem Boot vor dem

Leuchtturm von Skrova liegen, um das rätselhafte Thule.

Nansen hat auch über die Hyperboreer geschrieben. Der griechischen Mythologie zufolge lebte dieses Volk nördlich des Nordwinds, am nördlichsten Meer, wo sich die Sterne zur Ruhe begaben und der Mond so nah war, dass man markante Details auf seiner Oberfläche erkennen konnte. Gelegentlich luden die Hyperboreer den Gott Apollon zu Essen und Tanz ein. Einige behaupteten, in ihrem Land gebe es einen riesigen kugelförmigen Tempel, der frei in der

Luft schwebte und nur von den Winden gehalten werde. Die Hyperboreer waren außerdem musikalisch und brachten den Großteil des Tages mit Flöten- oder Leierspiel zu. Sie kannten weder Krieg noch Ungerechtigkeit, wurden weder alt noch krank, waren also unsterblich. Wenn sie des Lebens überdrüssig waren, stürzten sie sich mit Girlanden im Haar von einer Klippe.

Thule, die Hyperboreer und andere mythische Vorstellungen vom Norden sind keineswegs von großer Leere gekennzeichnet, sondern von

Schönheit, Reinheit, Stille – und der Sehnsucht nach diesen Eigenschaften. Der unbekannte Norden war eine Art Reservat oder Freistatt für etwas Erhabenes, etwas, das sich nicht ausbeuten lässt, etwas Unberührtes und unschuldig Reines.

Thule ist heute kein Traum mehr außerhalb der bekannten Welt, aber immer noch ein Sehnsuchtsort.

Mitte Mai befinde ich mich wieder an Bord des Schnellbootes von Bodø nach Skrova. Kaltes, mineralreiches Wasser ist von Meeresströmungen und Winterstürmen aus tiefen

Schichten nach oben gespült worden. Die Sonne hat dem Meer neues Leben geschenkt, Wasserpflanzen und Plankton blühen in überwältigenden Mengen auf.

Vor Skrova ist das Wasser milchig und hellgrün. Viele Meere sind ja nach ihrer Farbe benannt: Das Rote Meer hat seinen Namen wahrscheinlich aufgrund von rötlichen Algen bekommen. Das Weiße Meer ist die meiste Zeit des Jahres von Eis bedeckt. Stürme wehen Sandpartikel aus der Wüste Gobi auf die Oberfläche jenes Meeres, das wir das Gelbe Meer nennen.

Niemand weiß genau, wie das Schwarze Meer zu seinem Namen gekommen ist, aber er stammt aus römischer Zeit. Ist das Schwarze Meer schwärzer als andere Meere, weil es mehr Süßwasser enthält? Heutzutage ist eine Verdunkelung der Ostsee, der Nordsee und vor allem vieler norwegischer Fjorde zu beobachten. Ihr Wasser ist buchstäblich schwärzer geworden. Das Meer wird mit organischen Stoffen überdüngt, die Licht absorbieren. Die globale Erwärmung wird diese Entwicklung noch verstärken. Wenn das Wasser zu dunkel ist, werden viele

Ökosysteme geschädigt oder zerstört, aber die Quallen können sich auf gute Zeiten freuen. [84](#)

Welche Farbe hat das Meer tatsächlich? Einige Querulanten haben im Lauf der Zeit immer wieder versucht, an der allgemein akzeptierten – und nicht zuletzt bei Künstlern verbreiteten – Auffassung zu rütteln, das Meer sei blau. Doch sie haben einräumen müssen, dass das Meer aus der Entfernung und unter bestimmten Bedingungen blau aussieht. Zumindest wenn die Sonne darauf scheint. Früh am Morgen ist das Meer für gewöhnlich perlgrau,

und abends, wenn es ruhig ist,
spiegelt es blutrote
Sonnenuntergänge. Ansonsten ändert
sich die Farbe des Meeres je nach
Tiefe, Bodenbeschaffenheit,
Salzgehalt, Algenwachstum und
Verunreinigung. Sie ist abhängig
vom Schlamm, der durch Flutwellen
ins Meer gespült wurde, und vom
Licht des Himmels. Verschiedene
Kombinationen dieser Faktoren
können dem Meer ganz
unterschiedliche Farbtönen
verleihen. Die alten Eismeerfahrer
wussten, dass Meeresströmungen aus
dem Süden Wasser mit sich führen,

das blau ist oder zumindest blauer als das oft grüne arktische Meer.

Verursacht wird die grüne Farbe des Vestfjords durch das erste Aufblühen von Kalkflagellaten in diesem Jahr. Dabei handelt es sich um Einzeller, von denen sich in jedem Wassertropfen Tausende befinden können. Unter dem Mikroskop sehen Kalkflagellaten aus wie runde Steine mit filigranen Mustern und Strukturen. Normalerweise kommen diese Algen erst später im Jahr in solchen Mengen vor, aber das Meer verändert sich gerade.

So wie sich die meisten Tiere

an Land von Gras und anderen Pflanzen ernähren, leben die allermeisten Meerestiere von Plankton. Plankton macht das, was die Pflanzen an Land machen: Es bindet große Mengen Kohlenstoff und erzeugt Sauerstoff durch Fotosynthese. Eine bestimmte blaugrüne Algenart ist so zahlreich und produktiv, dass sie nach Schätzung von Forschern allein zwanzig Prozent des Sauerstoffs der Erde produziert. Bis zu den 1990er-Jahren wusste die Wissenschaft nicht einmal von ihrer Existenz. Plankton trägt in hohem Maße dazu bei, die

Erde bewohnbar zu machen. Wir stehen zutiefst in der Schuld eines Organismus, den wir nicht sehen und von dem die meisten von uns nicht einmal eine Ahnung haben.

Plankton nimmt die erstaunlichsten Formen an. Sieht man sich Bilder an, die mit dem Elektronenmikroskop aufgenommen wurden, entdeckt man völlig unglaubliche Ähnlichkeiten mit Schneekristallen, Raumschiffen, Orgelpfeifen, Eiffeltürmen, Freiheitsgöttinnen, Kommunikationssatelliten, einem Feuerwerk, Kaleidoskopbildern,

Zahnbürsten, leeren Einkaufskörben,
offenen Waffeleisen, Weingläsern, in
denen ein Eiswürfel schwimmt,
Champagnergläsern mit
Leopardenmuster auf der Innenseite,
griechischen Amphoren, etruskischen
Skulpturen, Fahrradständern,
langstieligen Keschern,
Maschinenteilen, Federn, Blumen,
Schleimbällen mit Äpfeln darin,
Freisprecheinrichtungen für Handys,
Discokugeln, transparent wirkenden
Kirchenglocken, fliegenden
Perserteppichen,
Löwenzahnpflanzen, Fischernetzen,
Zylinderhüten, Staubsaugern,

Embryos, Rasiermessern,
Gebärmüttern, stacheligen
Geschlechtsorganen, Samenzellen,
Gehirnen und Füllfederhaltern.
Plankton kann eigentlich jede x-
beliebige Form annehmen, die es auf
der Welt gibt, und darüber hinaus so
viele unbekannte Formen, dass man
damit eine ganz neue Welt ins Leben
rufen könnte. In einem Eimer mit
klarem, sauberem Salzwasser können
viele Millionen Mikroorganismen
leben, einschließlich einer großen
Zahl von Kalkflagellaten, die von
runden Kalkplättchen bedeckt sind,
sogenannten Kokkolithen.

Vor einer Milliarde Jahren bildeten sich die ersten Kolonien von Kragengeißeltierchen, auch Kragenflagellaten genannt. Möglicherweise war dies der Ursprung der ersten mehrzelligen Tiere. ⁸⁵—Damit wären sie unsere Vorfahren. Alle heutigen Lebewesen könnten ihren Stammbaum bis zu ihnen zurückverfolgen. Jedes Lebewesen hat Vorfahren, denen es gelungen ist, sich über Milliarden von Jahren in einer ununterbrochenen Kette zu vermehren, von dem Moment an, in dem das erste Leben im Meer

entstanden ist. Das mag unglaublich klingen, aber es ist so. Nur betrachten wir es für gewöhnlich nicht aus dieser Perspektive, und warum sollten wir auch?

Die Evolution ist blind und bewegt sich wie ein Fluss durch die Zeit. Sie kümmert sich nicht um die Verlierer, die unterwegs auf der Strecke geblieben sind.

Das Meer hat viele Farben. Aber was ist sein Klang? Sind es Wellen, die leise an den Strand plätschern oder an windgepeitschten Küsten gegen Klippen und Felsen donnern? So hört

es sich aber nur von Land aus an. Unter Wasser hingegen entwickelt das Meer einen eigenen Klang, einen tiefen, summenden Ton – das Stöhnen des Behemoth, das auch Rimbaud erwähnt.

Seit Jahrzehnten reden Menschen auf der ganzen Welt über diesen Brummtton, den nur wenige hören. Er wird als vibrierender, niederfrequenter Ton beschrieben, wie ein Dieselfahrzeug, das man aus großer Entfernung hört. Manche behaupten, der Ton verursache Nasenbluten, Kopfschmerzen und Schlaflosigkeit. Zur Erklärung des

Phänomens musste allerhand herhalten, von Telefonmasten und Stromkabeln über U-Boote und Kommunikationsanlagen bis hin zu Tinnitus, sich paarenden Fischen und Ufos. So viele gesunde Menschen haben glaubhaft versichert, den Ton gehört zu haben, dass das Phänomen erforscht wurde. Nun meinen französische Wissenschaftler vom Centre national de la recherche scientifique in Paris, die Antwort gefunden zu haben. [86](#)___Lange Meereswellen sorgen auf dem Meeresboden für mikroseismische Aktivität. Unter bestimmten

Bedingungen lassen diese Wellen die Erde erzittern, und die Vibrationen erzeugen tiefe Schallwellen, die manche Menschen klar und deutlich hören.

Das Schnellboot aus Bodø läuft Skrova wie gewöhnlich am späten Abend an. Aber mittlerweile hat das Licht sein Comeback gefeiert. In den nächsten beiden Monaten wird die Sonne über dem Aasjordbruket so gut wie nie untergehen. Herbst und Winter haben sich als problematische Jahreszeiten erwiesen, wenn man in einem kleinen Boot einen Eishai

fangen will. In der nächsten Jahreszeit soll es nun klappen.

Hugo hat die Zeit wie üblich gut genutzt und ist mit der Renovierung des Roten Häuschens gut vorangekommen. Im Hauptgebäude, wo künftig Veranstaltungen stattfinden sollen, hat er Toiletten installiert. Er und Mette haben die beiden Shetlandponys Luna und Veslegloppa von Steigen hierhergeholt. Im Sommer stehen die Tiere in einem kleinen grünen Tal in der Nähe. Hugo will die Trankocherei ausräumen, die noch voller alter Eichenfässer steht,

und im Winter als Stall nutzen. Es erstaunt mich, dass Hugo und Mette die Pferde behalten haben, obwohl die Kinder aus dem Haus sind. Aber sie denken nicht in solchen Kategorien und würden mich verwundert ansehen, wenn ich ihnen diese Frage stellen würde.

Hugo hat sich einen Finnwal angeschaut, der auf der Insel Gimsøy gestrandet ist, und legt jetzt mit Schwung zwei Walbarten auf den Tisch. Sie sind leicht und könnten aus dünnen Glasfasern hergestellt sein. Lange, borstige Haare auf der Innenseite und an der Spitze sollen

beim Filtern des Meerwassers Krill und Plankton auffangen. Die Barten stehen dicht nebeneinander im Oberkiefer wie Zinken eines Kamms. Das ist für Hugo aber nur ein Vorgeschmack. Am liebsten würde er den ganzen Schädel nach Skrova holen. Er weiß bloß noch nicht, wie er es anstellen soll, meint aber, dass er ein Transportboot bräuchte.

Im Obergeschoss zeigt er mir ein paar Werke, an denen er gerade arbeitet. Es sind Bleistiftzeichnungen auf recyceltem, indischem Baumwollpapier, das auf säurefreie Pappe geleimt ist. Das Papier gibt

feinste Nuancen von Grau und Schwarz wieder. Es sind konkrete Gegenstände wie Zeppeline zu erkennen, sie sehen aus wie fliegende Wale. Ein anderes zeigt offenbar einen Eishai, der sich im Wasser dreht.

Hugo plant auch die großformatige Skulptur eines Seeigelmauls. Sie soll aus acht identischen Teilen bestehen, die miteinander verbunden sind und sich wie ein kleines feinmechanisches Wunder öffnen und schließen. Außerdem malt er gerade ein Bild, das den Bautastein zeigt, der in

Steigen nur einige Kilometer von seinem und Mettes Haus entfernt steht. Er war der höchste Bautastein Nordnorwegens und hatte tausendfünfhundert Jahre auf Engeløya gestanden, bis ihn ein kommunaler Arbeiter mit einem Rasenkantenschneider zu Fall brachte, woraufhin er zerbrach. Wahrscheinlich lässt er sich nicht mehr reparieren.

Das Essen besteht aus einem kleinen gebratenen Heilbutt, den Hugo in Steigen mit der Angel gefangen hat. Begeistert zeigt er mir eine

technologische Neuerung. Von Mette hat er eine Hochseeangel und eine kräftige japanische Angelrolle mit Getriebe geschenkt bekommen. Damit wollen wir jetzt unser Glück versuchen. Und ich habe eine Weste mit Gurten und Riemen dabei, wie Hochseeangler vor den Bermudainseln sie verwenden, um Schwalbenfische und Schwertfische an Bord zu ziehen.

Die vierhundert Meter Seil, die wir bisher benutzt haben, wiegen einiges und passen gerade so in den dafür vorgesehenen Behälter. Wir wollen versuchen, einen Eishai von

vielleicht tausend Kilogramm Gewicht mit einer Angelschnur hochzuziehen, die kaum dicker ist als Nähgarn. Es handelt sich um eine neue Technologie, der gelbe Faden soll ähnliche Eigenschaften aufweisen wie Spinnweben. Das mag nicht gerade vertrauenerweckend klingen, doch das ist es. Vertrauen Sie uns.



Am nächsten Morgen liegt dichter grauer Nebel über Land und Meer. Das Aasjordbruket ist in eine große allumfassende Stille gehüllt. Der Nebel dämpft alle Geräusche, dabei nimmt man jedoch das, was man hört, besonders deutlich wahr. Das Gehör wird zu einer Art Geruchssinn.

Das Meer liegt wie paralysiert unter einer Decke aus Nebel, sie absorbiert nicht nur Geräusche, sondern auch Stille. Von der Fischfabrik Ellingsen auf der anderen Seite der Bucht höre ich ein Gebläse, das mir noch nie aufgefallen ist.

Drei Stunden später hat sich der Nebel gelichtet. Tief hängende Nimbostratuswolken leuchten in einem krankhaften Gelb. Bald kommt die Sonne durch, also machen wir uns fertig und brausen über eine ruhige See am Leuchtturm von Skrova und an Flæsa vorbei.

Als Köder haben wir diesmal einen echten Leckerbissen, der locker mit dem Hochlandrind mithalten kann. Der Eimer mit der Kabeljauleber vom Winter hat lange genug gestanden, der Aufspaltungsprozess ist abgeschlossen. Oben schwimmt

literweise reines Öl, das zu Farbe weiterverarbeitet wird. Auf dem Boden hat sich ein glänzender, stinkender brauner Klumpen aus Leberresten abgesetzt, der fast ausschließlich aus Fett besteht. Diesen Abfallstoff haben die Eishaifänger, darunter auch Hugos Großvater, früher verwendet. Der Geruch ist streng, aber facettenreicher als der des Hochlandrinds, das lediglich nach Tod gestunken hat. Wir füllen einen Farbeimer mit Leberresten. Er wird unter Wasser wie eine Geruchssirene wirken.

Nachdem wir anhand von drei festen Orientierungspunkten an Land unsere Position bestimmt haben – wir haben auch ein GPS-Gerät dabei, aber es hat so viele Funktionen, dass wir uns beide nicht sicher sind, ob wir es auch richtig bedienen –, werfe ich den Farbeimer über Bord. Wir haben eine Menge Löcher in den Deckel gehauen, der außerdem nur von einem Seil gehalten wird, damit der Inhalt unten auf dem Grund garantiert heraussickert. Dort, wo der Eishai wartet.

Kann man sich in die Welt des Eishais einfühlen? Wasser und

Dunkelheit umschließen ihn, ohne dass er viel davon mitbekommt, denn er kennt kaum etwas anderes. So wie wir die Luft nicht bemerken, die unseren Körper umgibt, weil wir sie für selbstverständlich halten. Die dunkle und kalte Tiefe ist seine Welt, dort unten gleitet er dahin, langsam und lautlos wie eine Maschine aus Fleisch, mit Giftstoffen im Speck, im Blut und in der Leber, mit fast blinden Augen, aus denen Parasiten hängen, lange Larven, die den Augapfel durchbohren. Sein einziges Bestreben ist die Aufrechterhaltung und Weiterführung seiner Existenz,

er empfindet wohl kaum Gefühle wie Freude oder Trauer, und auch kaum Schmerz. Jedes Mal, wenn er eine Robbe verschlingt oder seine Schnauze in das verwesende Aas eines Wals bohrt, dürfte er eine Art mechanische Befriedigung darüber verspüren, dass seine Existenz möglicherweise für einen weiteren Monat gesichert ist. Und das ist seine Bestimmung in der Welt, seine Lebensaufgabe: bis zur nächsten Mahlzeit durchzuhalten. Die einzigen Lebewesen, zu denen er Kontakt hat, sind die, die er frisst, wenn man einmal vom Moment der Paarung

absieht, in dem die Eier ohne Freude und Zärtlichkeit befruchtet werden. Die Nachkommen bilden schon früh große Zähne aus und beginnen ihr Leben als Kannibalen in der Gebärmutter, wo der stärkste seine Geschwister auffrisst, um allein zur Welt zu kommen.

Bei ihrer Geburt können die kleinen Eishaie viele Hundert Meter über sich eine leise Grautönung erahnen, die sie aber vermutlich kaum beachten werden. Dann beginnen sie, in der schwarzen Stille und einsamen Kälte nach Essbarem zu suchen. Es ist sinnlos, danach zu

fragen, warum es dieses Tier überhaupt gibt. Alles Leben ist auf Leben programmiert. Kein Tier begeht Selbstmord, wie trostlos sein Dasein auch sein mag.

So sieht also der unbeholfene Einfühlungsversuch eines Menschen aus. Der Eishai hört womöglich eine ganz andere Melodie durch seine Adern rauschen. Er ist schwerelos, hat keine Feinde und schwebt durch ein Universum, in dem er sich seiner Umgebung innerhalb von zig Millionen Jahren perfekt angepasst hat.

Nein, man kann sich als

Mensch nicht in die Welt des Eishais einführen.

Sie kennen ja schon die Abläufe. Wir haben den Köder ausgeworfen, starten unseren Angelversuch aber erst am nächsten Tag.

Hugo stellt den Motor ab, wir lassen uns aufs Meer treiben, immer weiter hinaus. Wir unterhalten uns gelegentlich, sitzen ansonsten aber schweigend da. Schweigen wird von uns fast nie als bedrückend erlebt, und das mag durchaus als Definition für Freundschaft taugen.

Nach nur einer halben Stunde

sind wir so weit draußen, dass ich das Ende der Lofoten zu erkennen glaube. Vor dem Lofotodden befindet sich der Mahlstrom Moskstraumen, dessen Name Seeleuten schon seit ein paar Tausend Jahren Angst und Schrecken einjagt. Man hat darin den Nabel des Meeres gesehen, den Weltbrunnen, einen bodenlosen Schlund. In der nordischen Mythologie heißt er Ginnungagap. Es ist der Ort, wo das Meer eingesaugt und als gewaltige Fluten wieder ausgespien wird. Vielleicht kommt das Wasser an einem ganz anderen Ort der Welt wieder hoch, nachdem

es den unterirdischen Kreislauf der Erde durchlaufen hat. Kluge Köpfe behaupteten vor vielen Hundert Jahren, dass die Erde das Meer einsauge, wenn sie Nahrung brauche. Man vermutete, dass die Gezeiten reguliert wurden, indem das Wasser ins Erdinnere lief und wieder hinaus – und zwar vom Moskstraumen ausgehend, wo sich alle Winde treffen und für Chaos sorgen oder wo die Strömungen so stark sind, dass sie die Winde verschlucken.

Olaus Magnus nannte den Moskstraumen die fürchterliche

Charybdis (»Horrenda Caribdis«), die alles ansaugt, was ihr zu nahe kommt, die Schiffe, Menschen und Tiere zerschmettert und verschlingt. Der aus der Region Møre stammende Pfarrer und Schriftsteller Jonas Ramus (1649 – 1718) war der Ansicht, Odysseus sei möglicherweise bis zu den Lofoten und zum Moskstraumen gekommen. Dieser fürchterlich tosende Wasserfall sei zwischen den Klippen zu hören, und die Strudel seien so groß und kräftig, dass ein Schiff, das in sie hineingerate, unweigerlich in die Tiefe gezogen werde. ⁸⁷__Der Vogt Erik Hansen

Schønnebøl beschrieb den Moskstraumen 1591 als so reißend und sein Dröhnen als so gewaltig, dass Land und Erde davon bebten und Häuser erzitterten. Auf einer 1683 in Hamburg gezeichneten Karte ist der »Moskoe-Strohm« als Katastrophengebiet dargestellt, das sich über hundert Seemeilen erstreckt. Der amerikanische Schriftsteller Edgar Allan Poe ging in seiner Erzählung *Sturz in den Malström* von 1841 noch weiter. Sie handelt von einem Boot mit einheimischen Fischern, das von Stromwirbeln hinabgezogen wird,

die lauter brüllen als die Niagarafälle und das Gebirge erzittern lassen. [88](#)
Nicht einmal Kapitän Nemos U-Boot, das technische Wunderwerk »Nautilus«, war dem gefährlichsten Ort der Weltmeere gewachsen, wo der wirbelnde Strudel Schiffe, Wale und Eisbären in den sicheren Tod riss. [89](#)



Seit meinem letzten Besuch bei Hugo habe ich mit einem der bedeutendsten Eishaiforscher der Welt Kontakt aufgenommen, was vielleicht nicht allzu viel heißt, da sich kaum jemand mit diesem Titel schmücken kann. Er heißt Christian Lydersen, arbeitet am Norwegischen Polarinstitut und hat die Biologie und die verschiedenen Entwicklungsstufen von Eishaien untersucht. Da es Hugo sehr interessiert, erzähle ich ihm alles, woran ich mich erinnere, wie ein pflichtbewusster Diplomat, der nach einer Reise in eine entfernte und

unruhige Weltgegend Bericht
erstattet.

Lydersen und seine Kollegen haben an der Westküste Spitzbergens Feldforschung betrieben. Nachdem sie sich mit erfahrenen Eishaifängern unterhalten hatten, brachten sie eine Fangleine mit achtundzwanzig Haihaken aus. Sie verwendeten eine gewöhnliche Heilbuttschnur aus Nylon mit einem Drahtseil, an dem sie die Haken befestigten. Als Köder spießten sie Bartrobberspeck auf die Haken und brachten die Leine in bis zu dreihundert Meter Tiefe aus.

Schon beim ersten Einholen

hingen an jedem dritten Haken Eishaie. In kurzer Zeit hatten sie fünfundvierzig Eishaie gefangen – das waren mehr, als sie brauchten, um all das herauszufinden, was sie über deren Ernährungsweise, Genetik und Schadstoffbelastung wissen wollten. Von einigen Haien war beim Einholen der Leine nur noch der Kopf übrig. Während sie wehrlos am Haken hingen, hatten Artgenossen ihren gesamten Rumpf gefressen. Im Magen der Haie, die an Bord gehievt wurden, fanden die Forscher Ringelrobben, Bartrobben, Mützenrobben und Reste von

Zwergwalen, dazu Kabeljau, Seewolf, Schellfisch und andere Fischarten. Manche Eishaie hatten ganze Kabeljaue von über vier Kilo Gewicht und doppelt so schwere Seewölfe verschluckt.

Dass Eishaie Wale töten, ist ausgeschlossen, aber Lydersen hat herausgefunden, woher der Zwergwalspeck im Magen der Tiere stammte. Von jedem Zwergwal, der von einem norwegischen Schiff gefangen wird, werden Genproben genommen und registriert. Für den Speck gibt es keinen Markt, daher wird er über Bord geworfen – und jetzt raten Sie mal, wer sich in der Tiefe des Meeres damit den Bauch vollschlägt.

Und wie bringen Eishaie es fertig, Robben zu fangen? Hier fanden Lydersen und seine Kollegen

eine Antwort, die Hugo bereits kannte. Es konnte nicht nur Aas sein, denn dafür landeten zu viele Robben im Magen der Eishaie. Die Robben mussten lebendig gefangen worden sein. Aber wie? Die Forscher statteten einige Eishaie mit Geschwindigkeitsmessern aus und ließen sie wieder frei. Die Messungen zeigten, dass Eishaie wirklich langsamer schwimmen als alle anderen Fische und Robben. Nichts deutet darauf hin, dass sie die Fähigkeit besäßen, kleine Spurts hinzulegen. Also sind sie nicht dazu in der Lage, bei einer normalen Jagd

schnellere Arten zu fangen. Die Antwort lautet, dass Ringelrobben, Seehunde, Bartrobben und Mützenrobben hoch entwickelte Säugetiere sind. Das verschafft ihnen viele Vorteile, bringt aber auch einen entscheidenden Nachteil mit sich. Sie schlafen ähnlich wie wir: tief, mit geschlossenen Augen und heruntergefahrener Aktivität in beiden Gehirnhälften (sogenannter bilateral symmetrischer Schlaf). [90](#) Auf dem Meeresboden liegen die Robben und träumen. Vielleicht von Fischschwärmen und Verwandten, vom Spielen und von der Paarung ...

ja, es wäre schon interessant zu wissen, wovon Robben träumen. Der Schlaf von Robben auf dem Eis oder an der Wasseroberfläche ist bisweilen so tief, dass man mit einem Motorboot fast ganz an sie heranfahren kann, ehe sie reagieren. Auf dem Eis sind Eisbären daher eine ständige Bedrohung. Möglicherweise fühlen sie sich auf dem Meeresboden sicherer, wo ihr Schlaf wahrscheinlich leichter ausfällt. Doch auch dort unten sind sie keineswegs vor Gefahr gefreit. Ein zigarrenförmiger Schatten gleitet auf der Suche nach Nahrung langsam und

lautlos über den Boden. Geduldig und zielstrebig sondiert er das Terrain, halb blind, aber mit einer Geheimwaffe in der Nase, den Lorenzinischen Ampullen, die elektromagnetische Signale auffangen – ein Radar für alles Leben. Eine schlafende Robbe dürfte leichte Beute sein.

Der Eishai lässt sich Zeit und schnappt dann mit jener Doppelsäge zu, die sein Gebiss ausmacht. Erwacht die Robbe aus dem Schlaf, ist sie bereits im stinkenden Maul des Eishais gefangen und kurz davor, zermalmt zu werden. Vielleicht ist sie

vor Schreck wie gelähmt. Eben hat sie sich noch in einer Traumwelt befunden und muss nun den letzten, kurzen Albtraum ihrer Existenz erleben. Das erinnert mich an eine Äußerung des deutschen Filmmachlers Werner Herzog:

»Das Leben der Tiefsee muss höllisch sein. Eine grenzenlose, gnadenlose Hölle ständiger höchster Gefahr. So höllisch, dass einige Arten – darunter der Mensch – im Lauf der Evolution daraus hervorgekrochen sind und sich aufs Trockene einiger kleiner Kontinente gerettet haben, wo die Lektionen in

Finsternis weitergehen.« [91](#)

»Du lieber Himmel«, sagt Hugo und fügt hinzu, dass Herzog wohl aus dem deutschen Binnenland kommen muss, um so über das Meer zu denken.

»Aber wie fängt der Eishai Fische?«, frage ich.

Lydersen und seine Kollegen haben viel über die Wanderungen der Haie erfahren, indem sie Eishaie mit hoch entwickelten Sendern ausgestattet haben. An der Westküste Spitzbergens wurden die Sender auf dem Rücken der Tiere angebracht und so programmiert, dass sie sich

nach spätestens zweihundert Tagen lösten. Einige tauchten in Grönland auf, andere in russischen Gewässern in der südlichen Barentssee. Viele wurden nie gefunden, vermutlich, weil die Eishaie gerade unter einer Eisfläche schwammen, als sich die Sender lösten. Ein Hai hatte in neunundfünfzig Tagen tausend Kilometer zurückgelegt, was überraschend weit ist, wenn man bedenkt, wie langsam Eishaie schwimmen. Die Haie hielten sich überwiegend in Oberflächennähe auf, also in Tiefen zwischen fünfzig und zweihundert Metern. Nur einer der

Eishaie war so tief getaucht, dass er die Grenzen der Messinstrumente erreicht hatte, nämlich 1560 Meter. Vermutlich ist er sogar noch tiefer geschwommen. Lydersen und die anderen Forscher haben auch herausgefunden, dass es durch die Beringstraße möglicherweise zu einem Austausch zwischen den Eishaipopulationen des Atlantiks und des Pazifiks kommt.

Die Proben von Leber und Speck der Eishaie zeigen, dass sich die schlimmsten und beständigsten Umweltgifte bis in die Ökosysteme der nördlichen Zonen ausbreiten, den

Nordpol eingeschlossen, und schließlich in den Polartieren landen, so auch im Eishai. Manche Gifte haben zur Folge, dass Tiere ihr Geschlecht ändern, andere können die Fortpflanzungsfähigkeit zerstören und Krebs sowie andere Krankheiten hervorrufen. Die Eishaie wiesen einen noch höheren Giftgehalt auf als Eisbären – und ein toter Eisbär gilt bereits als Sondermüll.

Wie schon so oft schippern wir in unserem Schlauchboot über den Vestfjord, über die unsichtbaren Landschaften am Meeresboden, die

aus Wäldern, Tälern, Gebirgen, Felsen, Wüsten und Ebenen bestehen. Es ist ein ruhiger, klarer Tag, die kleinen Wellen schimmern wie Fischschuppen. Normalerweise sind wir hier allein unterwegs. Vielleicht bekommen wir zwischendurch mal einen dieser modernen Kutter aus Kunststoff zu Gesicht, die in der Nähe ihre Leinen auswerfen, und bei klarem Wetter können wir Frachtschiffe sehen, die mit hell erleuchteten Steuerhäusern in der rund zehn Kilometer entfernten Fahrrinne lautlos in den Vestfjord gleiten und wieder hinaus, auf ihrem

Weg von oder nach Narvik. Freizeitboote sehen wir so gut wie nie, aber genau jetzt steuert ein RIB genau in unsere Richtung. Es hält mit hohem Tempo geradewegs auf uns zu, als hätte der Steuermann es auf uns abgesehen. Hugo und ich wechseln vielsagende Blicke, denn wir müssen beide an denselben Vorfall denken.

Damals waren wir mit dem 14-Footer aus dem Flaggsund zwischen Engeløya und dem Festland raus auf den Vestfjord gefahren. Es war eine klare Sommernacht mit spiegelblankem Meer und

Mitternachtssonne. Auf dem Wasser waren keine anderen Boote zu sehen, und Hugo hielt mit Vollgas auf die Stelle zu, an der wir angeln wollten. Ich saß ganz vorne, und als sich der Bug des Bootes durch die Geschwindigkeit hob, versperrte ich Hugo die Sicht aufs Wasser. Aber es war ja auch niemand da, nur das spiegelglatt daliegende Meer, das hatten wir beim Losfahren gesehen. Ich saß mit dem Rücken zur Fahrtrichtung. Nach vielleicht zehn Minuten sah ich ein Zucken in Hugos Gesicht, und er machte mit dem Hebel des Außenbordmotors eine 90-

Grad-Drehung, wodurch das Boot plötzlich nach Backbord gerissen wurde, während mich die Fliehkraft nach Steuerbord warf. Ich konnte mich gerade noch festhalten. Eine Hundertstelsekunde später – denn das sind Situationen, die man wie in Zeitlupe erlebt – sah ich in die panischen Gesichter von zwei Männern, die so nah waren, dass wir uns fast die Hand hätten geben können. Sie standen aufrecht im Boot, während wir passierten, und als die von uns verursachten Wellen sie trafen, wären sie beinahe aus dem Boot gefallen.

Die beiden Männer waren genau wie wir zum Angeln rausgefahren, wollten in erster Linie aber in einer perfekten Sommernacht auf dem Meer sein. Zehn Minuten lang hatten sie zugesehen, wie wir näherkamen. Sie müssen dabei zunehmend unruhiger geworden sein und einander gefragt haben, ob wir nicht bald abdrehen würden. Vielleicht haben sie sich gegenseitig beruhigt und versichert, dass wir sie gesehen haben müssten, alles andere wäre undenkbar.

Wenn	unser	kleines
Kunststoffboot	ihr	kleines

Kunststoffboot bei perfekter Sicht und in völliger Windstille mitten auf dem Fjord gerammt hätte, wäre das der bescheuertste Unfall gewesen, der sich seit vielen Jahrzehnten an dieser Küste zugetragen hat. Wir hätten alle vier dabei draufgehen können. Die Polizei hätte bei ihren Ermittlungen in Betracht ziehen müssen, dass wir das andere Boot gezielt gerammt haben könnten.

»Wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit, dass zwei Boote auf dem Vestfjord zusammenprallen?«, frage ich Hugo.
»Fast null, oder?«

»Völlig falsch«, antwortet er.
»Das Boot der anderen lag mitten in der Fahrrinne, und die ist ziemlich schmal und von Untiefen umgeben. Da wir die Männer nicht gesehen haben, war das Risiko, sie zu erwischen, gar nicht so klein. Es war sogar riesengroß.«

Als wir nur noch einige Meter entfernt waren, hatte Hugo neben meinem Kopf plötzlich zwei Männer gesehen, die in Panik hin und her sprangen, wie in einem chaotischen Puppentheater, bis einer von ihnen versuchte, den Außenbordmotor anzuwerfen.

Am nächsten Tag trafen wir die beiden bei einem Konzert im Kulturzentrum Steigarheim. Der eine kam ziemlich wütend auf Hugo zu und fragte, was uns, verdammt noch mal, eingefallen sei, sie seien kurz davor gewesen, ins Wasser zu springen, und hätten nicht einmal Rettungswesten angehabt. Wir schon, antwortete Hugo und fügte hinzu, dass Rettungswesten auf dem Meer gesetzlich vorgeschrieben seien.

Das RIB, das sich uns nun vor dem Leuchtturm von Skrova mit großer Geschwindigkeit nähert,

dreht frühzeitig ab und verschwindet hinter der Insel.

Die Strömung trägt uns wie gewöhnlich weit hinaus. Hugo lässt den Motor an, und wir fahren in Richtung Küste, um unser Abendessen zu angeln. Dabei bringt mir Hugo neue Wörter bei. Er zeigt auf eine Landzunge, die in unsere Richtung weist und tief ins Meer hineingeht. Ein Unterwasserkap wie dieses nenne man »snag«, sagt er. Viele Fischer haben noch ein reiches Vokabular, um die Bodenbeschaffenheit oder

verschiedene Lichtringe um den Mond herum zu beschreiben.

Das Land, das wir sehen, setzt sich natürlich unter Wasser fort. Das wäre gut zu erkennen, wenn wir das Meer trockenlegen würden. Aber wo sollten wir mit all dem Wasser hin? Mir fällt eine Geschichte aus dem antiken Griechenland ein. Wenn ich sie richtig in Erinnerung habe, war ein alter König eine Wette eingegangen. Verlor er, musste er das Wasser aus dem Meer ablassen. Nach einer Weile kam der Gewinner der Wette vorbei und fragte, wann der König anfangen wolle, das Meer zu

leeren. Der König antwortete, er warte bloß darauf, dass der glückliche Gewinner das Wasser anhalte, das aus allen Flüssen und Bächen ins Meer ströme, denn dies sei nicht Teil der Abmachung gewesen.

Zu beiden Seiten des Unterwasserkaps halten sich viele Fische auf, und nach wenigen Minuten haben wir ein paar kleine Seelachse fürs Abendessen zusammen.

An einem Tag wie diesem wirkt der Vestfjord wie ein Paradies der Reinheit. Das ist allerdings nicht die ganze Wahrheit. Obwohl eine

starke Strömung herrscht, sehen wir ab und zu Plastikteile im Meer. Vielleicht wurden sie hier in der Gegend weggeworfen, vielleicht kommen sie aber auch von einer fernen Küste. Die Weltmeere sind miteinander verbunden, das sollte man nie vergessen.

Vor zwanzig Jahren ist ein Containerschiff auf seinem Weg von China in die USA im Pazifik in einen Wintersturm geraten. Einige Container lösten sich, brachen auf und landeten im Wasser. 28 800 Badetiere aus Plastik – blaue Schildkröten, grüne Frösche und

gelbe Enten – haben sich seitdem mit den Meeresströmungen über den ganzen Erdball verteilt. Ein Schriftsteller ist den gelben Plastikenten um die Welt gefolgt, bis zurück in die Fabrik in China, wo sie hergestellt worden waren. Er gab seinem Buch den Titel *Moby-Duck*. [92](#)

Wie alle anderen Kunststoffgegenstände sinken auch die Enten nicht, es sei denn, sie haben sich in mikroskopisch kleine Partikel aufgelöst. Kunststoff und viele der darin enthaltenen Gifte werden auch in tausend Jahren nicht abgebaut sein. Ein Teil der Gifte wird aus

unseren Waschmaschinen ins Meer gespült, wenn wir synthetische Stoffe waschen. Die Meeresströmungen bewirken, dass sich an bestimmten Stellen gigantische rotierende Plastikinseln ansammeln, die dann im Kreis herumgewirbelt werden. Eine solche mahlstromähnliche Plastikinsel im Pazifik soll so groß wie halb Texas sein. Eine weitere bildet sich gerade in der Barentssee. Selbst die Krebse auf dem Grund der fernen, kalten Barentssee haben Plastik im Magen. Wenn das Plastik zu Mikropartikeln zermahlen ist, wird es von Plankton aufgenommen

oder sinkt zu Boden, wo die dort lebenden Tiere es dann fressen.

Es ist also keineswegs eine niedliche Geschichte von gelben Quietscheentchen, die in der großen »Badewanne« vor sich hin dümpeln. Bei der Untersuchung von norwegischen Seevögeln finden Forscher bei neun von zehn Tieren Plastik im Magen. Die Vögel können das Plastik nicht verdauen, es hindert sie an der Nahrungsaufnahme. Jedes Jahr sterben wahrscheinlich mehr als eine Million Seevögel und über hunderttausend Meeressäuger durch Plastikmüll.

Auch beim Kabeljau, der mit offenem Maul durchs Wasser schwimmt, ist der Magen bisweilen voller Plastik. Im Mittelmeer stranden manchmal junge Pottwale, bei denen die Todesursache oft rätselhaft ist. Bei der Untersuchung eines dieser Pottwale hat man in seinem Magen siebzehn Kilo nicht abbaubares Plastik entdeckt. Die wahrscheinlichste Todesursache waren große Stücke dicker Plastikfolie aus den zahlreichen Treibhäusern Südspaniens. [93](#)

Auch hier in Norwegen muten wir dem Meer einiges zu. Die Betreiber der Lachszuchtanlagen kippen so viel Gift in die Fjorde, wie sie wollen. Bei manchen Fangmethoden zieht der Trawler ein Grundschleppnetz auf Kufen, zwischen denen schwere Eisenketten befestigt sind, über den Meeresboden und hinterlässt eine Wüste.

Bis vor Kurzem glaubten wir noch, Korallenriffe gebe es nur in den Tropen, in relativ flachem Wasser, doch auch vor unseren Küsten finden sich unzählige Kaltwasserriffe. Am äußersten Zipfel der Lofoten, vor der

Insel Røst, liegt das größte bisher entdeckte Kaltwasserriff. Es ist fast vierzig Kilometer lang und drei Kilometer breit und liegt in einer Tiefe von mehr als dreihundert Metern in unzugänglichem Terrain am Kontinentalabhang Eggakanten. Kein Organismus auf der Erde lebt länger als Korallen, und die vor Røst (die zur Art *Lophelia* gehören) können mit achttausendfünfhundert Jahren ein Alter erreichen, das um einiges höher ist als das Alter, das man noch vor wenigen Hundert Jahren der Erde zugeschrieben hat. Dass es in Korallenriffen von Leben nur so

wimmelt, wussten die Fischer schon immer. In den Korallenwäldern zwischen den riesigen roten oder rosa Kaugummikorallen (*Paragorgia arborea*), die fünf Meter hoch werden können, finden viele Fische und auf dem Meeresboden lebende Tiere Nahrung und Schutz. Aber wenn ein Trawler die Eisenketten des Schleppnetzes über den Meeresboden zieht, werden die Korallen binnen Sekunden zerstört. Die Riffe garantieren volle Netze, aber nur ein einziges Mal.

Die farbenprächtigen Kinderstuben der Fische sind im

wahrsten Sinne des Wortes zerbrechlich wie Porzellan. Werden sie zerstört, brauchen sie mehrere Tausend Jahre, um zu ihrer alten Größe zurückzufinden. Kurzsichtiger kann man kaum sein. Es ist so, als würde man Bäume fällen, um Früchte oder Nüsse zu ernten.

Heute stehen zwar einige große Riffe vor Norwegen unter Naturschutz. Aber viele sind nicht einmal auf Karten verzeichnet, und immer wieder werden vor der norwegischen Küste und in der Barentssee neue Kaltwasserriffe entdeckt. Häufig sind sie dann schon

stark beschädigt von den Trawlern, und die zerbrochenen Skelette der Korallenwälder liegen verstreut auf dem Grund. Außerdem haben Ölgesellschaften die Genehmigung erhalten, in geschützten norwegischen Korallenriffen oder in ihrer Nähe nach Öl zu bohren, und sie werden diese Genehmigungen auch weiterhin bekommen.

Doch das ist nicht alles. Vielerorts wird jetzt die Algenernte erlaubt, auch vor Skrova. Dies geschieht gegen die Empfehlung der Meeresforscher und trotz der Proteste der Küstenfischer. Im Tangwald

laichen kleine Fische, viele Arten tummeln sich dort. Trotzdem erlauben die Behörden die Zerstörung dieses wichtigen und verletzlichen Ökosystems, weil manche Menschen mit dem Verkauf von Algen, die mit großen Greifern nach oben geholt werden, Geld verdienen wollen. ⁹⁴ _Es entsteht eine Milliardenindustrie: Ein einziges Schiff kann täglich bis zu dreihundert Tonnen Algen ernten.

Aber wer will nach einem perfekten Tag auf dem Vestfjord schon an so etwas denken? Hugo und ich jedenfalls nicht. Nachdem wir

frischen Seelachs gegessen haben, setzen wir uns in die Sonne. Luxus-RIBs in der Preisklasse von mehr als einer Million Kronen aus Henningsvær, Kabelvåg und Svolvær bringen in stetem Strom Touristen zum Sightseeing nach Skrova. Sie kommen wegen der Landschaft, die als unvergleichlich schön gilt. Menschen aus anderen Teilen der Welt bezahlen viel Geld, um die imposante Natur mit eigenen Augen zu sehen. Ich kann sie gut verstehen. Die dramatisch wirkenden, sich aus dem Meer erhebenden Berge, das sich sommers wie winters ständig

verändernde Licht, weiße Sandstrände, hellgrünes Gras auf einer schmalen Hutkrempe Land vor einem Hintergrund aus senkrecht aufragenden Bergen und kleinen Gletschern, das Meer mit seinem großen Reichtum an Leben und dazu eine alte, relativ intakte Kulturlandschaft – die Lofoten haben so viel zu bieten, dass man nachvollziehen kann, wieso internationale Reisemagazine das Inselreich als das vielleicht schönste der Welt anpreisen.

Aber diese Einschätzung ist keineswegs selbstverständlich. Dass

unsere Vorstellung von Schönheit nicht zeitlos ist, wird einem bewusst, wenn man ältere Schilderungen der Lofoten liest.

1827 begab sich der Richter Gustav Peter Blom, der 1814 Mitglied der verfassungsgebenden Versammlung in Eidsvoll und später Amtmann der Provinz Buskerud war, auf eine Reise durch Nordnorwegen. Er schilderte seine Eindrücke in dem Buch *Bemærkninger paa en Reise i Nordlandene og igjennem Lapland til Stockholm i Aaret 1827* (Bemerkungen zu einer Reise in die nördlichen Landesteile und von Lappland nach

Stockholm im Jahr 1827). Was die Natur der Lofoten betrifft, äußerte sich Blom nicht nur kühl, sondern vollkommen ablehnend. Er fand schon die Küste von Helgeland nicht schön, doch sie wurde von den Lofoten an Hässlichkeit noch übertroffen. Dort könne einem nicht einmal der Gedanke an Naturschönheit kommen, außer in Form einer großen Sehnsucht, schrieb Blom.

»Die Lofoten entbehren jeglicher Naturschönheit. Die hohen steilen Klippen fallen direkt ins Meer und lassen nur selten Platz für ein

einsames Haus. (...) Die Frage, welcher dieser Orte der schönste ist, stellt sich gar nicht erst, aber der hässlichste ist zweifelsohne Sund in Flakstad Sogn. – Er liegt auf einer nackten Klippe an einem engen, von Schären und Inseln eingeschlossenen Hafen, der kaum einen freien Platz um die Häuser lässt, und darüber hängt eine steile Felswand, die herabzustürzen und sowohl die Gebäude als auch den Hafen unter sich zu begraben droht.« [95](#)

Was für mich ein wunderschöner Anblick ist, darin sah Blom eine bedrohliche, unfruchtbare,

kahle Landschaft ohne jeden Reiz. Die Ostküste der Lofoten, also Hugos und mein Revier, sei hässlich, schreibt Blom. Aber nichts übertreffe die Schroffheit ihrer Westseite. Dort bliesen gefährliche Winde, und die Natur sei besonders abscheulich.

Blom war vermutlich auch auf Skrova, denn er erwähnt sowohl den Vågakallen, den höchsten Berg der äußeren Lofoten, als auch die Handelsniederlassung Brettesnes auf Store Molla. Skrova liegt ziemlich genau dazwischen. Wenn wir vor dem Leuchtturm von Skrova liegen, können wir – außer bei Nebel oder

Schnee – den 942 Meter hohen Vågakallen sehen. Blom berichtet, der Berg ähnele einem alten Fischer mit einem Südwester auf dem Kopf und einem Seil unter dem Arm, was der Grund für den Namensteil »kallen« (Kerl) sei. In der entgegengesetzten Richtung, also nach Nordosten, befinden sich die Inseln Lille Molla und Store Molla, auf denen die Berge nur etwa halb so hoch sind, aber präsenter wirken, weil sie von uns aus gesehen nicht so weit weg liegen.

Im Gegensatz zu Blom war der deutsche Kaiser Wilhelm II. besessen von der landschaftlichen Schönheit

Westnorwegens, Nordnorwegens und besonders der Lofoten. Er bestand darauf, mit seinem aus Jachten und Marineschiffen bestehenden kaiserlichen Gefolge die Purpurfarben des Nordens zu sehen, »das flüssige Gold des Meeres, an das weder die Alpen noch die Tropen, weder Ägypten noch die Anden heranreichen«. [96](#)

Den Ausschlag für die Reise hatte ein Gemälde gegeben, das Wilhelm II. 1888 in Berlin gesehen hatte. Auf der Grundlage von Fotografien war ein 115 Meter langes Panoramabild entstanden. Die Fotos

waren von Digermulen gleich hinter Store Molla aus aufgenommen worden, und wären sie zu unserer Zeit gemacht worden, hätte eine gewisse Chance bestanden, dass unser kleines Boot mit aufs Bild gelangt wäre.

Der Lieblingsmaler des Kaisers war Eilert Adelsteen Normann (1848–1918). Im Gegensatz zu Christian Krohg gelang es Adelsteen Norman, die Lofoten in all ihrer Pracht darzustellen. Sogar das »flüssige Gold« der Mitternachtssonne brachte er auf die Leinwand, ohne von dem überwältigenden Licht verrückt zu

werden, wie es Lars Hertervig nach eigener Einschätzung widerfahren war. Will man die Lofoten malen, ist es offenbar von Vorteil, wenn man in der Gegend aufgewachsen ist. Alle bekannten realistischen Lofotenmaler vom Ausgang des 19. bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts stammten aus der Region. Adelsteen Normann kam von der Insel Vågøya, Gunnar Berg (1863 –1893) stammte ebenso wie Halfdan Hauge (1892–1976) von der zu Svolvær gehörenden Insel Svinøya, Ole Juul (1852 –1927) war vom Dypfjord bei Henningsvær und Einar Berger (1890 –1961) von der

Insel Reinøya in der Region Troms.

Als Junge hat Hugo auch mal Schneebälle gegen das Fenster von Halfdan Hauges Atelier auf Svinøya geworfen. Er hat den Künstler als stattlichen älteren Mann in Erinnerung. Adelsteen Normann war ein Vetter von Hugos Urgroßvater.

Die Bilder von Hugo sind abstrakt, aber er hat durchaus einen Sinn für Tradition. Momentan trägt er sich mit dem Gedanken, ein Landschaftsgemälde zu malen, das eher impressionistisch als abstrakt ist.

Die Lofotenwand ähnelt einem Gebiss aus schwarzen Haifischzähnen, die in mehreren Reihen hintereinander stehen. Gegen diese Barriere rennt das Meer seit vielen Millionen Jahren an, mit wenig Erfolg. Denn selbst das Meer scheitert an der Lofotenwand. Aus der Ferne wirkt sie wie eine uneinnehmbare Festung aus Stein, und in vielerlei Hinsicht ist sie das ja auch.

Einzelne Felsen des Gebirges sind rund drei Milliarden Jahre alt. Nicht die Lofotenwand an sich, aber ihr Gestein.

Wie üblich habe ich einen

kleinen Stapel Bücher dabei, diesmal welche über Geologie und die frühe Geschichte der Erde. Und während Hugo im Roten Häuschen werkelt, das schon so weit fertiggestellt ist, dass bald die Elektriker und Klempner anrücken können, setze ich mich hin und lese.

In einem der Bücher geht es um das Alter der Erde. Im Jahr 1650 hat der irische Bischof James Ussher errechnet, dass Gott die Erde am Samstag, dem 22. Oktober des Jahres 4004 v. Chr. erschaffen hat – und zwar um circa achtzehn Uhr, also am späten Nachmittag beziehungsweise

frühen Abend. Ussher, dessen Buch zu diesem Thema von vielen Zeitgenossen gelesen und bewundert wurde, stützte sich wie viele vor und nach ihm auf die Bibel. Heute mag eine solche Vorstellung Gelächter hervorrufen, aber zu Lebzeiten des Bischofs konnte sich niemand vorstellen, dass die Erde vor uns Menschen existiert hat.

In den folgenden Jahrhunderten häuften sich die Hinweise darauf, dass Ussher mit seinen Berechnungen vollkommen danebengelegen hatte. Fossilien riesiger Meerestiere wurden weit

entfernt vom Meer gefunden – auf Berggipfeln, aber auch im Lehm Boden unter Paris, das offenbar vor langer Zeit unter Wasser gelegen hatte. Was war aus all diesen sonderbaren Kreaturen geworden? Viele Arten waren anscheinend schon vor Ewigkeiten ausgestorben.

Ein paar kluge Köpfe – darunter Edmond Halley, nach dem der Halleysche Komet benannt ist – versuchten, das Alter der Erde anhand der Salzmenge abzuschätzen, die die Flüsse ins Meer tragen. Um einen so hohen Salzgehalt zu erreichen, wie ihn das Meer

tatsächlich hat, musste die Erde erheblich älter sein als ein paar Tausend Jahre.

Im Lauf des 18. Jahrhunderts begannen Philosophen und Naturhistoriker zu begreifen, dass die Erde Zigtausende von Jahren alt sein musste. Aus Angst, sich den Zorn der Kirche zuzuziehen, behielten viele Wissenschaftler ihre Erkenntnisse jedoch für sich. Erst als sich die Geologie langsam, aber sicher als Wissenschaft etablierte, erkannten immer mehr Menschen, dass die Erde sehr viel älter sein musste, als in der Bibel behauptet wurde,

möglicherweise sogar Jahrmillionen alt. Ablagerungen, erodierte Berge und Vulkanstudien ließen wenig Zweifel daran. Nordamerika war vor sehr langer Zeit eine tropische Gegend gewesen, Indien hingegen von Eis bedeckt. Und der größte Teil der Erde hatte offensichtlich irgendwann einmal unter Wasser gelegen. Das ließ sich schwerlich leugnen, aber wie war es zu interpretieren? Waren die Funde von Muscheln oder Fischfossilien auf Berggipfeln womöglich ein Beweis dafür, dass die Sintflut tatsächlich stattgefunden hatte, wenn auch

weitaus früher, als zunächst angenommen? Oder dafür, dass Gott Arten, mit denen er nicht zufrieden war, wieder vernichten konnte?

Das Sammeln von Fossilien wurde zur Mode, auch bei Laien. Einige der Funde stammten von ausgestorbenen Arten wie den Mammuts, Dinosauriern und Meeressäuriern. Insbesondere der Fund von sonderbaren Zähnen sorgte für Kopfzerbrechen. Einige erinnerten an Haifischzähne, waren dafür aber viel zu groß. Lebten vielleicht noch Riesenhaie und andere Geschöpfe als lebende Fossilien in der

Tiefe des Meeres, wie die Trilobiten oder die Ammoniten?

Im Lauf des 18. Jahrhunderts wurde immer mehr Menschen bewusst, dass sich fast die ganze Geschichte der Erde ohne uns abgespielt haben musste. Das war nicht leicht zu verdauen, weil es einen radikalen Bruch mit dem damaligen religiösen Weltbild darstellte. Die Erde konnte unmöglich vor wenigen Tausend Jahren innerhalb von sechs Tagen erschaffen worden sein. Plötzlich deutete alles darauf hin, dass der Mensch die Bühne erst betreten hatte,

nachdem andere Arten bereits seit vielen Millionen, ja, vielleicht sogar Milliarden von Jahren existiert hatten. [97](#)

Wir sind es gewöhnt, die Geografie der Erde und die Lage der Kontinente als etwas Konstantes zu betrachten. Aber aus geologischer Sicht entspricht das mitnichten der Realität, wie nicht zuletzt die Lofoten beweisen. Vor einer Milliarde von Jahren lag die Landmasse, die einmal Skandinavien werden sollte, in der Nähe des heutigen Südpols. Besser gesagt: Skandinavien lag dort, wo der

Südpol damals lag, denn auch die Pole haben sich verschoben, ja, sogar die Plätze getauscht.

Skandinavien war Teil des Urkontinents Rodinia, der nach einigen Hundert Millionen Jahren in viele kleinere Kontinente zerbrochen ist. Einer davon wird heute Baltika genannt, er stieß in einem Jahrmillionen währenden Prozess mit Laurentia (Nordamerika und Grönland) zusammen und bildete vorübergehend den Superkontinent Euramerika. Als die beiden Kontinente aufeinander zutrieben und schließlich zusammenstießen, wurde

das Meer zwischen ihnen verdrängt, und zu beiden Seiten entstanden Gebirgsketten. Später trieben Laurentia und Baltika wieder auseinander, und es bildete sich ein neues Meer. Dies geschah nicht nur einmal, sondern zweimal.

Vor dreihundert Millionen Jahren hatten sich die Landmassen der Erde zu dem zusammenhängenden Kontinent Pangaea verbunden. Zweihundert Millionen Jahre später brach auch Pangaea auseinander. Ende des 16. Jahrhunderts entdeckte der flämische Kartograf und Geograf Abraham

Ortelius etwas Auffälliges: Wenn man die Ostküste Südamerikas mit der Westküste Afrikas zusammenbringt, passen die beiden Teile perfekt zusammen, wie zwei Puzzlestücke. Aber bis 1912, als der Deutsche Alfred Wegener ein bahnbrechendes Werk über die Kontinentalverschiebung publizierte, war die Pangaea-Theorie höchst umstritten.

Flüssiges Gestein aus dem Erdinneren ist nach oben geschossen und auf den Urmeeren erstarrt. Dadurch entstand neues Land. Die Kontinente trieben auf der Erdkruste

wie unvertäute Schiffe oder gigantische Eisschollen. Die Eiszeiten pressten sie zusammen wie das Erdgeschoss bei einem einstürzenden Hochhaus. Die Erdplatten brachen auseinander, stießen miteinander zusammen, tauschten die Plätze und wanderten weiter. Dabei hatten sie häufig große Stücke anderer Kontinente im Schlepptau, die als Kollisionsschaden an ihnen festgingen. Die Zusammenstöße führten zu einer Reihe gewaltiger Verwerfungen, die Gebirgsketten hervorbrachten wie den Himalaja, die Anden, die Rocky Mountains, die

Alpen – und die Lofotenwand.

Der Vestfjord ist kein klassischer Fjord, sondern ein Sedimentbecken. Während der Eiszeiten, als das Eis kilometerdick tief ins Landesinnere der skandinavischen Halbinsel vordrang, ragten die Zinnen der Lofotenwand fast durchgehend aus der Eiskappe heraus. Tatsächlich sorgte die Wand dafür, dass das Eis nach Süden geleitet wurde.

Unter uns im Vestfjord liegen viele Kilometer weichen Sedimentgesteins. [98](#) Manche Teile der Lofotenwand bestehen aus den

ältesten und härtesten Gesteinsarten der Erde, die sich zu einer Zeit bildeten, als die ersten einzelligen Tiere im Meer entstanden. Andere Teile der Lofotenwand bestehen aus viel jüngeren Überresten der Kollision zwischen Laurentia und Baltika. Im Verlauf von Millionen Jahren bewegten sich die Kontinente aufeinander zu wie Aufzugtüren, bloß dass sie nicht anhielten, als sie auf Widerstand trafen, sondern einander zermalmten. Dadurch wurden Bergmassive aufgetürmt und von einem Kontinent zum nächsten geschoben. So ist die zerklüftete

Küste der Lofoten, der Vesterålen und der Insel Senja entstanden.

Übrigens ist der Römer Plinius der Ältere (23 / 24 – 79 n. Chr.) die erste bekannte Quelle, in der unser Teil der Welt Skandinavien (in seiner Schreibweise »Scadinauia«) genannt wird, was zerrissene, gefährliche oder beschädigte Küste bedeutet. Beschädigt von den großen Gletschern, die das Land zerfressen und zu dem gemacht haben, was es heute ist, mit seinen Fjorden, Holmen und Schäreninseln. Und kaum ein Ort ist schöner geworden als die Lofoten – allerdings liegt die

Schönheit im Auge des Betrachters.

Nicht einmal die Lofotenwand
ist auf ewig unveränderlich.
Immerhin ist sie sehr nah dran.



32

Der Abend ist so schön, dass
wir auf den Vestfjord hinausfahren.
Die Berge spiegeln sich im Meer, was
seit Monaten nicht mehr der Fall war,
wie Hugo sagt. Er behauptet, ich

hätte bei meinen Besuchen immer strahlendes Wetter im Gepäck, was zwar nicht stimmt, aber ich pariere, dass ich eben einen guten Draht zu einer Familie hätte, die noch Wind und Wetter verkaufe. Hugo lacht.

»Glaubst du mir nicht? Macht nichts, es funktioniert trotzdem«, sage ich.

Wir unterhalten uns ganz leise, als könnten uns die Fische hören. Es war den ganzen Tag ruhig, doch jetzt sehen wir, dass sich im Westen etwas zusammenbraut. Dort draußen lassen sich fast immer irgendwelche Bewegungen oder

Austauschprozesse zwischen Himmel, Wolken, Wind und Meer beobachten, ein permanentes Schauspiel, das wir nur aus großer Entfernung sehen können. Denn wenn wir mitten drin sind, fehlt uns die Übersicht.

Schatten fallen auf die grauen Wolken über uns, die das Licht filtern wie der Boden einer farbigen Flasche. Die Dunkelheit schleicht sich von Osten an, und die größte Wanderung auf unserem Planeten kann jeden Augenblick beginnen. Jede Nacht steigen Milliarden winziger Lebewesen – Krill,

verschiedene Planktonarten sowie Millionen von Tintenfischen – aus den Tiefen des Meeres in das nährstoffreiche Wasser an der Oberfläche auf. Im Morgengrauen lassen sie sich zurück in die Dunkelheit sinken.

Der Vestfjord ist für diese Jahreszeit einen halben Tag lang erstaunlich umgänglich und wohlwollend gewesen. Aber das Wetter hier draußen ist unbeständig. Wenn abends die Flut einsetzt, ist der Wind oft am stärksten. Dann ist der Vestfjord binnen weniger Minuten von rauen Wellen bedeckt, die

entstehen, wenn Strömung und Wind in unterschiedliche Richtungen tendieren.

Wir müssen zurück. Aber zuerst erzählt Hugo noch eine Geschichte. Nachdem er aus Deutschland zurückgekommen war, spielte er in den 1970er-Jahren in der Band Nytt Blod (Neues Blut) aus Tromsø, die für ihren treibenden Progressive Rock und ihre extravaganten Bühnenshows bekannt waren. Ein großes Konzert in Tromsø sollte damit beginnen, dass der Sänger nackt an einem Kreuz hing.

»Doch damit nicht genug«,

erzählt Hugo. »Die Bühne sollte in Nebel gehüllt sein und der Sänger erst sichtbar werden, wenn sich der Nebelteppich lichtet. Allerdings hat die Nebelmaschine mit einem Kurzschluss die gesamte Musikanlage lahmgelegt. Der Sänger hing vor Hunderten von Zuschauern, ohne dass die Band loslegen konnte. Schließlich hat er gerufen: ›Holt mich runter! Es reicht!«

Die Band probte übrigens seinerzeit in einer Psychiatrischen Klinik.

Dann lässt Hugo den Motor an. Doch schon bald merkt er, dass etwas

nicht stimmt. Der Motor, der gerade erst in der Werkstatt war, klingt schwächer als sonst, und hinten im Boot riecht es verbrannt. Die Reparatur hat ihren Zweck offensichtlich nicht erfüllt. Wir schaffen es zwar bis nach Skrova, aber der Motor muss noch einmal in die Werkstatt. Das ist mehr als ärgerlich, denn das Wetter war ideal für mehrere Tage Eishaifang am Stück unter ausgesprochen günstigen Bedingungen.

Zum Ausgleich habe ich jetzt viel Zeit. Das Rückflugticket ist noch nicht gekauft, und man könnte an

weitaus schlimmeren Orten stranden als auf Skrova. Außerdem haben wir genug Leberreste, um Eishaie aus dem ganzen Vestfjord dort hinzulocken, wo wir sie haben wollen, wenn nur erst der Motor wieder da ist.



33

In den nächsten Tagen ist das Wetter irritierend stabil und das

Meer provozierend ruhig. Allmählich gewöhnen wir uns daran, dass wir nicht rausfahren können. Schon bald verfallen wir in den Rhythmus des Aasjordbruket und der Insel.

»Die Insel scheint ein Ort zu sein, der zugleich Wirklichkeit und seine eigene Metapher ist«, schreibt Judith Schalansky in ihrem *Atlas der abgelegenen Inseln* von 2009. [99](#)

Normalerweise fühle ich mich merkwürdig frei, wenn ich nach Skrova komme. Das Leben scheint einen neuen Rhythmus zu finden, und die gewohnte Alltagshektik kommt mir fern und unwichtig vor.

Die Insel ist eine Welt im Miniaturformat, die sich leicht beherrschen lässt, denn ihre Geografie ist klar abgegrenzt, und es gibt nur eine überschaubare Zahl von Bewohnern und Geschichten. Das Leben ist leichter zu überblicken. So schildert auch Daniel Defoe das Inselleben des Robinson Crusoe, der persönlich die verschiedenen Phasen der Zivilisation durchlief: Er begann als Jäger und Sammler, ging dann zu Ackerbau, Viehzucht, Architektur, Sklaverei und Krieg über und nutzte dabei immer ausgereifere Technologien. Am Ende erreichte er

die kapitalistische Phase mit ihrem gewinnmaximierenden Blick auf die Welt.

Auf der Insel erkannte er auch sich selbst und wurde zum Philosophen. Er stellte fest, dass er allein auf der Insel zuweilen glücklicher war als woanders auf der Erde. Ihm fehlte nichts, er war wie ein freischwebendes Edelgasatom und fühlte sich als Kaiser oder König in seinem eigenen Reich. Aber er war von der Menschheit abgeschnitten, und in manchen Momenten sah er in seiner Einsamkeit eine Strafe Gottes. Es brachte ihn völlig aus der Fassung,

als sein Papagei zu ihm sprach:
»Armer Robin Crusoe, wo bist du
denn? Wo bist du gewesen?« [100](#)
Wirkliche Angst bekam er jedoch
erst, als er im Sand menschliche
Fußspuren sah.

Eine Insel kann ein Paradies
sein, manchmal wird sie aber zu
einem Gefängnis. Denn man kann auf
einer Insel leicht der Illusion
erliegen, dass alles gut wird, dass
man abgeschirmt ist vom Chaos und
den Störfaktoren des Festlandes.
Vielleicht beginnt man, die Menschen
und alles, wovor man geflüchtet ist,
zu vermissen, und es befällt einen ein

Gefühl von Einsamkeit und Isolation. Man hört auf, sich für den Kaiser oder König eines begrenzten Reichs zu halten, und fühlt sich stattdessen wie ein Gefangener, der auf allen Seiten von Wasser eingeschlossen ist. Vielleicht kommt allmählich der Herbst mit seiner Dunkelheit und Stille. Man sehnt sich weg von der Natur, hin zur Stadt und zu den Menschen. Und womöglich hört man die Seufzer der Gespenster in seinem eigenen Leben.

»Aber die Stille auf einer Insel ist nichts. Niemand spricht darüber, niemand erinnert sich daran oder gibt

ihr einen Namen, egal, wie stark sie davon betroffen sind. Es ist der kleine Einblick, den sie in den Tod tun können, während sie noch am Leben sind.« [101](#)

Einige Menschen kehren der Welt den Rücken und setzen ihre Hoffnung in eine noch kleinere Insel, in eine Utopie, in der nichts mehr stört, in eine Insel, die klein genug ist, um sie mit der eigenen Persönlichkeit zu füllen, ohne dass die Sehnsucht nach anderen aufkommt. Manche erfasst eine Besessenheit, sie verändern sich und ziehen sich allmählich in sich selbst

zurück. Aber entweder ist die Persönlichkeit zu klein oder die Insel zu groß. Diese Erfahrung beschreibt D. H. Lawrence in seinem Büchlein *Der Mann, der Inseln liebte*.

Im Atlantik wimmelt es von mythologischen Inseln – Orten, die nie existiert haben, außer in der Fantasie von Kartografen und Dichtern. Der berühmte arabische Geograf al-Idrisi gelangte im 12. Jahrhundert zu dem Schluss, dass es im Atlantik mindestens siebenundzwanzigtausend Inseln gebe. Tatsächlich sind es nur einige

Dutzend. Wie viele Expeditionen wurden nicht ausgesandt, um Inseln zu entdecken, die es gar nicht gibt, die aber dennoch in allen Einzelheiten beschrieben worden waren – von Seefahrern, die behaupteten, dort gewesen zu sein? Ihre Schilderungen waren oftmals so lebendig, dass andere Seeleute sich einbildeten, sie wären ebenfalls dort gewesen, und so trugen sie dazu bei, Regale mit Wissen über Inseln zu füllen, die es niemals gab.

Bei Ebbe gehe ich oft auf der Insel spazieren, meist am Strand. Wie die meisten Menschen habe ich eine

besondere Beziehung zu dem Fleckchen Erde, das bei Ebbe im Trockenen liegt. Als Kind hat man dort gespielt, es gefällt einem, sich in dieser Zone zwischen Meer und Land aufzuhalten. Man liest kleine Gegenstände auf, steckt sie in die Tasche und stellt sie zu Hause auf den Kaminsims oder ins Küchenfenster. Glatte Steine, Muscheln, skulptural anmutende Stücke Treibholz oder anderes vom Meer angespültes Strandgut. Vielleicht findet man sogar eine Flaschenpost von der anderen Seite der Erde. In meiner Kindheit habe ich eine Zeit lang

Botschaften per Flaschenpost verschickt, denen zu entnehmen war, dass ich auf einer einsamen Insel gestrandet sei. Das war gar nicht so weit von der Wahrheit entfernt, da ich in der Finnmark aufgewachsen bin.

Viele verbringen ihren Urlaub am Wasser, sei es in einem Häuschen am Meer oder an einem Strand im Süden. Nichts ist selbstverständlicher und natürlicher. Geben Sie einem kleinen Kind einen Plastikeimer und eine Schaufel, und es kann sich den ganzen Tag lang am Strand beschäftigen. Es vergisst, dass ihm

kalt ist, dass es Hunger hat, es scheint sich nirgendwo so zu Hause zu fühlen wie in dieser salzigen Welt aus Sand, Wellen, Wasser und Steinen. Es läuft halb nackt in den Wellen herum oder baut Dämme, Kanäle und anderes, hoch konzentriert wie ein Ingenieur mit großer Verantwortung. Der griechische Philosoph Heraklit hat die Geschichte einmal mit einem Kind verglichen, das am Meer eine Sandburg baut.

Ein Knochen, vielleicht von einem Elch oder Rentier, ist an Land gespült

worden. Durch die mikroskopisch kleinen Tunnel im Knochengewebe, das jetzt mineralisch, hart und glatt ist, wurden alle organischen Stoffe aus den Knochenporen gespült. Das fahlgraue, poröse Material wiegt kaum noch etwas, seine Oberfläche ist matt und absorbiert das Licht. Knorpel, Fleisch und Fett waren nur eine zeitlich begrenzte Umhüllung, die jetzt vom Meer abgewaschen wurde.

Britische Forscher haben bei der systematischen Untersuchung von Fossilien aus dem Devon (vor circa vierhundert Millionen Jahren),

als die ersten Meerestiere an Land krochen, eine ziemlich aufsehenerregende Entdeckung gemacht. Kiefer und Zähne der ersten Landtiere waren dazu angelegt, Fleisch zu zerreißen und nicht Pflanzen zu kauen. Die Augen saßen auf dem Kopf, und die Tiere hatten keinen Nacken. Die ersten Bewohner der Erde waren also Raubtiere mit Fischköpfen, die ihre Zähne dazu benutzten, sich gegenseitig in Stücke zu reißen. Achtzig Millionen Jahre lang beherrschten Fischköpfe das Festland. [102](#) _ Wenn sich dieses Bild erst einmal im Kopf festgesetzt hat,

wird man es nur schwer wieder los.

An der Westseite von Skrova habe ich den ganzen Vestfjord vor mir. Bei klarem Wetter hat man gute Sicht nach Südwesten, und wenn ich auf die Felsen klettere, kann ich die Insel Landegode vor Bodø und Værøy sehen. Vielleicht sogar Røst am äußersten Ende der Lofoten. Direkt vor mir, in südöstlicher Richtung, liegen die Inseln, die zu Steigen gehören. Eine hohe graue Wolkendecke erzeugt ein freundlich modellierendes Gegenlicht, das weder sticht noch blendet, sondern

zu weichen Konturen und schwachen Kontrasten führt. »Rotzgrün, Blausilber und Rost: gefärbte Zeichen.« [103](#)

Die Flut hat ein paar kleinere Tümpel zurückgelassen, und in einem davon schwimmen ein paar Fischlarven. Eine einsame Möwe sitzt auf einem Stein. Als ich ein Tangbüschel hochhebe, stieben flinke Flohkrebse in alle Richtungen, auch wenn es kein besseres Versteck als ihren derzeitigen Aufenthaltsort gibt.

Die Gezeitenzone ist ein Grenzbereich zwischen Meer und Land, aber auch zwischen Leben und

Tod. Zumindest in der Welt der Wikinger, in der sie als Hinrichtungsstätte genutzt wurde. Häufig wurden die Opfer an einen Pfahl gebunden, die Flut erledigte dann den Rest. Wie in der Saga von Olav Tryggvason, in der erzählt wird, wie mit vorbildlicher Ökonomie gegen eine Gruppe Zauberer vorgegangen wurde:

»Danach ließ der König sie alle versammeln und auf einer Schäre aussetzen, die bei Flut vom Meer überspült wurde, und ließ sie dort festbinden. So verloren Øyvind und all diese Leute ihr Leben. Seitdem

heißt die Schäre Zaubererschäre.« [104](#)

In meiner Kindheit war ich einmal an einer ähnlichen Aktion beteiligt. Wir banden einen Spielkameraden bei Ebbe an einen Pfahl in der Gezeitenzone. Nach einer Weile verschwanden alle. Ich weiß noch, dass ich zum Essen nach Hause musste. Ein zufällig vorbeikommender Erwachsener hörte den Jungen um Hilfe schreien. Das Wasser reichte unserem Kameraden da schon bis zur Brust.

Die Gezeitenzone ist weder Land noch Meer, sondern etwas dazwischen. Alle Organismen, die

sich an diese Bedingungen angepasst haben, stehen mit je einem Bein in den beiden Welten. In der einen Sekunde befinden sie sich unter Wasser, in der nächsten auf ziemlich trockenem Land, vielleicht sogar unter einer sengenden Sonne. Sie müssen Salz, Wasser, Regen, Wind und Trockenheit aushalten und sich vor allen Lebewesen schützen, die sie fressen wollen. Die Angreifer kommen nicht nur aus dem Meer, sondern auch vom Land oder von oben. Wie im Meer kommt es darauf an, Verstecke und Nahrung zu finden und Halt, wenn die Wellen

heranrollen, die stark genug sind, um ganze Felsblöcke zu bewegen.

Daher verfügen die Lebewesen im Watt über extreme Eigenschaften. Krebse, Schnecken und Muscheln haben fast undurchdringliche Schalen. Viele Arten graben sich bei einsetzender Flut ein. Die Dreieckskrabbe hat auf ihrem Panzer kleine Haken, an denen Algen, Seegras und andere vorbeischwimmende Pflanzen hängen bleiben. Damit kann sie sich der jeweiligen Umgebung entsprechend tarnen.

Viele Schneckenarten leben

ähnlich wie Krebse sowohl an Land als auch im Wasser. Der Einsiedlerkrebs besitzt von Natur aus keinen Schutz und trägt daher ein Schneckenhaus auf dem Rücken. Wenn er in Gefahr gerät, schlüpft er hinein. Er ist eine Art Hausbesetzer und zieht andauernd um, denn sobald er größer wird, muss er die »Wohnstätte« wechseln.

Napfschnecken verlassen nur zum Fressen ihren Platz an dem Felsen, an dem sie sich so fest ansaugen, dass man Werkzeuge braucht, um sie abzulösen. Sie sind essbar, aber in Norwegen wurden sie

mir noch nirgendwo vorgesetzt. Forscher haben herausgefunden, dass die Zähne der Napfschnecke, die hundertmal dünner sind als ein Menschenhaar, aus dem härtesten Material bestehen, das in der Natur vorkommt. In der Mischung ist unter anderem der Stoff Goethit enthalten, der nach dem Dichter Johann Wolfgang von Goethe benannt ist.

Auch Seeigel sind essbar. Rogen enthalten sie allerdings nur im Winter vor dem Laichen. Dann kann man die kleinen Eier herauskratzen, die das kräftigste Meereselixier sind. Auf den Felsen am Strand sieht man

oft zerbrochene Gehäuse liegen, weil Krähen und Möwen sich bei Ebbe die Seeigel schnappen und sie dann aus großer Höhe auf die Felsen fallen lassen, um sie aufzubrechen und so an das nahrhafte Innere zu gelangen.

Flohkrebse flitzen zwischen den Steinen herum. In den Flachwasserbereichen, die auch bei Ebbe nicht trockenfallen, verstecken sich Fischlarven in Algen und Tang, zwischen Seeanemonen, Seanelken und den Tentakeln der Toten Meerhand (*Alcyonium digitatum*), in den Flimmerhärchen der Schlanken Seefeder (*Virgularia mirabilis*) oder

zwischen den Stacheln eines Seeigels. Das Maul eines Seeigels kann sich symmetrisch öffnen und schließen wie eine Eiskwürfelzange und wird von Biologen »Laterne des Aristoteles« genannt.

Beim Anblick des nassen weißen Sandes muss ich an die frühen Christen denken, die von den Römern verfolgt wurden und Geheimzeichen einsetzten, um zu prüfen, ob sie dem anderen trauen konnten. Wenn sie aufeinandertrafen und einer oder beide vermuteten, dass sie derselben Glaubensgemeinschaft angehörten,

zeichnete einer von ihnen einen lang gezogenen Bogen in den Sand. Indem der andere einen zweiten, spiegelverkehrten Bogen hinzufügte, der den ersten schnitt, vollendete er die Zeichnung. Das fertige Bild zeigte einen Fisch. Die meisten Jünger Jesu waren ursprünglich Fischer gewesen, bevor sie »Menschenfischer« wurden, wie sie sich selbst nannten.

Heute ist der Wasserstand trotz Ebbe relativ hoch. Wenn sich Mond und Sonne wie jetzt auf einer Linie befinden, addieren sich ihre Gravitationskräfte, und es kommt zur sogenannten Springflut.

Siebenundneunzig Prozent aller Wasservorkommen auf der Erde befinden sich im Meer, und alles Wasser der Erde wird in dieselbe Richtung gezogen, bis es auf Land trifft. Je weiter man in Norwegen nach Norden kommt, desto größer wird der Unterschied zwischen Ebbe und Flut.

Früher sammelten die Küstenbewohner Herzmuscheln und Islandmuscheln am Strand. Islandmuscheln graben sich ein, hinterlassen aber kleine Löcher im Sand. Steckt man ein Stäbchen mit einem Nagel daran in das Loch,

schließt sich die Islandmuschel, und man kann sie herausziehen. Noch vor wenigen Generationen wurden Islandmuscheln ebenso wie Herzmuscheln eingesalzen und beim Lofotenfischfang als Köder verwendet.

Kürzlich wurde eine große Qualle an Land gespült. Jetzt liegt sie mit ausgebreiteten Fangarmen im Sand, von denen jeder einzelne mit Tausenden kleiner Harpunen oder Widerhaken besetzt ist. Die Qualle jagt, indem sie sich im Wasser nach unten sinken lässt. Ihre Fäden werden

dabei nach oben gedrückt und haben die Chance, auf etwas Fressbares zu treffen. Natürlich nur, solange sie lebt. Woran dieses Exemplar hier gestorben ist, lässt sich nicht sagen, und ich plane keine Obduktion. Mein Unterbewusstsein streckt nämlich auch seine Fangarme aus und transportiert Treibgut aus der Vergangenheit an die Oberfläche. In einer meiner ersten Erinnerungen habe ich an einem einsamen Strand in der Ostfinnmark beide Hände tief in eine gestrandete Feuerqualle versenkt. Bestimmt habe ich sie für Gelee gehalten oder für das

Abfallprodukt der chemischen Industrie, das man uns Kindern damals verkauft hat, einen grünen oder roten Schleim, der sich an den Fingern kalt anfühlte. Die Erinnerung an den Schmerz, der allmählich zunahm und vergleichbar mit dem Brennen einer Brennnessel war, nur weitaus stärker, sitzt immer noch tief.

1870 wurde in der Massachusetts Bay eine Feuerqualle mit einem Durchmesser von gut zwei Metern und einem Gewicht von vermutlich mehr als einer Tonne an Land gespült. Im südlichen Pazifik

lebt eine Würfelqualle, deren Gift bei einem erwachsenen Mann innerhalb von wenigen Minuten zum Herzstillstand führen kann. Auch die Narcomeduse scheint es in sich zu haben.

Als Lebensform haben Quallen schon mehrere Fälle von Massenaussterben überlebt. Sie vertragen saures Wasser, stehen bei wenigen Tieren auf dem Speiseplan und lassen sich treiben wie hirnlose Zombies. Quallen brauchen kaum Sauerstoff. Sie haben Krisen überstanden, die fast alles andere Leben auf der Erde ausgelöscht

haben.

In den vergangenen fünfhundert Millionen Jahren ist es auf der Erde zu fünf katastrophalen Fällen von Massenaussterben gekommen. Am bekanntesten ist das letzte, das sich an der Kreide-Paläogen-Grenze vor 65,5 Millionen Jahren vollzog, weil dabei alle Dinosaurier ausstarben, mit Ausnahme einiger Flugechsen. Ein Asteroid, der um ein Vielfaches größer war als Skrova, krachte mit einer Geschwindigkeit von rund siebzigtausend Stundenkilometern auf die Halbinsel Yucatán. Die

Explosion hatte eine geschätzte Stärke von hundert Millionen Wasserstoffbomben. Es war vermutlich der schlimmste Tag auf Erden seit der Entstehung von Leben. Weite Teile des amerikanischen Kontinents wurden pulverisiert, und die Reste blieben in einer erdrückenden Dunkelheit zurück. Es bildeten sich Tsunamis von solcher Kraft, dass sie die Form der Kontinente veränderten. Staubwolken hingen über der Erde, und die Sonne war für Monate oder Jahre nicht zu sehen. Fast der ganze Wald, der die Erde bedeckt hatte, verbrannte. Es

regnete Säure, und das Meer war mehrere Millionen Jahre lang ein schwefelhaltiger Pfuhl.

Dabei war das nicht einmal das größte Massenaussterben, denn das an der Perm-Trias-Grenze vor 252,3 Millionen Jahren war noch umfassender gewesen. Vielleicht wurde es durch enorme Vulkanausbrüche in dem Gebiet ausgelöst, aus dem später Sibirien werden sollte – denn damals bildete sich gerade der Superkontinent Pangaea.

Die Hitze brachte den Permafrostboden zum Schmelzen. In

Mooren und auf dem Waldboden hatte sich innerhalb von Millionen Jahren Holz angesammelt. Die Vulkanausbrüche entzündeten Brände, die Erde wurde quasi zu einem Holzkohlegrill. Neue Treibhausgase wurden in die Atmosphäre geblasen, und eine Reihe von Spiralwirkungen setzte ein, nicht zuletzt im Meer, das mit der Freisetzung von gespeichertem Methangas begann. Die genauen Zusammenhänge sind ungewiss, aber es resultierte in dem, was die Forscher »das große Sterben« nennen oder die »Mutter allen

Massensterbens«. Versauerung und Erwärmung des Meeres führten zu einer massiven Zunahme giftproduzierender Bakterien. Dadurch verschwanden sechshundneunzig Prozent allen Lebens im Meer – und zu dieser Zeit befand sich der größte Teil aller Lebewesen im Wasser. Außerdem verlor das Meer die Fähigkeit, Kohlenstoff zu binden, und setzte stattdessen gewaltige Mengen an Treibhausgasen frei. [105](#)

Mehrere Hundert Millionen Jahre, bevor es Fische gab, beherrschten Trilobiten das Meer. Sie

kamen in vielen verschiedenen Varianten vor und konnten von einem Millimeter bis zu einem Meter lang sein. Einige schwammen, andere liefen über den Meeresboden, einige fraßen Plankton, andere kleinere Beutetiere. Sie sahen aus wie ein Mittelding zwischen Krebs und Hummer, hatten aber keine Beine oder Arme, obwohl einige von ihnen mit Speeren oder spitzen Hörnern ausgestattet waren. Da sie so zahlreich und zudem durch ihren Panzer gut geschützt waren, ist uns eine riesige Menge dieser Tiere als Fossilien im Gestein erhalten

geblieben. Allein in Norwegen hat man circa dreihundert fossile Arten von Trilobiten identifiziert. Aber gegen Ende des Perm-Trias-Aussterbens brach dieser so fruchtbare Zweig vom Baum des Lebens ab. Nach und nach verendeten alle Trilobiten, bis sich am Ende des »großen Sterbens« selbst das letzte robuste Individuum geschlagen geben musste. Das Leben auf der Erde brauchte viele Millionen Jahre, um wieder auf die Füße zu kommen.

Die Vorläufer der heutigen Haie schwammen vor vierhundertfünfzig Millionen Jahren

durch die Meere. Knapp hundert Millionen Jahre später waren Haie so verbreitet, dass die Wissenschaft diese Periode als »Zeitalter der Haie« bezeichnet. Zahlreiche Haiarten sind mittlerweile ausgestorben, darunter der Megalodon, ein Hai, der fast zwanzig Meter maß und bis zu fünfzig Tonnen wog. Sein Kiefer war zwei Meter breit und das Maul voller scharfer Zähne, von denen jeder so groß war wie eine Whiskyflasche.

Eine andere interessante Haiart starb vor dreihundertzwanzig Millionen Jahren aus. Sie war weitaus kleiner und erhielt die Bezeichnung

Stethacanthus. Dort, wo sich normalerweise die Rückenflosse befindet, hatten die Männchen einen helmartigen Auswuchs. Er war mit Zähnen besetzt, die nach vorne gerichtet waren. Über Sinn und Zweck dieses Körperteils können die Forscher nur spekulieren.

Haie sind womöglich die zähesten und anpassungsfähigsten größeren Tiere, die die Evolution hervorgebracht hat. Sie haben Vulkanausbrüche, Eiszeiten, Meteoriteneinschläge, Parasiten, Bakterien, Viren, Versauerung und andere Katastrophen überlebt, die

zum Massenaussterben geführt haben. Sie waren längst da, als die Dinosaurier auftauchten, und sie behaupteten sich aber auch, nachdem die Dinosaurier und zahllose andere Arten ausgestorben waren. Noch heute tummeln sich in den Weltmeeren rund fünfhundert verschiedene Haiarten, von denen die Hälfte erst in den vergangenen vierzig Jahren entdeckt wurde. Einige Arten sind selten und vom Aussterben bedroht, andere weit verbreitet und im Bestand nicht gefährdet.

Heute schreiben angesehene Wissenschaftler in führenden Zeitschriften wie *Science* und *Nature*, dass wir uns in der frühen Phase des sechsten Massenaussterbens befinden. »Das große Sterben« vollzog sich über mehrere Hunderttausend Jahre. Heute verschwinden Arten in so großer Geschwindigkeit, dass Forscher es mit dem Massenaussterben vergleichen, das binnen weniger Jahrhunderte alle Dinosaurier ausgerottet hat. Die treibenden Kräfte beim Aussterben einer Art sind der Verlust des Lebensraums, die

Einführung fremder Arten,
Klimaveränderungen und die
Versauerung der Meere. [106](#)

Die Ursachen des sechsten
Massenaussterbens sind uns durchaus
bekannt. Wir sind erst seit wenigen
Jahrtausenden hier, aber wir haben
uns bis in den letzten Winkel der
Erde ausgebreitet. Wir waren
fruchtbar und haben uns vermehrt.
Wir haben die Erde bevölkert und sie
uns untertan gemacht. Wir herrschen
über die Fische im Meer und über die
Vögel unter dem Himmel und über
alles Getier, das auf Erden kriecht.

Die Chemie des Meeres verändert sich rapide. Selbst in küstennahen Gebieten, wo es früher eine Menge Leben gegeben hat, befinden sich jetzt große tote und sauerstoffarme Zonen. In tieferen Meeren sind diese Zonen sogar noch größer. Das Meer ist nicht nur unsere wichtigste Sauerstoffquelle. Es bindet auch enorme Mengen Kohlendioxid und dazu das zwanzigmal stärkere Treibhausgas Methan.

Die Temperatur und der Kohlenstoffgehalt der Atmosphäre nehmen zu. Die natürliche Reaktion des Meeres auf diese Zunahme ist eine

höhere Absorption von Kohlendioxid. Tatsächlich hat das Meer die Hälfte allen Kohlendioxids absorbiert, das wir seit Beginn der industriellen Revolution Anfang des 19. Jahrhunderts freigesetzt haben.

Wenn sich Kohlendioxid in Wasser löst, wird das Wasser saurer. Das Meer nähert sich einem Säuregrad, der Muscheln, Schalentiere und Korallenriffe bedroht, vor allem aber Krill und Plankton, wovon die Fische leben. Ein saureres Meer gefährdet auch die Eier und Larven der Fische. Viele Arten, zum Beispiel die Braunalgen,

gehen an dem Temperaturanstieg zugrunde, während andere überleben, indem sie nach Norden ziehen. Aber der Säure kann keiner entgehen. Zu unseren Lebzeiten werden wir es wohl kaum erleben, aber die meisten größeren marinen Lebensformen werden der Versauerung der Meere zum Opfer fallen. Negative Spiralen können sich gegenseitig verstärken und zu einem Kollaps des gesamten Ökosystems führen. Leben spendendes Plankton wird verschwinden, während giftiges Plankton und Quallen überleben werden.

Die Zerstörung des natürlichen Gleichgewichts wird verschiedene Prozesse in Gang setzen. So bringt die Versauerung des Meeres auch eine Verringerung des Sauerstoffgehalts mit sich. Damit wird die Fähigkeit des Wassers verringert, neue Klimagase zu binden. Ohnehin kann das Meer nicht unbegrenzt Kohlendioxid aufnehmen und so den steigenden Gehalt dieses Gases in der Atmosphäre ausgleichen. Kaltes Wasser bindet Kohlendioxid besser als warmes, so wie eine kalte Limonadenflasche die Kohlensäure besser bindet als eine warme. Wenn

das Meer keine weiteren Mengen Kohlendioxid aufnehmen kann, wird die globale Erwärmung beschleunigt. Ein von Klimaforschern entworfenes Horrorszenario würde eintreten, wenn das Meer anfängt, das auf seinem Grund und im Eis gespeicherte Methangas freizusetzen. Dann könnten Spiraleffekte und Rückkopplungsmechanismen völlig außer Kontrolle geraten, was die Erwärmung in katastrophalem Ausmaß vorantreiben würde. [107](#)

Bei allen Fällen von Massenaussterben hat das Meer eine Schlüsselrolle gespielt. Die großen

Zyklen und Prozesse im Meer laufen so langsam ab, dass es zum Handeln schon zu spät ist, wenn die Probleme sichtbar werden. Das Meer hat eine Reaktionszeit von circa dreißig Jahren.

Die Versauerung der Meere hat bereits im 19. Jahrhundert eingesetzt, und es wird bestenfalls viele Tausend Jahre dauern, bis das Meer wieder den pH-Wert erreicht, den es zu Beginn der industriellen Revolution hatte. Das Leben im Meer, wie wir es kennen, wird auf alle Fälle zum Erliegen kommen. Möglicherweise

werden Millionen von Lebensformen ausgelöscht, bevor wir sie überhaupt entdeckt haben.

Wie erwähnt erzeugt Plankton weit über die Hälfte des Sauerstoffs, den wir einatmen. Stirbt das Plankton, wird die Erde für uns unbewohnbar. Es wird uns letztlich wie dem Fisch ergehen, der nach Luft japsend auf dem Boden unseres Bootes liegt. Wir hätten natürlich besser auf das Meer achtgeben können. Aber eigentlich ist eine solche Aussage ziemlich egozentrisch, schließlich hat das Meer die ganze Zeit auf uns

achtgegeben. Natürlich werden wir die Leidtragenden der Klimaveränderungen sein. In einigen Millionen Jahren kann sich das Leben im Meer erholen und zu einem neuen produktiven Gleichgewicht finden. Uns hingegen stehen keine Jahrmillionen zur Verfügung.

Das Verhältnis zwischen uns und dem Meer ist keine romantische Liebesbeziehung, bei der die gegenseitige Abhängigkeit so stark ist, dass wir nicht ohne einander leben können. Dass es jedoch eine ganze Nation gibt, die eine unglückliche Liebesbeziehung zum

Meer pflegt, habe ich vor einigen Jahren bei einem Besuch in La Paz feststellen dürfen, der größten Stadt Boliviens. Nach einem verlorenen Krieg gegen Chile mussten die Bolivianer 1884 ihren gesamten Küstenstreifen abtreten. Dass ihnen das Meer geraubt wurde, hat in der Seele der Nation Spuren hinterlassen. Die Bolivianer betrachten das Vorgehen als größtes Unrecht und haben noch immer nicht ihre Bemühungen aufgegeben, durch die Einschaltung internationaler Gerichtshöfe ihre Küste wiederzubekommen. Während sie auf

die Rückgabe des Küstenstreifens warten, versuchen die Bolivianer, die Moral hochzuhalten. Sie haben eine symbolische Marine, die im Titicacasee herumschippert, und begehen jedes Jahr den »Tag des Meeres« als nationalen Feiertag. Kinder und Soldaten ziehen in Paraden durch die Straßen der Hauptstadt, denn ewig besitzt man nur, was verloren ist, und vielleicht nicht einmal das.

Das Meer kommt prima ohne uns zurecht. Wir aber nicht ohne das Meer.



34

Auf dem Rückweg von meinem Spaziergang an den Stränden von Skrova bleibe ich bei den Pferden auf der kleinen Wiese stehen, um ein Schwätzchen zu halten. Da klingelt mein Handy, es ist meine Lebensgefährtin, deren Augen übrigens mit dem Meer die Farbe wechseln. Nach meiner letzten Rückkehr von Skrova ist sie

schwanger geworden. Sie ist in der siebten Woche, und die Schwangerschaft verläuft gut.

Wir sind glücklich und guter Dinge und haben angefangen, uns über die wöchentlichen Entwicklungsschritte des Embryos zu informieren. Darüber hinaus lese ich schon seit Langem Bücher über die Entwicklung irdischen Lebens und kann nicht umhin, beides zusammenzubringen und ein paar Beobachtungen anzustellen.

In meiner Partnerin wächst ein von Fruchtwasser umgebenes Wesen heran. Nach sieben Wochen ähnelt

ein menschlicher Embryo auffallend einer Fischlarve, und zwar nicht nur auf den ersten Blick. Der Embryo zeigt am Oberkörper nämlich Ausbuchtungen. Dabei handelt es sich um Kiemenbögen, die in den nächsten Wochen zusammenwachsen werden, um Hals und Mund zu formen. Noch sitzen die Augen des Embryos seitlich am Kopf wie bei einem Fisch. Die Ohren befinden sich weit unten am Hals. Was einmal Nase und Oberlippe werden soll, ist oben auf dem Kopf angeordnet. Später wird daraus der Amorbogen, den wir alle auf der Oberlippe haben. Wenn

bei diesem Prozess etwas schiefgeht und die Stelle nicht ganz zusammenwächst, kann das Kind mit einer Lippen-Kiefer-Gaumenspalte zur Welt kommen.

Die Körperteile und Organe des Embryos verschieben sich im Körper wie Kontinentalplatten und durchlaufen verschiedene Stadien der Evolution. Bei einem Jungen liegen die zukünftigen Hoden fast direkt neben dem Herzen. Mit der Zeit bewegen sie sich langsam an ihren vorgesehenen Platz, denn für die Spermienproduktion ist eine kühle Umgebung wichtig. Bei den meisten

Fischen, die wechselwarm sind und deren Körpertemperatur sich an die Umgebung anpasst, spielt das keine Rolle, und die Keimdrüsen bleiben in der Nähe des Herzens.

Unsere Vorfahren haben es an Land geschafft, aber wir tragen noch immer viel Meer in uns. So sind die Muskeln und Nerven, die uns das Schlucken und Sprechen ermöglichen, bereits im Meer entwickelt worden. Haie und andere Fische benutzen sie zum Steuern der Kiemen. Die Struktur der Nervenbahnen, die vom Gehirn wegführen, ist bei Haien und

Menschen – also bei Eishaien und uns – identisch. Auch die Nieren und das Ohrinnere sind Souvenirs aus unserer Vergangenheit im Meer. Arme und Beine haben sich aus Fischflossen entwickelt. Wir haben, wie viele andere Tiere und Vögel, gar nicht so wenig mit den Fischen gemeinsam. [108](#)

Ich erzähle meiner Freundin natürlich nicht, dass wir einen Fisch bekommen werden, und das stimmt ja auch nicht. Die Kreationisten, die bestreiten, dass wir von Affen abstammen, haben in einem Punkt recht: Wie die Affen und alles andere

Leben auf der Erde kommen wir aus dem Meer. Wir sind umgebaute Fische.



35

Eine knappe Woche lang können wir nicht raus aufs Wasser. Ich langweile mich und hänge herum. In dieser Zeit des Müßiggangs frage ich mich, was wir hier eigentlich machen, und möglicherweise fragt

sich Hugo, der so viel zu tun hat, was *ich* hier eigentlich mache. Zwischen uns kommt es zu kleinen Reibereien. Vielleicht sehen wir den Sinn des Ganzen nicht mehr. Aber er wohnt ja hier und macht, was er immer macht. Ich hingegen komme ständig zu Besuch, ohne mich als Gast zu sehen. Es kommt mir jedes Mal so vor, als wäre ich bloß einen Tag weg gewesen und als fügte ich mich, sobald ich hier bin, nahtlos in die Umgebung ein, als wäre ich stillschweigend adoptiert worden.

Aber irgendwie bin ich doch ein Eindringling. Mit all meinen

Gewohnheiten und Unarten dränge ich mich in Mettes und Hugos Privatleben, um dann wieder zu verschwinden. Auch wenn das Aasjordbruket erheblich größer ist als so manches Schloss, hat der bewohnbare Teil eher die Größe einer kleinen Wohnung. Einen unsichtbaren Gast gibt es nicht. Aus gutem Grund haben die Araber und viele andere Völker Sprichwörter wie: Besuch ist wie Fisch, nach drei Tagen stinkt er.

Hugo und Mette haben mit den Renovierungsarbeiten, mit Anträgen und allen möglichen

organisatorischen Dingen, bei denen ich zugegebenermaßen keine große Hilfe bin, alle Hände voll zu tun. Zwar habe ich den Hof und den Anleger abgespritzt, obwohl sie überhaupt nicht dreckig waren, aber ich werde es wohl nie lernen, die schwerfällige Eingangstür richtig hinter mir zu schließen, damit die Wärme nicht zusammen mit dem Hund Skrubbi nach draußen entweicht.

Hugo und ich streiten uns äußerst selten, aber es ist schon vorgekommen. Es ging damals eigentlich um eine Bagatelle, ich

glaube, das sehen wir im Rückblick beide so, aber wir haben uns gegenseitig verletzt. Diese »Bagatelle« hat dazu geführt, dass wir zwei Jahre lang kein Wort miteinander gesprochen haben.

Nachdem ich einige Tage auf der Insel herumgelaufen bin, macht sich bei mir eine Art depressive Verstimmung breit, eine allgemeine Unzufriedenheit mit meinem Leben. Ich müsste dringend ein paar andere Arbeiten abschließen. Und kann man das, was wir hier auf Skrova machen, überhaupt als Arbeit bezeichnen?

Wie oft soll ich noch herkommen und Mettes und Hugos Routine, ihren eingespielten Rhythmus durcheinanderbringen?

Eines Tages frage ich Hugo ganz direkt: »Was reizt dich eigentlich am Eishai?«

Hugo hält inne und sieht mich wachsam an, bevor er antwortet. »Als ich ein Junge war, hat mir mein Vater von allen möglichen Meeresgeschöpfen erzählt. Die Geschichten vom Eishai haben sich bei mir festgesetzt. Er hat etwas Mystisches, etwas Unheimliches an sich.«

»Aber ...«

»Seit mindestens dreißig Jahren will ich einen Eishai fangen, und zwar auf die traditionelle Art. Aber jetzt nimmt unser Projekt dem Ganzen die Spontaneität. Ich tue das für mich, nicht damit ich jemandem davon erzählen kann oder damit irgendwer etwas darüber liest. Mir reicht es, den Eishai zu sehen. Die Spannung zu erleben, wenn er aus der Tiefe nach oben kommt. Aber jetzt, da wir einmal damit angefangen haben, können wir nicht mehr aufhören. Wir müssen die Sache zu Ende bringen. Früher oder später

muss der Hai nach oben.«

Als Hugo und ich eines Nachmittags mit dem Auto zur Westspitze von Skrova fahren, fast bis zu Elling Carlsens altem Leuchtturm, sehen wir auf der kurzen Strecke einige Kormorane, die mit den Flügeln schlagen. Hugo meint, das sei ein untrügliches Zeichen dafür, dass es am nächsten Tag regnen werde. Ich halte das für Aberglauben und schlage vor, eine Wette um tausend Kronen abzuschließen, dass es keinen Regen geben wird. Hugo lässt sich auf die Wette nicht ein, ist aber ein bisschen

verärgert und verdächtigt mich, einen Blick in den Wetterbericht geworfen zu haben, was tatsächlich stimmt. Am nächsten Tag fällt wie erwartet kein Tropfen Regen, in ganz Nordland ist kaum eine Wolke am Himmel.

Wenn Fragen aufkommen, auf die wir beide eine Antwort zu haben glauben, sind wir normalerweise eher zuvorkommend und fragen: Darf ich zuerst was sagen? Okay, antwortet der andere dann. Jetzt platzen wir einfach mit der Antwort heraus. Sogar wenn wir zufällig auf Essgewohnheiten zu sprechen

kommen, liegt Streit in der Luft. Hugo wirft mir vor, Labskaus zu mögen, bloß weil ich zweimal an der Frischtheke in Svolvær welchen gekauft habe.

Es passiert, während Hugo sich wie jeden Nachmittag eine *Derrick*-Folge ansieht – vielleicht, um sein Deutsch lebendig zu halten, vielleicht auch, um sich im Geiste in das Deutschland zurückzusetzen, in dem er in den 1970er-Jahren gelebt hat, ein Deutschland mit intakten Interieurs und einer ebensolchen Mentalität. Einmal hat er Horst Tappert bei einem Abendessen unter

Künstlern in Tranøy gegenübergesessen, wo der bekennende »Norwegenfreund« ein Haus besitzt. Hugo hat Tappert damals als wissbegierigen, höflichen Menschen erlebt, was mich zu der Bemerkung verleitet, dass man das von Derrick nun ganz und gar nicht behaupten kann. Er bewegt sich meistens an der Grenze zwischen moralisierender Kleinkariertheit und herablassender Verachtung, auch im Umgang mit seinen Mitarbeitern. Den Angehörigen der Oberschicht gegenüber verhält er sich unterwürfig, aber alle Italiener sind

von der ersten Sekunde an Schurken. In den 281 Episoden der Serie kommt er zweimal mit einer Frau zusammen. Aber beide Frauen verschwinden nach kurzer Zeit spurlos aus seinem Leben.

Das sage ich nur, um zu provozieren. Ganz langsam braut sich ein Unwetter zusammen, vielleicht zieht auch ein heftiger Sturm auf.

Am nächsten Morgen sitze ich in Hugos Wohnzimmer und schreibe. Ein Abgabetermin sitzt mir im Nacken. Hugo geht ins Nachbarzimmer und malt an einer

Auftragsarbeit, deren Motiv die drei bekannten Vogelberge von Røst sein sollen, beeindruckende Felsformationen draußen im Meer. Das Bild sollte schon seit Monaten fertig sein, und es ist geplant, dass ein Bekannter es in ein paar Tagen abholt und mit nach Røst nimmt. Ein Bewohner der Inselgruppe, der auch dort geboren ist, will es in sein Wohnzimmer hängen. Hugos Malweise ist nicht gerade naturalistisch, aber er kennt seinen Auftraggeber und weiß, dass die Berge zumindest identifizierbar sein müssen.

Hugo quält sich, denn die Berge sind so symmetrisch und ebenmäßig, dass es zu viel des Guten ist. Zwei der Berge stehen direkt nebeneinander und sind schon ein bisschen zu oft mit den Brüsten einer Frau verglichen worden. Daneben ist eine spitze Zacke zu sehen. Alle Skizzen, die Hugo anfertigt, sehen künstlich aus. Das Licht ändert sich dort draußen ständig, und die Lichtspiegelungen des Wassers, die auf die Berge treffen, sind nicht leicht hinzubekommen. Hugo reibt also und wischt, um den Effekt von Schatten und Nuancen auszutarieren. Abends

sieht es gut aus, aber im grellen Tageslicht verliert das Bild jegliche Tiefe. Schon bei meiner Ankunft hat Hugo mich nach meiner Meinung gefragt und erleichtert gewirkt, als ich seine Wahrnehmung bestätigt habe. Ohne die Probleme konkret benennen zu können, war mein Eindruck, dass das Bild seinem üblichen Anspruch nicht gerecht wird, ja, dass es so, wie es jetzt aussieht, fast als das Werk eines Laien durchgehen könnte, was ich noch nie von einem seiner Werke gedacht habe.

»Das ist genau der Punkt«, hat

Hugo ohne jede Ironie geantwortet, denn er sieht die Probleme besser als ich.

Die beinahe klischeehaft wirkenden Berge, die Seite an Seite stehen und direkt aus dem Meer aufragen – man muss einfach akzeptieren, dass die Natur manchmal unnatürlich wirkt. Der Horizont soll ins Unendliche gehen, was die Illusion einer unendlichen Tiefe des Himmels voraussetzt, die dem Gemälde etwas ungewollt Religiöses verleiht, und wenn man es übertreibt, dann ... Ich kann gut verstehen, dass Hugo sich quält.

Aber warum muss er das Radio so verdammt laut laufen lassen? Ich drehe es jedes Mal leiser, wenn er kurz rausgeht, weil ich mit dieser Nachrichtenleier im Hintergrund, die von nervigen Schlagern und nordnorwegischen Liedern unterbrochen wird, nicht schreiben kann. Auch ich habe einen Abgabetermin, genauer gesagt: Ich *hatte* einen Abgabetermin und arbeite jetzt mit Hochdruck an einem Text, der bald in Druck gehen soll. Kann er nicht einfach seinen Kopfhörer aufsetzen, mit dem er sonst ja auch fast ständig herumläuft? Er hat ihn

sicher irgendwo im Haus verlegt.

Es ist zwar sein Haus, und ich bin hier nur Gast. Aber ich bin auch ein Freund. Dann kann ich mich doch, aus Notwehr sozusagen, weil ich so unter Zeitdruck stehe, eher wie ein Freund verhalten, und nicht wie ein Gast, oder? Und Hugo kriegt sehr wohl mit, wie er mir auf die Nerven geht. Ich bin für ihn ein rotes Tuch, ja, vielleicht ist diese Unstimmigkeit sogar eine willkommene Unterbrechung seiner eigenen Misere mit den drei verfluchten Gipfeln von Røst, an denen er, wie es aussieht, mehr herumwischt als malt. Mag

sein, dass es zu seinen kreativen Strategien gehört, nichtssagendes Radiogeplätscher im Hintergrund laufen zu lassen, zumindest in dieser Phase der Arbeit. Wenn ein störendes Element vorhanden ist, gelingt es ihm vielleicht, alle anderen Ablenkungen beiseitezuschieben.

Sobald sich die Chance bietet, stürze ich zum Radio und drehe die Lautstärke fast ganz herunter. Aber das merkt Hugo natürlich, wenn er zurückkommt, und dreht sie wieder hoch. Möglicherweise steuern wir jetzt auf eine Konfrontation zu, was das Letzte ist, was ich will, aber das

Radio macht mich völlig fertig, ich kann kaum einen klaren Gedanken fassen oder einen Satz schreiben.

Es besteht die Gefahr, dass die Situation in eine »Diskussion« ausartet, die zum endgültigen Zusammenbruch meiner dringend erforderlichen Konzentration führen würde. Daher versuche ich, so wenig ansprechbar wie möglich zu wirken, indem ich Hugo wie ein taubes Schalentier den Rücken zukehre. Ich antworte nicht, wenn er etwas sagt, und hoffe, mein Nacken strahlt etwas so Abweisendes aus, dass er mir aus dem Weg geht. Die Taktik ist riskant,

weil sie die Situation weiter
zuspitzen könnte. Uns stehen in dem
Gebäude sicher zweitausend
Quadratmeter zur Verfügung, es
sollte sich also vermeiden lassen, dass
wir einander auf der Pelle hocken.
Aber ich brauche Internetzugang, um
ein paar Informationen zu
überprüfen, bevor ich den Text
abschicke, und den habe ich nur im
Wohnzimmer. Auch hebt es unsere
Laune nicht gerade, dass draußen die
Sonne scheint. Wir könnten auf dem
Meer angeln, anstatt uns hier drinnen
mit unseren verfluchten
Abgabeterminen herumzuschlagen.

Wenn wir ein Boot hätten.

Nachdem ich das Radio dreimal leiser gestellt habe, kommt Hugo herein und spricht mich auf eine Art an, die mich zum Antworten zwingt. Wir nähern uns dem Gipfel der Verärgerung. Wenn ich mich nicht zusammenreiße, wirft er mich bestimmt gleich aus dem Haus, damit wenigstens er in Ruhe arbeiten kann. Hugo fragt mich, warum ich das Radio leise stelle, obwohl er es gerne anhaben möchte. Und wie ausgerechnet ich mich über Störungen beklagen könne, wo ich doch im vergangenen Sommer

ständig dasselbe Lied hätte laufen lassen, als er in der Galerie Bilder aufhängen wollte, eine Arbeit, für die man Ruhe und Konzentration brauche.

Für mich ist das neu, für ihn aber nicht. Hugo behauptet, er habe damals durchaus angedeutet, dass er etwas Ruhe benötige, doch ich hätte einfach weiter meine Musik gehört. Ein bestimmtes Lied hätte ich mehrere Male laufen lassen, sagt er, und bis heute reagiere er allergisch auf die Gitarrenriffs am Anfang. Warum habe er mich nicht einfach gebeten, die Musik auszustellen?,

will ich wissen. Das habe er doch getan, kontert er.

Ich halte die Klappe und ziehe mich wieder in meinen Schalentierpanzer zurück. Ich merke, dass er kurz davor ist, mich rauszuschmeißen, es aber aus Anstand bleiben lässt.

Nach ein paar Stunden haben wir beide unsere Arbeit abgeschlossen, ohne dass sich die Situation zu einem Melodrama ausgeweitet hätte. Hugo hat sein Ziel erreicht, indem er durch Verwischen des Motivs weichere Übergänge geschaffen und noch dazu die

Richtung des einfallenden Sonnenlichts verändert hat.

Am selben Abend diskutieren wir über einen meiner Texte, dem in Hugos Augen die Präzision fehlt. Worum es genau geht, ist nicht so wichtig, aber er handelt von Nordnorwegen. Ich kontere, indem ich auch in seiner Kunst, nicht zuletzt in seinen abstrakten Gemälden, größere Präzision fordere. Auch bei unseren gemeinsamen Unternehmungen auf dem Meer sollten wir präziser sein, zum Beispiel bei der Positionsbestimmung. Unsere

Methoden sind so ungenau, dass schon ein bisschen Nebel in fünfzig Kilometer Entfernung uns die Sicht auf unsere Orientierungspunkte nimmt. Im Übrigen hat uns auch die Strömung im Vestfjord schon mehrfach getäuscht. Langleinen und Reusen verschwinden, obwohl wir glauben, dass sie sicher auf dem Grund liegen, aber ehe wir uns versehen, sind sie auf dem Weg zur Bäreninsel.

»Was bedeutet Präzision in der Malerei?«, frage ich.

»Präzision in der Malerei?«

Ich weiß, dass Präzision in der

Malerei kein wichtiger Begriff ist.

»Oder geht es vielleicht eher um das Gegenteil von Präzision?«, frage ich.

»Es geht gar nicht um Präzision. Also geht es auch nicht um das Gegenteil von Präzision. Es geht um etwas völlig anderes.«

In der anschließenden Diskussion werfe ich ihm vor, dass er sich viel zu sehr mit der Frage beschäftigt, was wir mit dem Eishai machen, wenn wir ihn am Haken haben. Dabei sollten wir viel eher darüber nachdenken, wie wir ihn überhaupt fangen können. Bei Hugo

klingt es so, als hätten wir einfach nur eine praktische Aufgabe zu erledigen. Dabei wissen wir beide, dass mehr dahintersteckt, dass unsere Unternehmung auch eine düstere Seite hat. Die Jagd spielt sich auf einer blanken Oberfläche ab, in der sich die Wolken spiegeln. Darunter befinden sich jedoch Unterwasserklippen und Riffe, und unsere Sicht ist begrenzt. Das Geschöpf, das wir auch Monster nennen, wirbelt am Boden Schlamm auf.

Im rechten Licht betrachtet, also bei Tageslicht auf dem Fjord,

glänzt unser »Auftrag« geradezu vor Sinn und Bedeutung. Zugleich ist er offenbar zu einer fixen Idee geworden. Wir haben unser Unterfangen zu einem Prestigeprojekt werden lassen. Wir können nicht aufgeben, ehe wir nicht dem Eishai in die Augen geschaut haben, aus denen vermutlich lange Parasiten hängen werden.

Auf was für ein idiotisches, mörderisches Projekt haben wir uns da eigentlich eingelassen? Geht es uns um die Befriedigung unserer Neugier oder darum, uns unserer Angst zu stellen? Steckt unser

Jagdinstinkt dahinter, der verlangt, dass wir das größte Beutetier erlegen, dem wir zumindest in der Theorie gewachsen sind? Geht es also um eine Art Großwildjagd auf dem Meer? Schlummert der Mythos vom Monster in den Tiefen unseres Wesens, genetisch ererbt aus einer Zeit, als wir Menschen die Beute inzwischen ausgestorbener Raubtiere waren, als Säbelzahn tiger uns halb tot in ihre Höhlen schleppten, um uns im Dunkeln zu fressen? Als wir gegen Krokodile kämpften, die uns in ihre Unterwasserwelt hinunterzogen und in Stücke rissen? Die

Rotationstechnik des Eishais erinnert ja tatsächlich an ein Krokodil.

Wir haben den Wettlauf gewonnen, indem wir uns ein Kilo zusätzliche Gehirnmasse zugelegt haben, eine gallertartige Substanz, die fast alles durchschauen kann – die Funktionsweise ihres eigenen Bewusstseins eingeschlossen. Dennoch wirkt das Erbe der Vergangenheit als eine Art Tiefenerinnerung in uns nach. Warum sonst wimmelt es in den Natursendungen, die Hugo sich im Fernsehen ansieht, von furchteinflößenden Tieren, während

ein düsterer, amerikanischer Voice-over-Kommentar uns weismachen will, dass gleich jemand von einem schrecklichen Monster verschlungen wird?

Wespen sind für Menschen viel gefährlicher als Haie. Über den ganzen Erdball verstreut töten Haie zehn oder zwanzig Menschen im Jahr. Im selben Zeitraum töten wir ungefähr dreiundsiebzig Millionen Haie. Trotzdem sehen wir in ihm ein gefährliches Raubtier. Dieses Paradox entgeht weder Hugo noch mir.

Sobald ein Hai einen Menschen angreift, geht die Nachricht um die

Welt. Die Menschen stellen sich einen kaltblütigen Lustmörder mit ausdruckslosen Augen vor, der ohne Vorwarnung zuschlägt. Ein Maul mit mehreren Reihen nadelspitzer Zähne schnellt aus der Tiefe empor und schließt sich um den Arm, das Bein oder die Taille eines nichtsahnenden Schwimmers. Frisches Blut färbt das Meer rot, und nach einem kurzen, ungleichen Kampf schwimmt der Hai zurück in die Tiefe und verschlingt dabei ein oder zwei Körperteile. Wir fürchten die Tatsache, dass er uns nicht fürchtet.

Haie werden nie einen

Beliebtheitswettbewerb gewinnen. Pandabären, Katzen, Hundewelpen, Delfine und Schimpansenbabys befinden sich am oberen Ende der Skala, Haie hingegen am unteren. Wenn Menschen heute von Haien angegriffen werden, hallt in uns ein Echo aus ferner Urzeit nach, als wir die Welt noch nicht mit unserer überlegenen Technologie beherrschten. Für ein paar Sekunden verlieren wir die Kontrolle: Plötzlich sind wir nicht der Jäger, sondern die Beute. Die Wahrscheinlichkeit, dass ein Mensch von einem Hai gefressen wird, ist verschwindend gering.

Aber wir fürchten, dort unten in der kalten Tiefe zu enden, umgeben von Wesen, die uns bis zum letzten Rest verzehren werden. Bis nichts mehr von uns übrig ist.

Natürlich werden wir ohnehin irgendwann verschwinden, doch auf dem dunklen Meeresgrund, wo die Fische und die vielen krabbelnden Tierchen warten, werden wir so vollständig zersetzt, dass der Gedanke schwer auszuhalten ist.

Seit der Antike haben Entdecker, Geografen und Naturforscher die Erde nach und nach kartiert. Laut

Dante ist Odysseus nicht nach Hause zu seiner Penelope zurückgekehrt, wie Homer behauptet. Nein, Odysseus wollte weiter. Er passierte die Säulen des Herakles und fuhr weiter gen Westen, aufs offene Meer hinaus. Der griechischen Mythologie zufolge waren die Säulen errichtet worden, um die Grenze der bekannten, bewohnbaren Welt zu markieren. Nicht einmal Herakles hatte sich über diesen Punkt hinausgewagt. Doch getrieben von Neugier, Wissensdurst und Abenteuerlust setzte Odysseus die Reise ins Unbekannte fort, schreibt

Dante in der *Göttlichen Komödie* (circa 1320). Bei Dante wird Odysseus für diese Überschreitung hart bestraft und fast ganz auf den Grund der Hölle verbannt, in den achten Kreis, wo er ständig in Flammen gehüllt ist.

[109](#)

Noch vor wenigen Jahrhunderten war man in weiten Kreisen der Auffassung, es gäbe Menschen mit Hundeköpfen oder mit dem Gesicht auf der Brust – oder aber Mischwesen aus Skorpion, Löwe und Mensch. Entfernte man sich weit genug vom Vertrauten und Bekannten, lief man Gefahr, Pferden

mit Flügeln zu begegnen und Geschöpfen, die mit Blicken töten konnten. Die Existenz von Einhörnern war allgemein anerkannt. In den Meeren wimmelte es von riesigen Wesen mit den sonderbarsten Eigenschaften und Absichten.

Die Fassaden mittelalterlicher Kathedralen sind reich bestückt mit Fabeltieren und Dämonen, die man für tatsächlich existente Wesen hielt. Wir haben uns schon immer vor allem Bestialischen gefürchtet, insbesondere vor Raubtieren, die uns töten und fressen konnten. In

schwindelerregendem Tempo rotten wir andere Arten aus, denn wir herrschen über die Erde und die Meere. Wir sind an einem Punkt angelangt, an dem es fast keinen fairen Kampf zwischen Menschen und Tieren mehr gibt. Und wenn es so dargestellt wird, handelt es sich in der Regel um eine Inszenierung. Der wahre Kampf spielt sich heute unter Menschen ab.

Die wilden Tiere sind heutzutage vom Aussterben bedroht. Den meisten begegnen wir nur noch in Zoos und auf Safaris, bei denen die Menschen eine Stange Geld bezahlen,

um einen Blick auf das Großwild in der Savanne werfen zu dürfen, vielleicht sogar durch ein Zielfernrohr. Wale oder Haie aus der Nähe zu erleben, macht vielen Menschen Freude, aber es verleiht ihnen auch einen gewissen Status.

Es ist übrigens schon vorgekommen, dass sich Walfänger und Waltouristen näher gekommen sind, als ihnen lieb war. Vor ein paar Jahren war ein Boot voller Touristen aus aller Welt auf Walsafari vor Andøya. Die Stimmung war gut, denn es gab viele Zwergwale in der Gegend. Doch die Freude fand ein

jähres Ende, als neben dem
Touristenboot ein Walfangschiff
aufauchte. Vor den Augen von
achtzig Walliebhavern harpunierten
die Walfänger einen Zwergwal. Auf
dem Rückweg mussten die Touristen
mitleiden, wie ein weiterer
Zwergwal an Deck eines anderen
Walfangschiffs gehievt wurde,
während das Blut des Tieres in
Strömen floss. Den Touristen, nicht
zuletzt den Kindern, brannte sich der
Anblick für immer ins Gedächtnis
ein. Der Vorsitzende des
Norwegischen
Zwergwalfängerverbands äußerte

gegenüber der Zeitung *Andøyposten*, man müsse sich mal vor Augen halten, dass »ausgerechnet die verschiedenen Gegner des Walfangs rausfahren, um sich Wale anzusehen«. [110](#)

Und noch etwas fällt auf: Monsterfilme handeln kaum noch von wilden Tieren. Viel häufiger geht es um pervertierte Ausgaben von uns selbst, beispielsweise Zombies oder Vampire. Wenn uns andere Wesen bedrohen, kommen sie in der Regel aus dem Weltall oder in seltenen Fällen aus dem Meer. Dort gibt es noch weiße Flecken, über die wir

nicht die volle Kontrolle haben.

Und Hugo und ich? Wenn es nicht einmal mehr hilft, Brian Eno aufzulegen, ist es wirklich nicht gut um uns bestellt. Auch Robert Wyatt versagt, selbst mit Robert Fripp an der Gitarre. Nicht einmal die frühen Sachen von Roxy Music funktionieren.

Buckelwale singen jedes Jahr neue Melodien, die lang und komplex sind. Der neue Hit wird dann über große Entfernungen von einer Walschule zur anderen übermittelt. Hugo und ich aktualisieren unsere

Musik nicht so oft – was wir uns anhören, ist etwa vierzig Jahre alt. Schließlich versuche ich es mit einem Doppelalbum von Pink Floyd aus dem Jahr 1969. *Ummagumma* gilt als eine der eigenartigsten ihrer Produktionen, und ein Großteil der Band hat sich inzwischen von dem Album distanziert. Aber Hugo gehört zu dem überschaubaren Kreis derer, die die Platte für ein monströses Meisterwerk halten.

Wir essen gebratenen Klippfisch, denn der Winterkabeljau, den wir vor zwei Monaten gefangen haben, ist mittlerweile zum absolut

perfekten Stock- und Klippfisch gereift. Den Klippfisch hat Hugo auf die traditionelle Art behandelt. Er hat ihn rein- und wieder rausgetragen, damit er nicht zu viel Sonne und vor allem keinen Regen abbekommt. Dann hat er die getrockneten und gesalzenen Fischstücke mit auf den Vestfjord genommen, um sie in sauberem Meerwasser zu waschen.

Im Lauf des Abends bessert sich die Stimmung, quasi parallel zum ansteigenden Wasser, doch als es auf Ebbe zugeht, sinkt auch die Stimmung wieder.

Bevor wir uns schlafen legen,

einigen wir uns auf eine Sache: Wir wollen den Eishai nicht mehr erwähnen, bis wir ihn hochgeholt haben. Als könnte das Wort einen Fluch heraufbeschwören. Aber denken Sie bloß nicht, dass wir gerade irgendwelche religiösen oder abergläubischen Vorstellungen über den Eishai entwickeln würden. Das ist keineswegs der Fall.

Anderswo hingegen werden Haie angebetet. Auf Hawaii galt »'aumakua« als der mächtigste Schutzengel, und er manifestierte sich in der Gestalt eines Hais. Für die Japaner war der Hai der Herr über

die Meeresstürme. In einigen Inselgesellschaften rund um Neuguinea genießen Hailocker ein besonders hohes Ansehen. Auf den Fidschi-Inseln wurde früher ein Haigott namens »Dakuwaqa« als direkter Stammesvater des obersten Häuptlings angebetet. Auf der Insel Beqa wird der Haigott noch immer so verehrt, dass sein Name nicht ausgesprochen, sondern nur aufgeschrieben werden darf. [111](#)

Es ist fast Mittag, als ich am nächsten Tag aufstehe. Hugo hat sicher schon mehrere Stunden gearbeitet. Als ich

mir in der Küche ein Brot mache, kommt er herein und fragt mich etwas, was ich ihm am Vortag eingehend erklärt zu haben glaubte, weil es wichtig war.

»Wie vergesslich kann man eigentlich sein?«, frage ich und bereue es sofort.

Hugo schweigt eine Weile. Nach zwei Minuten fragt er mich leicht vorgebeugt, was ich eigentlich gerade gesagt hätte. Ich leugne meine Äußerung und entschuldige mich gleichzeitig dafür. Etwas hat sich zwischen uns geschoben, etwas von der Konsistenz klebriger

Getränkereste in einer Plastiktüte mit Pfandflaschen.

Fische verfügen über ein sogenanntes Seitenlinienorgan, das verhindert, dass sie zusammenstoßen, wenn sie in großen Schwärmen schwimmen. Wir haben so etwas nicht, deshalb sollten wir uns besser eine Auszeit nehmen. Ich habe zwar vor, engen Kontakt zum Meer aufzunehmen, allerdings nicht dadurch, dass Hugo mich vom Kai wirft.

Auf meinem Rundgang durch das ehemalige Fabrikgebäude bleibe ich

vor der alten Tauchausrüstung stehen, die die Finnen zurückgelassen haben. Der Neoprenanzug ist viel zu klein, und es fehlt ansonsten noch einiges, sodass ich mich nicht einfach ins Meer stürzen kann. Aber auch wenn Hugo und ich uns auf die Nerven gehen: Warum sollte ich nicht seine Familie ansprechen? Hugos Tochter Anniken taucht ja gern. Sie wohnt in Kabelvåg und könnte mir die nötige Ausrüstung leihen, ja, vielleicht würde sie mich beim Tauchen sogar begleiten. Es ist viele Jahre her, dass ich zuletzt getaucht bin, und die meisten

Tauchgänge habe ich an fernen Orten wie Sumatra und Surabaya gemacht. Im Vestfjord zu tauchen erscheint mir plötzlich als das einzig Richtige.

Aber zuvor muss ich noch etwas anderes erledigen.



36

In Skrova habe ich ein altes Auto stehen, das ich im vergangenen Jahr gekauft habe, weil ich ein Haus

am Ende der Vesterålen besitze. Im Winter sind durch das Schiebedach Schnee und Regen eingedrungen. Die Sitze sind feucht, auf dem Boden steht Wasser, und ein modrig-schimmeliger Geruch hat sich im ganzen Fahrzeug festgesetzt.

Ich fahre auf die Fähre nach Svolvær und von dort mit dem Auto an glitzernden Fjorden vorbei nach Fiskebøl, wo ich die nächste Fähre hinüber nach Melbu nehme. Dann geht es weiter über Brücken und Sunde, durch Sortland und über einen kleinen Gebirgspass mit lauter plätschernden Bächen bis zur anderen

Seite von Bø.

Jetzt verändert sich die Landschaft dramatisch. Hatte man es anfangs mit richtigen Bergen und einer klassischen nordnorwegischen Fjordlandschaft zu tun, könnte man jetzt den Eindruck gewinnen, man befände sich auf den Shetlandinseln oder auf Grönland. In dieser Küstenlandschaft gibt es keine Bäume. Schwarze Berge ragen viele Hundert Meter hoch auf, während sich die niedrige Flora blau, rostrot und hellgrün an den Boden drückt. Die Gegend hier ist seit achtzehntausend Jahren eisfrei,

länger als jeder andere Ort im Land.

In Hovden, am Ende der Straße, direkt am Meer, steht das Haus auf einem grünen Moränenrücken mit hellem Sandstrand davor. Es ist weiß gestrichen, aber man kann jeden Nagel erkennen, weil die salzhaltige Gischt vom Meer die Wände angreift. Ich gehe ins Wohnzimmer und sehe sofort, dass die Tapete an der Decke Beulen wirft. Eine leichte Berührung mit dem Zeigefinger genügt, um ein Loch in die Papiertapete zu bohren. Daraus rinnt ein Wasserstrahl direkt in mein Gesicht. Es ist ein feiner, aber

stetiger Strahl. Ich laufe los und hole einen großen Kochtopf, doch der ist schnell voll, also hole ich einen Eimer.

Das Haus hat mein Urgroßvater gebaut, und ich habe es erst vor Kurzem zusammen mit vier anderen Personen gekauft. Das Grundstück ist mehr als fünf Hektar groß — an Land. Aber Strandgrundstücke reichen bis ins Wasser, und zwar bis zu der Abbruchkante, an der es in die Tiefe geht. Von der Strandlinie bis zur Abbruchkante sind es in diesem Fall über hundert Meter. Mit anderen

Worten, uns gehört auch ein Stück vom Meer. Das fühlt sich zwar nicht richtig an, aber es ist nun mal so.

Das Haus verfällt. Große Mengen Wasser sind durch den Schornstein eingedrungen und haben sich in der Wohnzimmerdecke gesammelt. Einer der diesjährigen Winterstürme hat an der Außenwand ein Stück der Holzverkleidung abgerissen, und auch hier ist Feuchtigkeit ins Gebäude gelangt. Das Wasser, das mit einem hellen Pling in den Eimer tropft, unterbricht den sanften Rhythmus der Wellen, die an den Sandstrand rollen.

Das Wasser holt sich das Haus zurück, das dem Meer und den stürmischen Winden hundert Jahre lang getrotzt hat. Während das Auto nur kurz ausgeschöpft werden musste, müsste das Haus richtig getrocknet und abgedichtet werden. Der Wind bläst vom Meer und erzeugt einen klagenden Pfeifton, wenn er über das Dach und um die Ecken weht. Neben dem Haus befindet sich ein alter Brunnen. Er ist voll, und das Wasser, das ich heraushole, schmeckt salzig.

Ich setze mich ins Auto und fahre zurück auf die Lofoten. Auf der

ganzen Fahrt sind die Scheiben von innen beschlagen, aber wenn ich sie trockenwische, bemerke ich kaum einen Unterschied, denn draußen herrscht Seenebel. In dieser konturlosen Welt kann ich hin und wieder Vogelfelsen errahnen, auf denen Kormorane hocken, während die Wellen gegen das schroffe Gestein branden. Das Auto scheint sich für ein Boot zu halten, und ich spähe am Straßenrand nach Leuchttürmen. Mein Körper fühlt sich an, als wäre er mit Wasser vollgelaufen. Ich rufe Hugos Tochter Anniken an. Sie kommt mit zum

Tauchen.



37

Zwei Tage später lassen Anniken und ich uns bei Kabelvåg rückwärts aus einem Boot fallen. Endlich befinde ich mich im Wasser des Vestfjords. Ich tauche mit dem Kopf nach unten und den Beinen nach oben und lasse den Bleigurt um meinen Bauch den Rest erledigen.

Wie ein Meeressäugetier gleite ich zum Boden acht Meter unter mir. Zwischen zwei dichten Wäldern aus baumhohem Palmentang sehe ich eine Öffnung und halte darauf zu. Die breiten, flachen Bänder des Tangs wiegen sich gemächlich in der Strömung hin und her und streifen meinen Körper, ohne irgendwo hängen zu bleiben.

Ich lege mich auf den Meeresboden und schaue nach oben. Über mir kräuselt sich alles, und an der Oberfläche, die jetzt die Grenze zu einer völlig anderen Welt bildet, ist ein zitterndes blaues Licht zu

sehen. An Land haben wir den Himmel über und das Meer unter uns. Von hier unten schaut man hoch zu einer dünnen Membran, die im Grunde nichts anderes ist als der Übergang von einem Element zum anderen.

Hier unten lebt der überwiegende Teil aller Organismen unseres Planeten. Nur wenige Arten überleben sowohl an Land als auch im Wasser, und die meisten davon können sich in einem der beiden Elemente nur für kurze Zeit aufhalten. Pinguine kommen an beiden Orten theoretisch gleich gut

zurecht, aber sie wirken an Land doch ziemlich hilflos. Das Gleiche gilt für Robben, Walrosse und Schildkröten. Nur Amphibien und einige Schlangen beherrschen beide Elemente.

Anfangs war die Erde mit einem flachen, leblosen Meer aus blubberndem Schwefel bedeckt. Lebende Zellen entstanden und verbanden sich zu immer höher entwickelten Organismen. Die Entwicklung verlief langsam, bis sich das Leben an einem bestimmten Punkt beschleunigte und zu allen Seiten Knospen trieb. Viele

Milliarden Jahre lang spielte sich alles Leben auf unserem Planeten im Meer ab. Längst ausgestorbene Lebewesen schwammen damals schwerelos durchs Wasser und atmeten mit Kiemen und ähnlichen Organen. Vor ungefähr dreihundertsiebzig Millionen Jahren krabbelten die ersten Lebewesen zögerlich in flachere Gewässer. Sie entwickelten Beine zum Laufen und Lungen zum Atmen. Erst lebten sie im Wasser und an Land. Dann machten sie den entscheidenden Schritt und kolonisierten das Festland. Einige bereuten diesen

Schritt und gingen zurück ins Meer.

Das Wasser ist frisch und klar, denn in diesem Gebiet herrscht eine starke Strömung. Bei Unwetter bekommt dieser Küstenstreifen die geballte Ladung ab. Den meisten Menschen kommt das Meer fremd und bedrohlich vor, zugleich aber ist es ihnen eigenartig nah und vertraut. Wenn man einem Baby ins Gesicht pustet, sodass es den Mund schließt, kann man es in tiefes Wasser legen, und es wird darin herumschwimmen, als hätte es nie etwas anderes getan.

Zu hören ist nur das Geräusch meiner eigenen Atemluft, zischend

beim Einatmen und etwas tiefer beim Ausatmen, wenn sich der Sauerstoff mit Wasser mischt und ein nasses gurgelndes Gluckern erzeugt. Die Geräusche erinnern an den weichen, etwas blubbernden Herzton eines Babys in der Gebärmutter, wie wir ihn mithilfe von technischen Geräten hörbar machen können. Wir alle waren in der Gebärmutter von salzigem Wasser umschlossen, und auch unsere Lungen waren voller Salzwasser. Wir konnten uns nichts anderes vorstellen, bis wir in eine trockene Welt gepresst wurden, umgeben von Licht, wo uns ein Klaps

dazu ermunterte, zu schreien und damit die Lungen zum ersten Mal zu leeren. Wir befanden uns nicht mehr unter Wasser, von jetzt an stellte gasförmiger Sauerstoff unsere Lebensgrundlage dar, als hätten wir in neun Monaten den gesamten Prozess erlebt, den die Geschöpfe des Meeres auf dem Weg vom Wasser zum Land durchlaufen haben. Im Filmklassiker *Abyss – Abgrund des Todes* von 1989, in dem am Ende eine fremde, außerirdische Zivilisation aus dem Abgrund des Meeres nach oben steigt, dringen Taucher in so große Tiefen vor, dass sie eine flüssige

Sauerstoffmischung atmen müssen.
»Your body will remember.«

Nachdem ich eine Weile auf dem Grund des Meeres gelegen habe, verlasse ich meine kleine Lichtung im Tangwald und schwimme weiter. Endlich sehe ich die Welt durch das Auge des Meeres. Ein Taschenkrebs bewegt sich seitwärts zu einem Spalt und stellt sich mit dem Rücken zur Wand, die Scheren nach oben gestreckt. Ich nehme ihn hoch, setze ihn zurück an seinen Platz und schwimme weiter. Ein kleiner Fischschwarm, bei dem es sich meiner Meinung nach um Sandaale

handelt, bohrt sich in den Sand. Seesterne tasten sich vorsichtig über die Oberfläche eines kleinen Felsens. Im Tangwald tummeln sich kleine Fische ebenso wie getarnte Lebewesen, die diese Umgebung nie verlassen werden.

Das Wasser fühlt sich an meinem Körper wie Seide an, sogar durch den schwarzen Tauchanzug hindurch. Ich schwimme weiter in der schwachen Strömung, hinein in die wogenden Tangbäume. Schwerelos in einen Urzustand, in die Meeresströmung, wo ich zu Wasser im Wasser werde. Einem Tropfen im

Meer.

Seeanemonen winken, während die Seanelken passiv dastehen, wie zur Dekoration. Ein Seehasenmännchen beäugt mich argwöhnisch mit aufgestellten Dornen. Es hat einen albernen Schmollmund und sieht reichlich arrogant aus. Dann kommt ein kleiner Schwarm schlanker, silbrig glänzender junger Köhler vorbei, sie bewegen sich ruckartig in dieselbe Richtung, ohne dass ein Anführer erkennbar wäre.

Eigentlich befinde ich mich noch in flachem Wasser, trotzdem

spüre ich klar den Druck in den Ohren und Nebenhöhlen. Quallen und viele andere in der Tiefe lebende Arten explodieren, wenn man sie an die Oberfläche holt – wir wiederum würden dort unten zu einer formlosen Masse zerquetscht werden. Nur zehn Meter unter Wasser ist der Druck schon doppelt so hoch wie an der Oberfläche. In fünfhundert Metern Tiefe entspricht der Druck einundfünfzig Atmosphären. Tauchern, die in große Tiefen vordringen, drohen neuronale Ausfallerscheinungen. Sie werden träge oder schlafen kurz ein, sie

leiden an Zittern, Übelkeit, Halluzinationen, Wahnvorstellungen, Durchfall, Erbrechen und anderen Symptomen, die an der Oberfläche schon schlimm genug wären, unten in der Tiefe aber lebensbedrohlich sind. Der Druck ist so hoch, dass es der Lunge viel schwerer fällt, das Luftgemisch aus- und einzuatmen. Alle Taftaucher müssen eine Dekompression durchlaufen, die mehrere Tage dauern kann. Sonst würde ihr Blut sprudeln wie Champagner. Dieser Rausch wäre aber von der übelsten Sorte, denn in den Extremitäten, in der Lunge und

im Gehirn würden sich Blutpfropfe bilden, die zu einem schmerzhaften Tod führen. So schlecht sind wir an die Lebenswelt des Eishais angepasst.

Im sumerischen Epos *Gilgamesch*, dem ersten literarischen Text, den die Welt kennt, strebt der gleichnamige Held nach Unsterblichkeit und erfährt, dass sie in Gestalt einer Pflanze auf dem Meeresgrund zu finden sei. Gilgamesch bindet sich Steine an die Füße und lässt sich ins Meer hinabsinken. Dort spürt er das Gewächs auf, das ihm ewige Jugend hätte verleihen können, wenn er nur

besser aufgepasst hätte – denn als Gilgamesch wieder oben ist, wird ihm die Meerespflanze beim Baden von einer Schlange gestohlen.

Plötzlich passiert es. Eine Strömung am Meeresboden reißt mich mit, und zwar mit einer schier unvorstellbaren Kraft. Es nützt nichts, gegen sie anzukämpfen, dann wirbelt sie mich bloß herum. Stattdessen halte ich die Hände dicht am Körper, lasse mich von ihr tragen und sehe dabei die unglaublichsten Dinge. Von jetzt an bade ich im Gedicht des Ozeans, treibe vorbei an Windjammern mit

zerrissenen Segeln, dorthin, wo der Pottwal lächelnd über den Boden schwimmt, auf der Jagd nach Riesenkalmaren mit tellergroßen Augen und blinkenden Armen, durch farbenprächtige Korallenwälder in geronnenem Violett, wo sich schleimige Aale in tangbewachsene Totenschädel schlängeln und wieder hinaus. Mit der Strömung werde ich entlang einer Tiefseerinne zu einer Öffnung getragen, wo Finnwale mehrstimmig ein tiefes klagendes Meereslied singen. Von oben ist zwischen den Trompetenfanfaren der Seepferdchen das leise Summen der

Kabeljaularven zu hören. Hummer tanzen im Kreis um Heilbutte und Schollen, die mit ihren Schwänzen applaudieren. Die Seewölfe haben wie immer die Gesichter von Menschen, die ich kenne. Der Mondfisch steht still im Wasser und erleuchtet das weit geöffnete Maul des Riesenhais. Rochen schweben in Formation vorbei wie Tarnkappenflugzeuge im Einsatz.

Als ich noch tiefer in die Dunkelheit gezogen werde, bin ich überzeugt, dass es keine Hoffnung mehr für mich gibt. Denn wie sollte ich den

Druck hier überleben? Längst müsste mir der Sauerstoff ausgegangen sein, aber das ist nicht passiert, und als es vollkommen schwarz geworden ist, beginnen die sonderbarsten Wesen zu blinken. Zwischen den Schatten der Ertrunkenen sorgen sie für schreckliche Illuminationen.

Die Strömung trägt mich kilometerweit durchs Wasser, immer weiter hinaus, bis ich ein gewaltiges Tosen höre, wie im Innern eines Wasserfalls. Ich scheine mich dem riesigen Meeresschlund zu nähern, der mit dem Erdinneren verbunden ist. Die Strömung, die mich am Boden

entlangzieht, scheint mich zum Moskstraumen geführt zu haben, dem Mahlstrom, in dem das Meer stärker kocht und mahlt als an irgendeinem anderen Ort der Erde. Nun bin ich rettungslos verloren.

Es ist ein Tornado aus Wasser. Von innen ist die Wand schwarz, glatt und glänzend, und Gegenstände kreisen darin: Wrackreste, Holzbalken und Baumstämme, Möbel, zersplitterte Kisten, Fässer, Stöcke und zerbrochene alte Rettungsboote. Hier kann ich mich an ein Fass klammern, das auf dem Weg nach oben zu sein scheint.

Ich erwache an einem steinigen Strand auf der anderen Seite des Lofotodden, in der Nähe eines verlassenen Fischerdorfs. Völlig entkräftet liege ich da, höre noch das Gebrüll aus dem bodenlosen Schlund des Moskstraumen. Abgesehen von dem, was ich erzählt habe, sind alle Erinnerungen an meine Unterwasserreise durch den Nabel des Ozeans spurlos verschwunden.



Nachdem ich von meiner Unterwasserreise um den Lofotodden zum Aasjordbruket zurückgekehrt bin, fallen Hugo und ich schnell wieder in die alten negativen Verhaltensmuster zurück. Als er fragt, ob das Tauchen Spaß gemacht habe, sage ich nur Ja und übermittle Grüße von Anniken.

Ein paar Tage später bekommt Hugo endlich seinen reparierten Motor zurück. Es ist später Nachmittag, und wir fahren auf den Vestfjord, um ihn zu testen – und um

einen neuen Eimer mit Leberresten ins Wasser zu werfen, denn die alten Leberabfälle sind wohl nur noch in homöopathischen Dosen im Vestfjord und in den angrenzenden Seegebieten vorhanden. Der Motor hat eine neue Ölwanne bekommen und sollte nun im Topzustand sein. In der Bucht dreht Hugo etwas mehr auf, und sein Gesichtsausdruck geht von Besorgnis in Erleichterung über.

Wir haben den Leuchtturm von Skrova hinter uns gelassen und befinden uns auf einer Höhe mit Flæsa, als uns direkt vor unserem Boot etwas auffällt. Es besteht kein

Zweifel. Keine anderen Lebewesen können so schnell schwimmen, und die ovalen weißen Flecken sind gut zu erkennen: Wir sind mitten in eine große Schule von Schwertwalen geraten. Vor uns wird die Wasseroberfläche immer wieder von ihren energischen Sprüngen durchbrochen, und plötzlich taucht direkt neben unserem Boot ein Kalb auf. Seine Haut sieht aus wie dickes, schwarzes PVC, wie das von unserem RIB. Es streckt den Kopf aus dem Wasser und betrachtet uns neugierig. Das Kalb hat etwa die Größe unseres Bootes, doch zwei doppelt so große

Tiere kommunizieren aufgeregt mit ihm. Möglicherweise hat es unser Boot beim ersten Hinsehen für ein Meerestier gehalten und wollte nähere Bekanntschaft mit ihm schließen. Die Erwachsenen rufen das Kalb jedenfalls zur Gruppe zurück, die auf dem Weg nach Osten ist, in den Vestfjord hinein.

Schwertwale schnellen aus dem Wasser wie Plastikenten, die man zuvor in der Badewanne unter Wasser gedrückt hat. Sie erwecken den Anschein, als hätten sie es eilig, zugleich aber haben sie offenbar so viel überschüssige Energie, dass sie

es einfach nicht lassen können, unterwegs ein bisschen zu spielen. Noch nie habe ich so beeindruckende Tiere gesehen.

Im afrikanischen Dschungel habe ich einmal etwas Vergleichbares erlebt: Eine Gruppe ausgelassener Schimpansen kam in den Baumkronen auf mich zu, sie schwangen sich von Baumwipfel zu Baumwipfel, wobei sie Äste abbrachen, lärmten und sich mit kurzen Rufen untereinander verständigten. Bevor ich wusste, wie mir geschah, waren sie auch schon wieder weg. Die Schimpansen hörten sich an wie eine Clique

vorbeziehender feiernder
Abiturienten.

Im Vergleich dazu wirken die
Schwertwale wie italienische
Sportwagen, aber sie sind höchst
lebendig und vermitteln mit ihrem
ganzen Wesen, dass ihnen das Meer
gehört. Fünf bis sechs von ihnen sind
gleichzeitig an der Oberfläche,
manche ganz dicht neben unserem
Boot. Die Gruppe ist sicher nicht auf
dem Weg in den Tysfjord, denn dort
gibt es keinen Hering mehr. Früher
hingegen war dieser Fjord oft ihr
Ziel. Steinzeitmenschen, die vor
neuntausend Jahren am Tysfjord

lebten, haben uns eine Felszeichnung von einem Schwertwal in voller Größe hinterlassen.

Fleckenmuster und Rückenflosse sind bei allen Individuen unterschiedlich – wie bei uns die Fingerabdrücke. Am größten ist die Rückenflosse bei den Männchen, sie ragt als ziemlich spitzes Dreieck fast zwei Meter hoch in die Luft. Die Rückenflosse der Weibchen ist schmaler, und die Spitze erinnert an eine Welle, wie japanische Künstler sie oft zeichnen. Der Schwertwal gehört zu den schnellsten Schwimmern des Meeres.

Nur Schwalbenfische, Schwertfische und einige kleinere Wale aus der Familie der Delfine können mithalten. Aber der Schwertwal ist viel größer und stärker.

Wir folgen den Schwertwalen eine Viertelstunde lang, bis das Leittier, wahrscheinlich ein Weibchen, plötzlich beschließt, dass es genug ist. Alle tauchen gleichzeitig ab und verschwinden. Hugo legt den Leerlauf ein, und wir lassen uns zurücktreiben mit dem Heck voraus. Wir befinden uns viele Seemeilen nordöstlich des Leuchtturms.

Hugo ist genauso gut gelaunt wie ich. Er hat im Vestfjord seit 2002 keine Schwertwale mehr gesehen, und jetzt strahlt alles an ihm vor Freude darüber, dass sie zurück sind. Er hat mir einmal erzählt, wenn er sich aussuchen dürfte, welches Tier er sein wollte, würde er den Schwertwal wählen. Adler und Schwertwal. Das sind seine Tiere. Ich erinnere ihn jetzt daran und frage, ob er nicht denkt, dass er es irgendwann satt hätte, so viel Hering und Makrelen zu essen. Er lacht und fragt, welches Tier ich gern wäre. Ich bleibe ihm die Antwort schuldig,

denn es kommt mir vor, als wären die besten schon vergeben.

Wir sitzen im Boot und unterhalten uns, während wir über die hohen Wellen treiben. Strömungen, die aus dem Vestfjord kommen, treffen auf Strömungen, die in die entgegengesetzte Richtung drängen, und sie müssen sich miteinander arrangieren, was natürlich nicht ohne Strömungswellen und brodelndes Wasser abläuft.

Hugo erzählt mir etwas, nein, es hat eher den Anschein, als vertraute er mir ein peinliches

Geheimnis an: In Steigen haben testosterongesteuerte junge Männer in den 1970er-Jahren mit Gewehren auf Schwertwale geschossen. Sie haben sogar damit angegeben, sagt Hugo mit Verachtung in der Stimme. Das hört sich zunächst einmal ziemlich primitiv an, aber zu dieser Zeit gab man dem Schwertwal die Schuld am bedrohlichen Rückgang des Heringsbestands.

Nach allem, was wir wissen, könnten sich einige der Schwertwale aus der Gruppe, der wir begegnet sind, durchaus an solche für sie unbegreifliche Zusammenstöße mit

Menschen erinnern, denn wie Menschen verfügen sie über Intelligenz und ein Gedächtnis. Der Schwertwal hat das größte Gehirn aller Meeressäuger mit Ausnahme des Pottwals, der ohnehin das größte Gehirn aller bekannten lebenden und ausgestorbenen Lebewesen besitzt. Das Gehirn des Schwertwals kann bis zu sieben Kilo wiegen. Er bringt seinen Jungen das Jagen bei, und jede Gruppe kann bestimmte Verhaltensweisen von Generation zu Generation weitergeben. Jeder Familienverband hat seinen eigenen Dialekt, der in Bezug auf Intonation

und Frequenz von dem anderer Familien abweicht, sodass sie einander erkennen und ihre Angehörigen von anderen, möglicherweise feindlich gesinnten Gruppen unterscheiden können.

Schwertwale und Menschen haben einen ziemlich ähnlichen Lebenszyklus. Die Weibchen, die häufig die Gruppen anführen, werden mit ungefähr fünfzehn Jahren geschlechtsreif und bekommen bis zu einem Alter von etwa vierzig Jahren höchstens fünf oder sechs Junge. Und sie können circa achtzig Jahre alt werden.

Im Norwegischen heißen diese Wale »Speckhauer«. Hugo fragt mich, ob ich wüsste, wie sie zu diesem Namen gekommen sind, und erklärt dann: »Sie greifen mitunter Blauwale an, die größten Lebewesen der Welt, die bis zu hundertneunzig Tonnen wiegen können. Zwei von ihnen beißen sich an den Flossen fest. Dann beißt sich ein dritter im weichen Teil des Unterkiefers fest. Danach reißt der Rest der Gruppe dem Blauwal den Speck ab.« Hugo fügt noch hinzu, dass selbst der Weiße Hai gegen Schwertwale keine Chance hat.

Schwertwale jagen mit raffinierten Methoden in der Gruppe. Sie stoßen unter Heringsschwärmen große Luftblasen aus oder stellen sich senkrecht ins Wasser und erzeugen mit dem Schwanz starke Strömungen, was die Heringe in ihrer Orientierung behindert und sie hilflos macht. Schwertwale sind auch schon dabei gefilmt worden, wie sie gemeinsam Flutwellen erzeugt haben, um Robben von Eisschollen rutschen zu lassen.

In Steigen hat Hugo ein paar Schwertwalzähne. Wenn man einen davon in die Hand nimmt, kann man ihn nur schwer wieder weglegen. Er

ist glatt wie eine Konchylie und liegt schwer in der Hand. Wenn sich Schwertwale einen Heringsschwarm vorknöpfen, treiben anschließend Tausende Heringsköpfe auf der Meeresoberfläche, erzählt Hugo. Sie sehen aus wie mit einer Rasierklinge abgetrennt, und es ist schwer zu sagen, wie die Schwertwale das hinbekommen.

Ein erwachsener Schwertwal hat kaum natürliche Feinde. Aber Hugo hat gelesen, dass sie sich vor Grindwalen in Acht nehmen.

»Der Grindwal greift die Kälber von Schwertwalen wie auch

von Pottwalen an. Wenn eine Gruppe Grindwalbullen in einen Fjord kommt, ergreifen die Schwertwale die Flucht.«

Die Nordnorweger nennen den Schwertwal »Stockwal«, angeblich weil die riesige Flosse an einen angespitzten Stock erinnert. Das trifft aber nur zu, wenn man ihn von vorne sieht, wie er mit großer Geschwindigkeit auf einen zukommt. Wenn das der Fall ist und man sich in einem kleinen Boot befindet, sollte man sich gut festhalten. Denn es ist durchaus vorgekommen, dass Schwertwale Boote versenkt haben.

Hugo erzählt von einem Schwertwal, der vor ein paar Jahren direkt vor Skrova, fast genau dort, wo wir uns gerade befinden, ein fünfeinhalb Meter langes Kunststoffboot bedrängt hat. Was mag ihn dazu gebracht haben, sich so zu verhalten? Hugo ist davon überzeugt, dass Stress und schwierige Lebensbedingungen ein Tier ausrasten lassen können.

»Wer kann es den Schwertwalen in den Freizeitparks des amerikanischen SeaWorld-Konzerns verdenken, dass sie aggressiv und rachsüchtig werden?«, fragt er. »Schwertwale sind

gigantische Raubtiere und dazu geschaffen, sich frei durch das offene Meer zu bewegen. Doch sie werden gekidnappt und in eine große Wanne gesetzt. Anschließend werden sie trainiert, vor einem zahlenden Publikum diverse Kunststücke vorzuführen, während laute Popmusik zwischen den gefliesten Wänden dröhnt. Als Belohnung dafür, dass sie machen, was ihre Trainer oder eher Gefängniswärter von ihnen verlangen, bekommen sie einen Eimer Heringe. Wie Boote werden sie nachts in kleinen Verschlägen geparkt, in denen sie

sich kaum bewegen können, und damit sie nicht austrocknen, gießt man ihnen Wasser über den Rücken. Ihre hohe Rückenflosse steht nicht mehr aufrecht, sondern hängt herunter wie eine schlaffe Pflanze. Dass intelligente Wesen, die man derart foltert, sich anschließend an den Menschen rächen und sie töten, kann niemanden wirklich überraschen.«

Im Jahr 2011 hat eine Gruppe von Aktivisten versucht, einen Prozess gegen den SeaWorld-Park in San Diego anzustrengen. Sie haben ihr Vorgehen damit begründet, dass

auch Wale Rechte hätten. Das Gericht hat die Klage abgewiesen. Bei einem Orang-Utan in einem Tierpark in Argentinien hatten Kläger 2014 mehr Erfolg. Dort musste ein Gericht die Frage klären, ob es sich bei dem Orang-Utan-Weibchen Sandra (achtundzwanzig) um eine Sache oder um eine Person handele, was Auswirkungen auf die künftige Behandlung hätte. Dass man es nicht einfach als Tier definierte, hing mit der aktuellen Gesetzeslage und der konkreten Strafanzeige zusammen. Das Orang-Utan-Weibchen war ganz offensichtlich keine Sache, aber es

war auch keine Person im eigentlichen Sinne. Wie die argentinische Zeitung *La Nación* berichtet, kam das Gericht zu dem Urteil, dass die Orang-Utan-Dame als »nicht menschliche Person« definiert werden müsse. Obwohl sie kein Mensch sei, verfüge sie über Intelligenz und ein Gefühlsleben. Unter besseren Lebensbedingungen wäre sie vermutlich glücklicher, argumentierte das Gericht. Das Orang-Utan-Weibchen hatte also durchaus Rechte.

Die Begegnung mit den Schwertwalen hat zweifellos die Moral der Truppe gehoben, und der Vestfjord ist wieder ein abenteuerlicher Ort für Fantasien. Die Sonne ist bereits hinter der Lofotenwand verschwunden, und der Himmel verfärbt sich lila mit grünen Emaillierungen am unteren Rand. Zwischen Skrova und Lille Molla geht eine helle Mondsichel auf.

Vielleicht liegt es an dieser Umgebung, dass Hugo mir von einem Erlebnis während seines letzten Barcelona-Aufenthalts erzählt. Seine Kinder wollten ihn überraschen und

hatten ihm eine Fahrt mit dem Heißluftballon geschenkt.

»Wir stiegen langsam über der Stadt auf. Es war noch früh am Morgen, aber die Stadt war schon wach. Anfangs hörten wir Menschen und sogar Musik aus den Fenstern. Als diese Geräusche verschwanden, hörten wir Autos und anderen Verkehrslärm, Maschinen, Sirenen, Vogelgezwitscher, alles Mögliche. Als wir weiter aufstiegen, wurden immer mehr Geräusche herausgefiltert. Am Ende, als wir die Wolkendecke passierten, war nur noch ein einziges Geräusch zu hören.

Weißt du, welches?«

Ich denke ein paar Sekunden nach, dann schüttele ich den Kopf.

»Hunde. Kein Kläffen oder Bellen, sondern Hunde, die über große Entfernungen miteinander kommunizierten«, sagt Hugo.

Fast hätten wir vergessen, den Eimer mit den Leberresten vor Flæsa ins Wasser zu werfen. Das Licht reicht gerade noch, um unsere Landmarken (den Leuchtturm von Skrova, die Steinpyramide auf Flæsa und den Steigberget am Ende des Helldalsisen) auszumachen. Obwohl am Gipfel des

Steigberget Schnee fällt, können wir den Berg noch erahnen, sodass wir – mit gewohnt vager Präzision – wissen, wo wir am nächsten Tag mit dem Fischfang beginnen sollten.



39

»Wo will man aber die Weisheit finden? Und wo ist die Stätte der Einsicht? Niemand weiß, was sie wert ist, sie wird nicht gefunden im

Lande der Lebendigen. Die Tiefe spricht: ›In mir ist sie nicht‹; und das Meer spricht: ›Bei mir ist sie auch nicht.‹« [112](#)

Vom Meer kommen lange, schwere Wellen herein. Es ist bewölkt, aber der Himmel ist bis zum Horizont im Westen stabil. Kleine runde Wolken glänzen wie Objekte aus poliertem Stahl. Alles deutet auf einen guten Tag in den Eishaifanggründen vor dem Leuchtturm hin.

Als Köder nehmen wir Walfleisch, das vom Winterkabeljaufest übrig geblieben

ist. Wir hatten es im Freien liegen gelassen, damit es etwas vergammelt. Ich spieße ein großes Stück auf den Haken und werfe es über Bord. Die Kette zieht alles schnell nach unten, während Hugos neue Angelrolle singt, denn dieses Mal benutzen wir eine Angel. Damit müsste alles leichter gehen.

Hugo trägt eine Spezialweste mit Gurten. Sie hat vorne im unteren Bereich eine Art Schild aus dickem Kunststoff mit einem Loch, in das man die Angel steckt, damit man falls nötig den ganzen Körper einsetzen kann, um den Fang hochzuziehen.

Die Angel ist außerdem durch starke Metallösen mit der Rolle verbunden. Wenn sie über Bord geht, fällt auch der Angler ins Meer. Was das bedeutet, geht uns wohl erst jetzt richtig auf. Hugo muss dabei an eine Begebenheit aus den 1980er-Jahren denken. An einem schönen Frühlingstag machte die Familie mit einem größeren Kutter einen Ausflug, und Hugo ruderte zu einer kleinen Insel, um Möweneier zu sammeln. Es gab dort nur eine Stelle, an der man an Land gehen konnte, in einer kleinen Bucht. Aber die Bodenverhältnisse ließen das Meer

hier stark anschwellen, sodass man beim Anfahren der Insel fast an Land geworfen wurde. Der Rückweg musste sorgfältig berechnet werden, denn dann gab es an derselben Stelle einen starken Sog.

Hugo sammelte ein paar Möweneier ein und stieg wieder in sein Ruderboot, aber beim Rausfahren verschätzte er sich, und das Boot kenterte. Als Hugo ins Wasser fiel, hörte er seinen Bruder rufen: »Jetzt ist er weg!« Der Sog zog Hugo nach unten, wo er wie eine Puppe herumgeworfen wurde. Er wurde bis auf den Grund gezogen, dann aber

wie ein Geschoss wieder an die Oberfläche katapultiert. In Erwartung des unvermeidlichen Aufpralls hielt er sich die Hände vors Gesicht, und die scharfen Muscheln an den Felsen rissen sie blutig. Aber er schaffte es wieder bis zu seinem Boot. Im Meer trieb der Eimer mit den Möweneiern, alle waren heil geblieben. Als er wieder beim Kutter ankam, hielt ihn seine Familie für halb tot, denn sein ganzes Gesicht war voller Blut, aber es stammte von seinen Händen, mit denen er sich die Haare aus den Augen gestrichen hatte.

»Doch damit nicht genug ...«, sagt Hugo und will der Geschichte offenbar noch etwas Spektakuläres hinzufügen, als er plötzlich erstarrt. Etwas hat angebissen. Und das kann nur eins bedeuten. Unser RIB wird rückwärts gegen die starke Strömung gezogen. Nur ein Fisch von mehreren Hundert Kilo oder vielleicht sogar einer Tonne Gewicht kann eine solche Kraft haben. Hugo liegt fast auf dem Rücken und stemmt die Füße gegen die Seitenwand des Schlauchbootes, um dagegenzuhalten und nicht ins Meer gezogen zu werden.

Können wir nicht wenigstens

irgendeinen Hai fangen, ist das zu viel verlangt? Es muss ja nicht um jeden Preis ein Eishai sein, denke ich. Vor Kurzem ist beim Kontinentalabhang Eggakanten vor den Vesterålen eine unbekannte Art gefangen worden. Nicht einmal die Wissenschaftler am Norwegischen Meeresforschungsinstitut konnten sie identifizieren. Aber wir wissen, dass dies ein Eishai sein muss. Hugo steht in direktem Kontakt mit ihm, die Angelschnur verbindet sie miteinander.

»Wo ist das Messer?«, fragt Hugo, während der Eishai das Boot in

Richtung Steigen zieht. Wenn das Tier jetzt noch deutlich schneller wird, kann Hugo sich nicht mehr lange im Boot halten. Aber nach ein paar Minuten lässt die Kraft des Tieres nach, und Hugo kann damit anfangen, im ersten Gang die Schnur mit der Angelrolle aufzuspulen. Zwischendurch beschleunigt der Eishai noch einmal für ein oder zwei Minuten, und wir müssen dagegenhalten. Anschließend reißt er mehrmals kräftig an der Schnur, und als ich im Boot ein Stück nach hinten gehe, hebt es sich, weshalb ich, aus Schaden klug, sofort auf meinen Platz

zurückkehre. Nun beruhigt sich der Eishai wieder, und Hugo kann weiter aufspulen. Der Eishai ist auf dem Weg nach oben; wenn er nicht fest am Haken hänge, wäre er jetzt längst weg.

An Hugos Angelrolle sehe ich, dass nicht mehr allzu viel Schnur übrig ist. Hugo scheint alles unter Kontrolle zu haben, auch wenn das Hochkurbeln jetzt schwerer geht. Wir sprechen nicht mehr miteinander, stoßen nur Flüche oder andere Laute aus und tauschen Blicke. Es gibt nichts zu sagen. Wir wissen beide, was das Problem bei dieser Art

des Fangs ist. Hätten wir jetzt unser früheres Seil, könnten wir den Eishai an einer Netzboje festbinden und sich austoben lassen. Das können wir mit der Angelrute nicht. Der Eishai wird dicht neben dem Boot auftauchen, und wir können lediglich ...

Ich schaue Hugo an. Wir nehmen es so, wie es kommt, etwas anderes bleibt uns nicht übrig. Wenn uns der Hai zu gefährlich wird, können wir immer noch die Schnur kappen.

Nach einer halben Stunde ist die Schnur noch kürzer und aufs Äußerste gespannt. Gleich ist es so

weit, denke ich, er kann jeden Moment an die Oberfläche kommen. Der Eishai kämpft unter uns im Wasser, er wickelt sich die Kette um den Körper, die aber nur für ein paar Umdrehungen reicht, dann kommt die Angelschnur, und sie reißt sofort. Das Meer ist aufgewühlt, direkt vor mir sehe ich einen wuchtigen, grauen Rücken in der Tiefe verschwinden. Mit unserem Haken im Maul, von dem sechs Meter Kette herabhängen. Das Leben dieses Eishais wird nach der Begegnung mit uns nie mehr dasselbe sein.

Es wird ganz still. Im

Hintergrund blinkt der Leuchtturm. Einige Lachmöwen haben sich in der Nähe unseres Bootes versammelt. Als sie merken, dass es nichts zu holen gibt, lassen sie sich vom Wind und von den Wellen davontreiben. Das Meer rollt langsam und geduldig weiter, wie es das immer schon getan hat und auch noch tun wird, wenn wir längst nicht mehr sind.

Danksagung

Mehr als allen anderen möchte ich Mette Bolsøy und Hugo Aasjord danken. Wie alle Leser unschwer erkennen können, wäre das Buch ohne unsere Freundschaft nie geschrieben worden. Mein Dank geht auch an Anniken Aasjord.

Ein großes Dankeschön geht an die vielen Menschen, die mir unterwegs geholfen haben, wie Arnold Johansen, Leif Hovden, Frode Pilskog, Bjørnar Nicolaisen, Torgeir Schjerven, Inger Elisabeth Hansen, Sverre Knudsen, Anne Maria Eikeset,

Håvard Rem, Inge Albriktsen, Hilde Linchausen Blom, Tora Hultgreen, Knut Halvorsen sowie Ronald und Kari Nystad Rusaanes (die mich oft beherbergt haben, wenn ich in Bodø war). Und natürlich auch an all jene, die ich nicht erwähnt habe, die aber ein Dankeschön verdient haben.

Danken möchte ich meiner Lektorin Cathrine Narum, deren Enthusiasmus, sprachliches Talent und allgemeines Fachwissen mich sehr beeindruckt haben. Alle eventuellen sachlichen Fehler gehen natürlich auf mein Konto.

Herzlichen Dank an meine

Lebensgefährtin Cathrine Strøm. Sie hat mir während des ganzen Projekts mit Literaturtipps, Lesestoff und liebevoller Unterstützung zur Seite gestanden. Und schließlich grüße ich noch unser ungeborenes Kind, das zwischen meinen Reisen nach Norden gezeugt wurde und etwa zur selben Zeit das Licht der Welt erblicken wird wie dieses Buch. Möge das Meer dir allzeit wohlgesonnen sein.

Anmerkungen

1. Die deutsche Übersetzung stammt von Paul Celan und wurde zitiert nach folgender Ausgabe: Arthur Rimbaud: *Das trunkene Schiff. Le Bateau ivre.* Übertragen von Paul Celan. Herausgegeben von Joachim Seng. Frankfurt am Main / Leipzig: Insel Verlag 2008, S. 9. [\[zurück\]](#)
2. Als der Biologe Edward O. Wilson 2007 ein Onlinelexikon zum Leben auf der Erde startete, hoffte er insgeheim, innerhalb von fünfundzwanzig Jahren alle Arten beschrieben zu haben (www.eol.org). Er musste jedoch einräumen, dass weder er noch sonst jemand auch nur die leiseste Ahnung hatte, wie viele Arten es überhaupt gab. Heute kennt

die Wissenschaft lediglich 1,9 Millionen Arten an Land und im Meer, wovon die meisten tropische Insekten sind. [\[zurück\]](#)

3. Viele der Informationen zur Biologie und zum Sozialleben der Haie stammen aus: Juliet Eilperin: *Demon Fish. Travels Through the Hidden World of Sharks*. New York: Pantheon Books 2011, und aus: Leonard Compagno, Marc Dando, Sarah Fowler: *Sharks of the World*. Princeton Field Guides. Princeton / Oxford: Princeton University Press 2005.

[\[zurück\]](#)

4. Der Titel des Buchs, das nicht ins Deutsche übersetzt wurde, bedeutet sinngemäß: *Geschichtsdenkmäler nördlich des Polarkreises*. [\[zurück\]](#)
5. Oder verbarg sich hinter dem Ritual etwas ganz anderes? Vielleicht stand

gar nicht das Töten im Vordergrund, sondern der Verzehr dessen, was man getötet hatte. Dann könnten die Opferungen als Gruppenfeiern gedeutet werden. Das Ritual stellte die Ordnung und Hierarchie des Universums wieder her, es bestätigte und stärkte die Gemeinschaft. Die Menschen teilten die Speisen nicht nur mit anderen Menschen, sondern durch das Opferritual auch mit den Göttern. Die Götter ganz oben, die Menschen in der Mitte und die Tiere ganz unten. Allerdings deuten manche Funde darauf hin, dass es in der Kultur auf Engeløya Kannibalismus gegeben haben kann, es wurden nämlich Krüge mit abgesägten Knochen darin gefunden. Das macht die Sache natürlich komplizierter. [\[zurück\]](#)

6. Diese Informationen entstammen der BBC-Fernsehserie *Blue Planet*, und zwar der Folge »The Deep«, in der das TV-Team eine wissenschaftliche Studie über die Zersetzung eines Walkadavers begleitet. [\[zurück\]](#)
7. Jonas Lie: *Svend Foyn og Ishavsfarten* [Svend Foyn und die Eismeerfahrt]. Veröffentlicht in: *Fortællinger og Skildringer fra Norge* (1872) [Erzählungen und Schilderungen aus Norwegen]. In: Jonas Lie: *Samlede Værker*. Bd. 1. Kopenhagen: Gyldendal 1902, S. 148. [\[zurück\]](#)
8. Das Zitat ist einem Artikel von Inge Albrigtsen entnommen: »Da snurperen ›Seto‹ forliste – et lite hyggelig 45-års minne« [»Als der Ringwadenkutter ›Seto‹ Schiffbruch erlitt – ein wenig erfreuliches 45-Jahres-Jubiläum«], der 2006 im *Årbok*

for Steigen [Jahrbuch für Steigen]
veröffentlicht wurde. [\[zurück\]](#)

9. Später habe ich genug über die Lebensgeschichte dieses Bootes in Erfahrung gebracht, um einen Nekrolog schreiben zu können: Es wurde 1921 als Fischerboot von der Schiffbau-Gesellschaft Unterweser in Wesermünde gebaut und von seinem Eigner, der Cuxhavener Hochseefischerei, auf den Namen »Senator Stahmer« getauft. 1945 wurde es von der deutschen Kriegsmarine als Vorpostenboot übernommen und bei einer Sabotageaktion im Hafen von Ålborg versenkt. Am Weihnachtsabend desselben Jahres wurde es gehoben. Es wurde 1947 als M / S »Elsehoved« (Kopenhagen) wieder flottgemacht und 1950 an Govert Grindhaug in

Åkrehamn bei Kopervik verkauft, wo es in »Seto« umbenannt wurde. 1952 sank das Boot bei Gulleskjærene vierundvierzig Seemeilen nördlich von Bodø, also quasi vor Steigen. Johan Norman Aasjord, der Sohn von Hugos Urgroßvater Norman Johan Aasjord, ergriff die Gelegenheit beim Schopf und kaufte das Boot, um es selbst zu heben. Er reparierte es und baute es zum Ringwadenkutter für den Heringsfang um. Außerhalb der Heringssaison diente die »Seto« als Frachtschiff zwischen Norwegen und dem übrigen Europa. Am 26. Februar 1960 kenterte und sank sie während des Winterheringsfangs in tiefem Wasser vor Runde. Und dort liegt sie noch heute, denn dieser dritte Untergang war der letzte. Quelle:

<http://www.skipet.no/skip/skipsforlis/>

10. Nicht zu verwechseln mit seinem Vorfahr Gerhard Schøning (1722 –1780) von den Lofoten, der Lehrer an der Kathedralschule in Trondheim, Professor an der Akademie Sorø und Reichsdenkmalpfleger in Kopenhagen war. Dieser Gerhard Schøning gilt wegen seines akademischen Gesamtwerks als erster Historiker Norwegens. [\[zurück\]](#)
11. Die Namen verraten die Herkunft der Großgrundbesitzer. Viele kamen ursprünglich aus Südnorwegen, manche auch aus Dänemark, Deutschland oder Schottland: Walnum, Dybfest, Zahl, Rasch, Dryer, Blix, Lorentz, Falch, Bordevick, Dass, Kiil und andere. Sie hielten sich selbst

für die europäische Oberschicht und fuhren häufig zum Einkaufen aufs Festland, wo sie von großen Mengen Bordeauxwein bis hin zu Kronleuchtern, Flügeln, Tapeten und Vorhängen alles mitbrachten, was das Herz begehrte. Sie verfügten qua Geburt über Privilegien und konnten festlegen, wo das einfache Volk fischen durfte, wie hoch es sich verschulden durfte oder welche Dienstmädchen ihnen im Bett zu Diensten zu sein hatten. Nur eine kleine Minderheit von ihnen waren fürsorgliche Patriarchen, die in Krisenzeiten eine schützende Hand über ihre Untergebenen hielten.

[\[zurück\]](#)

12. Krohg, Christian: »Reiseerindringer og folkelivsbilder.« [Reiseerinnerungen und Bilder aus dem Leben des

Volkes.] In: Ders.: *Kampen for tilværelsen* [Der Kampf ums Dasein]. Oslo: Gyldendal 1952, S. 306. [\[zurück\]](#)

13. Vgl. Claire Nouvian: *The Deep*. Chicago: The University of Chicago Press 2007, S. 18. Der fantastische großformatige Bildband mit Hunderten von Fotos erschien auf Deutsch unter dem Titel: *The Deep. Leben in der Tiefsee*. Aus dem Amerikanischen von Wolfgang Rhiel. München: Knesebeck 2006. [\[zurück\]](#)
14. Schon als Vierundzwanzigjähriger ließ Michael Sars auf eigene Rechnung eine wissenschaftliche Abhandlung drucken: *Bidrag til Söedyrenes Naturhistorie* [Beitrag zur Naturgeschichte der Meerestiere]. Bergen 1829. [\[zurück\]](#)
15. Vgl. Truls Gjefsen: *Peter Christen Asbjørnsen – diger og folkesæl* [Peter

Christen Asbjørnsen – groß und volksnah]. Oslo: Andresen & Butenschøn 2001, S. 236–242.

[\[zurück\]](#)

16. Vgl. Eintrag zu Peter Christen Asbjørnsen. In: *Norsk biografisk leksikon*. Online abrufbar unter: [http://nbl.snl.no/Peter Christen Asbj](http://nbl.snl.no/Peter_Christen_Asbj)
[\[zurück\]](#)
17. Vgl. Eintrag zu Michael Sars. In: *Norsk biografisk leksikon*. Online abrufbar unter: [https://nbl.snl.no/Michael Sars](https://nbl.snl.no/Michael_Sars)
[\[zurück\]](#)
18. Vier Jahre später veröffentlichte G.O. Sars eigene Entdeckungen und auch Entdeckungen seines Vaters im Buch *On Some Remarkable Forms of Animal Life, from the Great Deeps Of the Norwegian Coast. Partly from the Posthumous Manuscripts of the Late*

Professor Dr. Michael Sars. Christiania:
Brøger & Christie 1872. [\[zurück\]](#)

19. Vgl. Jonas Collin (Hrsg.): *Skildringer af Naturvidenskaberne for alle* [Naturwissenschaftliche Schilderungen für alle]. Kopenhagen: Forlagsbureauet i København 1882. [\[zurück\]](#)
20. Philip Herbert Carpenter: »Havets Bund« [Der Grund des Meeres]. In: Jonas Collin (Hrsg.): *Skildringer af Naturvidenskaberne for alle* [Naturwissenschaftliche Schilderungen für alle]. Kopenhagen: Forlagsbureauet i København 1882, S. 1111. [\[zurück\]](#)
21. Vgl. Wendy Williams: *Kraken. The Curios, Exciting and Slightly Disturbing Science of Squid*. New York: Abrams Image 2011, S. 83. Williams' herausragendes Buch über

Tintenfische ist meine
Hauptinformationsquelle für diese
Tierart. [\[zurück\]](#)

22. Vgl. Tony Koslow: *The Silent Deep. The Discovery, Ecology, and Conservation of the Deep Sea*. Chicago: University of Chicago Press 2007. [\[zurück\]](#)
23. Vgl. Jonathan Gordon: *Sperm Whales*. World Life Library. Stillwater, Minn.: Voyageur Press 1998. [\[zurück\]](#)
24. Vgl. Philip Hoare: *The Whale. In Search of the Giants of the Sea*. New York: Ecco / HarperCollins 2010, S. 67. [\[zurück\]](#)
25. Vgl. Owen Chase: *Der Untergang der Essex. Moby Dick – die wahre Geschichte*. Hrsg. von Iola Haverstick und Betty Shepard. Mit einer Einleitung von Gary Kinder. Aus dem Englischen von Michael Benthack.

Hamburg: Verlag Die Hanse 2000.

[\[zurück\]](#)

26. Herman Melville: *Moby-Dick oder Der Wal*. Deutsch von Matthias Jendis. München: Carl Hanser Verlag 2001, S. 304 f. [\[zurück\]](#)
27. Beide Zitate: Ebenda, S. 309. [\[zurück\]](#)
28. Die gesamte Geschichte des industriellen Walfangs, einschließlich der Rolle, die die Wissenschaft dabei spielte, ist detailliert beschrieben in D. Graham Burnetts *The Sounding of the Whale. Science and Cetaceans*. Chicago: The University of Chicago Press 2012. Allein die russische Walfangflotte erlegte in den Jahren 1959 und 1960 fünfundzwanzigtausend Buckelwale. Schon vor der Mechanisierung des Walfangs konnten die Populationen so stark bejagt werden, dass sie fast gänzlich verschwanden. Auf

Spitzbergen fingen holländische, britische, deutsche und dänische Schiffe zu Beginn des 17.

Jahrhunderts mehrere Zehntausend Grönlandwale (*Balaena mysticetus*), bis um 1670 nur noch wenige Exemplare übrig waren. Ausführlich geschildert wurde diese Art von Walfang von Friedrich Martens, einem Arzt aus Hamburg, der 1671 auf einem Walfangschiff mitfuhr und darüber ein Buch mit dem Titel *Spitzbergische oder Groenlandische Reise Beschreibung gethan 1671* (Hamburg 1675) verfasste. Der Grönlandwal wiegt bis zu fünfundsiebzig Tonnen und gehört zur Familie der Glattwale. Um den Kühen zu imponieren, können Grönlandwalbullen mehrstimmig singen. Bemerkenswerterweise wiederholen sie in zwei

Paarungssaisons hintereinander nie denselben Gesang. Bis 1967 wurden in sechzig Jahren allein im Südlichen Eismeer mutmaßlich vierhundertfünfzigtausend Blauwale gefangen. Die Russen meldeten nicht jeden Fang, daher kennt man die genaue Zahl nicht. Der Walfang hat auch viele Norweger reich gemacht. [\[zurück\]](#)

29. Der dänische Arzt Aage Krarup Nielsen fuhr 1920 mit einem Walfangschiff von Norwegen zur Deception Bay. Die Reise beschrieb er in dem Buch *Durch die Tropen zum Südpolarmeer: Eine Fahrt mit Walfischfängern*. Deutsch von Julia Koppel. Berlin: Gyldendal'scher Verlag 1923. Krarup Nielsen behauptete, die von den Deutschen im Ersten Weltkrieg eingesetzten

Giftgase seien im Vergleich zum Gestank in der Deception Bay das reinste »Kinderspielzeug« gewesen.

[\[zurück\]](#)

30. Vgl. *New Scientist* vom 10. Dezember 2004:

<http://www.newscientist.com/article/d>

[\[zurück\]](#)

31. Arthur Rimbaud: *Das trunkene Schiff. Le Bateau ivre*. Übertragen von Paul

Celan, a. a. O., S. 15. [\[zurück\]](#)

32. George Orwell: *Im Innern des Wals* (1940). In: Ders.: *Im Innern des Wals. Ausgewählte Essays I*. Aus dem Englischen von Felix Gasbarra. Zürich: Diogenes Verlag 1975, S. 138.

[\[zurück\]](#)

33. Nach einer Szene des Dokumentarfilms *Lars Hertervig. Lysets vanvidd* [Lars Hertervig. Der Wahnsinn des Lichts]. ITV Studios

Norway, 2013. [\[zurück\]](#)

34. Übertragung der Gedichtpassage durch die Übersetzerinnen dieses Buchs. [\[zurück\]](#)
35. Arthur Rimbaud: *Das trunkene Schiff. Le Bateau ivre*. Übertragen von Paul Celan, a. a. O., S. 13. [\[zurück\]](#)
36. Vgl. Fridtjof Nansen: *Unter Robben und Eisbären – meine ersten Erlebnisse im Eismeer*. Leipzig: F. A. Brockhaus Verlag 1926, S. 239 ff. [\[zurück\]](#)
37. Vgl. Levy Carlson: *Håkjerringa og håkjerringfisket* [Der Eishai und die Eishaifischerei]. In: *Fiskeridirektoratets skrifter*, Bd. IV, Nr. 1. Bergen: John Griegs boktrykkeri 1958. [\[zurück\]](#)
38. Vgl. Erik Pontoppidan: *Versuch einer natürlichen Historie von Norwegen, worinnen die Luft, Grund und Boden, Gewässer, Gewächse, Metalle,*

Mineralien, Steinarten, Thiere, Vögel, Fische und endlich das Naturel, wie auch die Gewohnheiten und Lebensarten der Einwohner dieses Königreichs beschrieben werden. Zweyter Theil.

Aus dem Dänischen übersetzt von Johann Adolph Scheiben.

Kopenhagen: Franz Christian Mumme 1754, S. 256. [\[zurück\]](#)

39. Wie es sich gehört, herrscht eine gewisse Verwirrung um die Abstammung des griechischen Windgottes Aiolos, lateinisch Aeolus. Einer Version zufolge ist er der Sohn von Poseidon. Im 10. Gesang der *Odyssee* heißt es, »Äolos, Walter der Winde«, sei der Sohn des Hippotes. Aiolos gibt Odysseus einen Sack voller Winde mit, damit er mit beständigem Westwind nach Hause segeln kann. Odysseus' Männer

glauben aber, der Sack enthalte irdische Schätze, öffnen ihn und entfesseln einen Orkan. Dieser treibt sie zurück zur Insel Aiolia, wo Aiolos sich weigert, ihnen noch einmal zu helfen. [\[zurück\]](#)

40. Vgl. Pierre Martin de La Martinière: *Herrn Martiniere Neue Reise In die Nordischen Landschaften. Das ist: Eine Beschreibung von den Sitten, Gebräuchen, Aberglauben, Gebäuden und Kleidung der Norweger, Lapländer, Killopen, Borandianer, Siberianer, Samojeden, Zemblaner und Eißlander: Sampt einem Bedencken über den Irrthum unser Erdbeschreiber, wo nemlich Grönland und Nova Zembla liegen, und wie weit sie sich erstrecken.* Aus dem Englischen übersetzt von Johann Langen. Hamburg: Johann

Nauman und Georg Wolff 1675, S. 12
f. [\[zurück\]](#)

41. Diese Information stammt aus: Arne Lie Christensen: *Det norske landskapet. Om landskap og landskapsforståelse i kulturhistorisk perspektiv* [Die norwegische Landschaft. Über Landschaft und das Verständnis von Landschaft aus kulturhistorischer Perspektive]. Oslo: Pax Forlag 2002, S. 75. [\[zurück\]](#)
42. Dass nicht das gesamte irdische Wasser aus dem Weltall stammt, weiß man, weil die chemische Zusammensetzung von Kometenwasser von der des übrigen Wassers abweicht. Der Wasserstoff ist im Kometenwasser durch ein schwereres Isotop namens Deuterium ersetzt. Nur die Hälfte unseres Wassers kann mit Kometen und

anderen Objekten hierhergeplant sein, die mit der Erde zusammengeprallt sind. Der Rest war wahrscheinlich von Anfang an da, und zwar in der Materie, aus der sich die Erdkugel schließlich gebildet hat. Mit anderen Worten sind große Teile des irdischen Wassers mehr als viereinhalb Milliarden Jahre alt. [\[zurück\]](#)

43. Vgl. das erste Kapitel »Das All und der Ozean« in: Robert Kunzig: *Der unsichtbare Kontinent. Die Entdeckung der Meerestiefe*. Aus dem Amerikanischen von Wolfgang Rhiel. Hamburg: mareverlag 2002. [\[zurück\]](#)
44. Man schätzt, dass es im Universum circa fünfhundert Milliarden Galaxien gibt, von der jede Milliarden oder mehrere Tausend Milliarden von Sternen enthält. Astronomen der Universität von Auckland haben 2013

mithilfe einer neuen Technologie die Anzahl »erdähnlicher« Sterne in der Milchstraße nach oben korrigiert. Die alte Schätzung lag bei siebzehn Milliarden. Die neue liegt mehr als fünfmal so hoch (bei hundert Milliarden). [\[zurück\]](#)

45. Die NASA sowie die Forscherteams, die bei diesem Projekt zusammengearbeitet haben, analysierten vier Jahre lang Daten des Weltraumteleskops Kepler. Sie suchten nach einem Planeten, der seine Sonne in einer Entfernung umkreist, die ihn bewohnbar machen würde. Der Planet, der der Erde bisher am meisten ähnelt, liegt im Sternbild Leier, tausendvierhundert Lichtjahre von unserem Sonnensystem entfernt, und wurde auf den Namen Kepler 452b getauft.

[\[zurück\]](#)

46. Die Geschichte der norwegischen Leuchttürme zu dieser Zeit, einschließlich der Rolle der Familie Mork, ist wunderbar beschrieben im zweiten Band von Jostein Nerbøviks *Volda-soga 1800–1945*, unter dem Titel *Holmgang med havet 1838–1914* [Holmgang mit dem Meer 1838–1914]. Volda: Volda kommune 1997. [\[zurück\]](#)
47. Vgl. *Ny Illustreret Tidende* vom 26. Juni 1881, Nr. 26, Kristiania, S. 1 f. [\[zurück\]](#)
48. Christoph Ransmayr: *Die Schrecken des Eises und der Finsternis*. 2. Auflage. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag 1996, S. 139 ff. [\[zurück\]](#)
49. Gunnar Isachsen: *Fra Ishavet* [Aus dem Eismeer]. Sonderdruck aus *Det norske geografiske selskabs årbok 1916–1919*, S. 198. [\[zurück\]](#)

50. Vgl. Jostein Nerbøvik: *Holmgang med havet 1838–191*, S. 312. [\[zurück\]](#)
51. Vgl. <http://da2.uib.no/cgi-win/WebBok.exe?slag=lesbok&bokid=t104> Frode Pilskog vom Leuchtturmmuseum in Dalane hat für mich Wiig als Konstrukteur des Leuchtturms von Skrova identifiziert und mir mit »Wiig« unterzeichnete Kopien der Originalbaupläne zugeschickt. [\[zurück\]](#)
52. Alexander Lange Kielland: *Garman & Worse*. Aus dem Norwegischen übersetzt von Josef C. Poestion. Leipzig: Philipp Reclam jun. 1881, S. 1. [\[zurück\]](#)
53. Vgl. Bjørn Tore Pedersen: *Lofotfisket* [Der Lofotenfischfang]. Oslo: Pax Forlag 2013, S. 109. [\[zurück\]](#)
54. Olaus Magnus hat sein Werk auf

Latein verfasst, unter dem Titel *Historia de gentibus septentrionalibus*. Bereits 1567 erschien eine deutsche Übersetzung von Johann Baptist Fickler im Verlag Henricpetrina in Basel. Vor einigen Jahren erschien eine weitere deutsche Ausgabe. Olaus Magnus: *Die Wunder des Nordens*. Erschlossen von Elena Balzamo und Reinhard Kaiser. Frankfurt am Main: Eichborn Verlag 2006. Da das Werk in beiden Ausgaben stark gekürzt ist, wurde stattdessen die schwedische Ausgabe zugrunde gelegt, die auch Morten A. Strøksnes verwendet hat. Olaus Magnus: *Historia om de nordiska folken*. Nachdruck der Übersetzung des Michaelisgillet. Hedemora: Gidlunds förlag 2010. [\[zurück\]](#)

55. Urheber dieser Geschichte ist ein walischer Kirchenmann namens

Giraldus Cambrensis (1146–1223), der gesehen haben will, wie in Irland kleine gänseähnliche Vögel aus den Früchten eines Baums geschlüpft seien. [\[zurück\]](#)

56. In der Schlacht bei Actium sollen Schiffshalter Antonius' Schiff festgehalten haben, sodass seine Gegner ihn überraschen konnten. Bei einer anderen Gelegenheit sollen sie ein Schiff mit vierhundert Ruderern festgehalten haben. Außerdem sei es lebensgefährlich, den Schiffshalter zu essen. Vgl. Olaus Magnus: *Historia om de nordiska folken*, Buch 21, Kap. 32, S. 1019. [\[zurück\]](#)

57. Vgl. Joseph Nigg: *Sea Monsters. The Lore and Legacy of Olaus Magnus's Marine Map*. Lewes: Ivy Press 2013. [\[zurück\]](#)

58. Olaus Magnus: *Historia om de nordiska*

folken, Buch 21, Kap. 41, S. 1031.

[\[zurück\]](#)

59. Olaus Magnus: *Historia om de nordiska folken*, Buch 21, Kap. 5, S. 987 f.

[\[zurück\]](#)

60. Olaus Magnus: *Historia om de nordiska folken*, Buch 21, Kap. 35, S. 1023.

[\[zurück\]](#)

61. Vielleicht ist die große norwegische Seeschlange von der Midgardschlange inspiriert. Der nordischen Mythologie zufolge warf Odin die Midgardschlange aus Asgard hinaus. Auf dem Meeresgrund wurde sie so groß, dass sie schließlich die ganze Erde umschloss – wie Okeanos in der frühen griechischen Mythologie. Thor hatte die Midgardschlange beim Angeln einmal am Haken. Der »Lieder-Edda« zufolge werden sich beim Weltuntergang (»Ragnarök«)

Thor und die Midgardschlange einen Kampf der Giganten liefern, den keiner überlebt. [\[zurück\]](#)

62. Vgl. Erik Pontoppidan: *Versuch einer natürlichen Historie von Norwegen*, S. 368–394. Das dänische Original erschien bereits 1752 und 1753 in Kopenhagen. [\[zurück\]](#)
63. Vgl. Erik Pontoppidan: *Versuch einer natürlichen Historie von Norwegen*, S. 394–398. [\[zurück\]](#)
64. *Der Königspiegel* von einem unbekannten Verfasser aus der Mitte des 13. Jahrhunderts gilt als das vielleicht bedeutendste Werk des norwegischen Mittelalters. Darin erzählt ein Vater seinem Sohn von der Welt und berichtet unter anderem, dass es im Meer vor Grönland Meertrolle gebe, die »hafstramba« genannt würden. »Immer wenn man

dieses Ungeheuer gesehen hat, hat man sicher danach einen Sturm auf dem Meere erwarten dürfen. (...)

Wenn es sich nach dem Schiffe zugewandt und in dieser Richtung sich nach vorn gestürzt hatte, da haben die Leute als sicher Mannschaftsverlust auf diesem Schiffe vorausgewusst. Aber wenn es sich vom Schiffe abgewandt und nach dieser Richtung sich gestürzt hatte, da sind die Männer in guter Hoffnung gewesen, alle ihre Leute zu behalten, auch wenn sie es mit schwerer See und heftigem Sturm zu tun bekämen.« *Der Königspiegel. Konungsskuggsjá*. Aus dem Altnorwegischen von Rudolf Meissner. Mit einem Beitrag von Annie Heiermeier. Halle an der Saale: Max Niemeyer Verlag 1944, S. 79 f.

[\[zurück\]](#)

65. Vgl. Erik Pontoppidan: *Versuch einer natürlichen Historie von Norwegen*, S. 365 f. [\[zurück\]](#)
66. Vgl. Bjørn Tore Pedersen: *Lofotfisket*, S. 109 f. [\[zurück\]](#)
67. Vgl. Anthonie Cornelis Oudemans: *The Great Sea-Serpent. A Historical and Critical Treatise*. Leiden / London: Selbstverlag 1892. [\[zurück\]](#)
68. Vgl. Olaus Magnus: *Historia om de nordiska folken*, Buch 21, Kap. 34, S. 1021 f. [\[zurück\]](#)
69. Wenn man ihnen fünf Dosen zur Auswahl gibt, die mit unterschiedlichen Zeichen versehen sind, und in einer davon einen Krebs versteckt, begreift der Tintenfisch schnell, welches Symbol auf den Krebs hindeutet. Legt man den Krebs in eine andere Dose, erkennt der

Tintenfisch, dass sich das Symbol geändert hat. Vgl. Wendy Williams: *Kraken*, S. 154–158. [\[zurück\]](#)

70. Vgl. *National Post* vom 2.11.2003. Der von Scott Stinson verfasste Artikel erschien unter der Überschrift: »Kapitän tötet 600-Kilo-Hai mit Messer«. [\[zurück\]](#)
71. Vgl. Eivind Berggrav: *Land der Spannungen. Das unbekannte Norwegen*. Übersetzt aus dem Norwegischen von Thabita von Bonin. Hamburg: Hoffmann und Campe Verlag 1938. [\[zurück\]](#)
72. Vgl. Mark Kurlansky: *Kabeljau. Der Fisch, der die Welt veränderte*. Aus dem Englischen von Ulrich Enderwitz. München: Claassen Verlag 1999, S. 52 f. [\[zurück\]](#)
73. Vgl. Richard Ellis: *The Great Sperm Whale: A Natural History of the*

*Ocean's Most Magnificent and
Mysterious Creature*. Lawrence:
University Press of Kansas 2011, S.
123–125. [\[zurück\]](#)

74. Russische Fischer gehen davon aus, dass die vor Nordwestrussland durchgeführte Seeseismik in den 1970er- und 1980er-Jahren die Kabeljaufischerei zum Erliegen gebracht hat. Norwegische Küstenfischer haben versucht, Seismikschiffe am Eindringen in ihre Fanggebiete zu hindern, aber ihre Boote wurden von der Küstenwache geentert und vertrieben. Die Erdölbranche hat die Seismik finanziert und nutzt das Militär, zu dem die Küstenwache gehört, als Sicherheitsdienst, wenn Fischer demonstrieren – und das in einem Gebiet, in dem nach Beschluss der

zuständigen Behörden vorläufig keine Aktivitäten zur Ölförderung stattfinden dürfen. [\[zurück\]](#)

75. Vgl. Frank A. Jenssen: *Torsk. Fiskens som skapte Norge*. Oslo: Kagge forlag 2012, S. 52 f. [\[zurück\]](#)
76. Vgl. Philip Hoare: *The Whale*, S. 34. [\[zurück\]](#)
77. Es gibt zwei Skrova-Lieder. Das eine, aus dem die hier zitierten Zeilen stammen, trägt den Titel *Skrova-Lied* und wurde um 1950 von Wilhelm »Ville« Pedersen geschrieben. Man kann es wohl als das offizielle Skrova-Lied betrachten. Das zweite mit dem Titel *Seht den Skrova-Leuchtturm blinken* wurde 1949 von Herleif Peder Risbøl verfasst und erstmals bei einer Revue im Haus der Jugend vorgetragen. [\[zurück\]](#)
78. Vgl. Olaus Magnus: *Historia om de*

nordiska folken, Buch 21, Kap. 2, S.
984. [\[zurück\]](#)

79. Johan Hjort: *Fiskeri og Hvalfangst i det nordlige Norge*. Bergen: John Griegs forlag 1902, S. 67. [\[zurück\]](#)
80. Johan Hjort: *Fiskeri og Hvalfangst i det nordlige Norge*, S. 68. [\[zurück\]](#)
81. Später arbeitete Johan Hjort mit dem bedeutenden britischen Meeresforscher John Murray zusammen. Dieser hatte an der legendären ersten großen Tiefseeexpedition mit der HMS »Challenger« teilgenommen, bei der über viertausend neue Arten entdeckt wurden. Im Jahr 1910 unternahmen Hjort und Murray eine gemeinsame Expedition mit dem Dampfschiff »Michael Sars«, die sie vom Nordatlantik bis zu den Küsten Afrikas führte. Hjort und Murray

entdeckten über hundert neue in der Tiefsee vorkommende Arten und fanden heraus, dass Fische und andere Lebewesen häufig mithilfe von Chemikalien und Bakterien Licht erzeugten (Biolumineszenz). Ihre Entdeckungen beschrieben sie in dem Buch *The Depths of the Ocean* (1912).

[\[zurück\]](#)

82. Olav H. Hauge: *Eine Möwe*. In: Ders.: *Gesammelte Gedichte*. Aus dem Norwegischen von Klaus Anders. Berlin / Hörby: Edition Rugerup 2012, S. 138. [\[zurück\]](#)

83. Ins Deutsche übertragen von den Übersetzerinnen dieses Buchs.

[\[zurück\]](#)

84. Der Meeresbiologe Dag L. Aksnes hat dieses Phänomen erforscht und das Forschungsprojekt »Coastal water darkening causes eutrophication

symptoms« geleitet. Eine popularisierte Darstellung seiner Erkenntnisse wurde unter dem Titel *Mørkere kystvann?* [Dunklere Küstengewässer?] in der Zeitschrift *Naturen*, Nr. 3, 2015, S. 125–132, veröffentlicht. [\[zurück\]](#)

85. Vgl. Per Robert Flood: *Fjord. Livet i dypets skjulte univers*. Leikanger: Skald 2014, S. 59. [\[zurück\]](#)

86. Vgl. Fabrice Ardhuin, Lucia Gualtieri und Eléonore Stutzmann: »How Ocean Waves Rock the Earth: Two Mechanisms Explain Microseisms With Periods 3 to 300 s.« In: *Geophysical Research Letters*. Volume 42, Issue 3, S. 765–772. Publiziert am 10.2.2015. Abrufbar unter: <http://onlinelibrary.wiley.com/doi/10.1029/2014GL061881>. [\[zurück\]](#)

87. Vgl. Sigri Skjeggstad Lockert:

Havsvelget i nord. Moskstraumen gjennom årtusener [Der Meeresschlund im Norden. Der Mahlstrom durch die Jahrtausende]. Stamsund: Orkana akademisk 2011, S. 111. [\[zurück\]](#)

88. Vgl. Edgar Allan Poe: *Sturz in den Malström*. In: Ders.: *Sämtliche Erzählungen*. Zweiter Band. Aus dem Amerikanischen von Barbara Cramer Nauhaus, Erika Gröger und Heide Steiner. Frankfurt am Main / Leipzig: Insel Verlag 2002, S. 53–74. [\[zurück\]](#)
89. Vgl. Jules Verne: *20 000 Meilen unter dem Meer*. In: Ders.: *Die große Jules Verne Ausgabe in 20 Bänden*. Bd. 4. Aus dem Französischen von Joachim Fischer. Frankfurt am Main: Verlag Bärmeier & Nickel 1966, S. 270 ff. [\[zurück\]](#)
90. Vgl. Christian Lydersen und Kit M. Kovacs: *Haiforskning på Svalbard*

[Haiforschung in Spitzbergen]. In:
Polarboken 2011–2012.

Herausgegeben von Norsk
polarklubb. Oslo 2012, S. 5–13.

[\[zurück\]](#)

91. Werner Herzog: *Minnesota-Erklärung*.

Hier zitiert nach Werner Herzogs
offizieller Website, vgl.

[http://www.wernerherzog.com/comple
works-text.html](http://www.wernerherzog.com/comple
works-text.html). Diese Erklärung ist

ein filmästhetisches Programm, das
Herzog bei einer Rede am 30. April
1999 im Walker Art Center in
Minnesota vortrug. [\[zurück\]](#)

92. Vgl. Donovan Hohn: *Moby-Duck. The
True Story of 28 800 Bath Toys Lost at
Sea and of the Beachcombers,
Oceanographers, Environmentalists,
and Fools, Including the Author, Who
Went in Search of Them*. New York:
Viking 2011. [\[zurück\]](#)

93. Vgl. *The Guardian* vom 8. März 2013.
[\[zurück\]](#)
94. Vor Kurzem hat die Fischereibehörde eine entsprechend umstrittene Genehmigung für den Küstenbereich vor Nord-Trøndelag erteilt. Vgl. *Fiskeribladet Fiskaren* vom 17. Juni 2015, S. 5. [\[zurück\]](#)
95. Gustav Peter Blom: *Bemærkninger paa en Reise i Nordlandene og igjennem Lapland til Stockholm i Aaret 1872*. 2. Auflage. Christiania: R. Hviids Forlag 1832, S. 77 f. [\[zurück\]](#)
96. Svein Skotheim: *Keiser Wilhelm i Norge*. Oslo: Spartacus 2011, S. 168.
[\[zurück\]](#)
97. Viele der Informationen über das Alter der Erde und die Bestrebungen der Menschen, es zu bestimmen – von Bischof Ussher bis in die moderne Zeit –, stammen aus Martin J. S.

Rudwicks hervorragendem Buch
*Earth's Deep History: How It Was
Discovered and Why It Matters.*

Chicago: The University of Chicago
Press 2014. [\[zurück\]](#)

98. Vgl. Ivar B. Ramberg u. a. (Hrsg.):
Landet blir til. Norges geologi [Das
Land entsteht. Die Geologie
Norwegens]. 2. Auflage. Trondheim:
Norsk Geologisk Forening 2013, S. 89
f. [\[zurück\]](#)
99. Vgl. Judith Schalansky: *Atlas der
abgelegenen Inseln. Fünfzig Inseln, auf
denen ich nie war und niemals sein
werde.* 11. Auflage. Hamburg:
mareverlag 2011, S. 22. [\[zurück\]](#)
100. Daniel Defoe: *Robinson Crusoe.* Erster
und zweiter Band. Aus dem
Englischen von Franz Riederer. Mit
Nachwort und Zeittafel von Uwe
Böker. Düsseldorf / Zürich:

Artemis & Winkler 2001, S. 157.

[\[zurück\]](#)

101. Roy Jacobsen: *Die Unsichtbaren*. Aus dem Norwegischen von Gabriele Haefs und Andreas Brunstermann. Hamburg: Osburg Verlag 2014, S. 102.

[\[zurück\]](#)

102. Eine kurze Zusammenfassung dieser Forschungsergebnisse findet sich unter:

<http://www.lincoln.ac.uk/news/2013/C>

[\[zurück\]](#)

103. James Joyce: *Ulysses*. Übersetzt von Hans Wollschläger. Hrsg. und kommentiert von Dirk Vanderbeke, Dirk Schultze, Friedrich Reinmuth und Sigrid Altdorf in Verbindung mit Bert Scharpenberg. Mit zahlreichen Karten. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 1975, S. 53.

[\[zurück\]](#)

104. *Olav Tryggvasons saga*. In: *Norges Kongesagaer*. Ins Norwegische übertragen von Anne Holtsmark und Didrik Arup Seip. Kap. 63. Oslo: Gyldendal 1979, S. 179. Ins Deutsche übertragen von den Übersetzerinnen dieses Buchs. [\[zurück\]](#)
105. Vgl. Elizabeth Kolbert: *Das sechste Sterben. Wie der Mensch Naturgeschichte schreibt*. Aus dem Englischen von Ulrike Bischoff. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 2015. [\[zurück\]](#)
106. Der jüngste zu diesem Thema veröffentlichte Forschungsbericht erschien in der Zeitschrift *Science Advances* am 19. Juni 2015 unter dem Titel: *Accelerated Modern Human-induced Species Losses: Entering the Sixth Mass Extinction*. [\[zurück\]](#)

107. Vgl. Tim Flannery: *Wir Wettermacher. Wie die Menschen das Klima verändern und was das für unser Leben auf der Erde bedeutet.* Aus dem Englischen von Hartmut Schickert. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag 2006. Wenn sich das Meer erwärmt, wird dadurch auch seine Fähigkeit beeinträchtigt, die Wärme in tiefere Wasserschichten abzugeben. Die Abgrenzung zwischen den drei Hauptschichten des Wassers verschärft sich, der Austausch zwischen ihnen wird geringer. Das warme Wasser findet nicht mehr den Weg in die Tiefe, was zu einer weiteren Erwärmung der Oberfläche führt. Vor fünfundsünfzig Millionen Jahren war das Meer schon einmal so warm geworden, dass fast alles Leben in der Tiefsee ausstarb, das nur in kaltem Wasser möglich ist. [\[zurück\]](#)

108. Vgl. Neil Shubin: *Der Fisch in uns. Eine Reise durch die 3,5 Milliarden Jahre alte Geschichte unseres Körpers.* Aus dem Amerikanischen von Sebastian Vogel. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag 2008. [\[zurück\]](#)
109. Vgl. Dante Alighieri: *Die göttliche Komödie.* Italienisch und Deutsch. Übersetzt von Hermann Gmelin. 1. Teil: Die Hölle. 6. Auflage. Stuttgart: Klett-Cotta 2002. 26. Gesang, S. 309–315. [\[zurück\]](#)
110. *Andøyposten* vom 3. Juli 2006. [\[zurück\]](#)
111. Vgl. Juliet Eilperin: *Demon Fish, a. a. O.* [\[zurück\]](#)
112. Hiob 28,12–14 aus der Lutherbibel in der Fassung von 1984. [\[zurück\]](#)

Impressum

Originaltitel: *Havboka eller Kunsten å fange en kjempehai fra en gummibåt på et stort hav gjennom fire årstider*

Originalverlag: Forlaget Oktober, Oslo



NORLA

NORWEGIAN LITERATURE ABROAD

Die Deutsche Verlags-Anstalt dankt NORLA,
Norwegian Literature Abroad, für die
finanzielle Unterstützung der Übersetzung.

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Copyright © 2015 by Morten A. Strøksnes und
Forlaget Oktober, Oslo

Published by agreement with Copenhagen
Literary Agency, Kopenhagen

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe
2016 by Deutsche Verlags-Anstalt, München, in
der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Lübbecke Naumann
Thoben, Köln,

unter Verwendung von Illustrationen von
istockimages/jpig und istockimages/Sylverarts

Gestaltung und Satz: DVA/Andrea Mogwitz
Gesetzt aus der Apollo

ISBN 978-3-641-19882-4

V002

www.dva.de